



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Suche nach Positionierung im politischen
Entwicklungsdiskurs.“

Eine kritische Positionierung in den Spannungsfeldern von Subjektivismus und
Objektivismus, Identität und Differenz, meinem Wissen und dem Wissen der Anderen

Verfasser

Bernhard Laner

angestrebter akademischer Grad

Magister (Mag.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Zulassungsbescheid:

Internationale Entwicklung

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Stefan Hopmann

Danksagung

Diese Diplomarbeit wurde zwar von mir verfasst, sie stellt jedoch das Ergebnis eines Prozesses dar, auf den verschiedene Menschen Einfluss genommen haben. All diesen Menschen möchte ich an dieser Stelle ein Dankeschön aussprechen.

Meine Danksagung zieht mehrere Kreise. Den engsten Kreis derjenigen Menschen, die meine Arbeit beeinflussten, sind jene, die direkt Einfluss auf meine Arbeit genommen haben. Hierzu sind jene Menschen zu zählen, die die Bücher verfassten, die ich für die hier vorliegende Arbeit gelesen hatte, sowie diejenigen Personen, die sich angehört oder durchgelesen haben, was ich verfasste und mir ihre Kritik darboten. Anja Monden, Carina Haider, Florian Haderer und Stefan Hopmann standen mir mit ihren Meinungen über meine Arbeit zur Seite – ein Dankeschön an ihnen. Im Weiteren sind hierzu auch jene Menschen zu zählen, die sich bereit erklärten an meiner Forschungsarbeit teilzunehmen. In diesem Sinne ein herzliches Dankeschön an meine Freunde in Ghana.

Meine Danksagung zieht weitere Kreise. Während dem letzten eineinhalb Jahren war eines meiner persönlichen Hauptprojekte das Verfassen des hier folgenden Textes. In dieser Zeit war ich beinahe zu jeder Zeit dazu bereit Zeit für die Diplomarbeit aufzuwenden. Jedes mal, wenn ich einen Gedanken hatte, der mich an eine Textstelle in meiner Arbeit erinnerte, nahm ich mir Zeit, meinen Computer einzuschalten und den Gedanken niederzuschreiben oder, wenn mein Computer nicht in Reichweite war, den nächstliegenden Zettel und Stift in die Hand zu nehmen und den Gedanken zu verfassen. Manchmal sah ich einen Film und bekam währenddessen einen Gedanken, der an eine Textstelle in meiner bereits vorhandenen Arbeit anknüpfte. Manchmal hatte ich eine Unterhaltung mit einer Person und währenddessen entwickelte sich in mir ein spannender Gedankengang, der mich an eine Textstelle in meiner Arbeit erinnerte. Manchmal erlebte ich eine Situation, die mich zum Nachdenken anregte und mich auf eine Textstelle in meiner Arbeit aufmerksam machte. Es waren daher sehr verschiedene Menschen, die meine Diplomarbeit gebrandmarkt haben. Manche, die ich gar nicht kannte, wie zum Beispiele jene, die in den Filmen Akteure darstellten, manche, die ich nur flüchtig kannte, wie zum Beispiel jene, denen ich nur in einem einmaligen Erlebnis begegnete, sowie manche, die ich sehr innig kenne, meine Freunde zum Beispiel, mit denen ich viele Gespräche geführt hatte und immer noch tue. All diese Menschen sind ein Dankeschön würdig, da sie einen Teil zu dieser Arbeit beigetragen haben.

Nicht zu vergessen sind auch jene Menschen, die zu jenen Kreisen zählen, die mein Leben auch vor der Zeit beeinflussten, als ich begann mich dieser Arbeit zu widmen. Es sind die Menschen, die Gut hießen, für was ich einstand, die mich aber auch kritisierten und mir Grenzen aufzeigten, die mich bestätigten in dem was ich tat, sagte oder dachte, die mich aber auch widerlegten und mir Widersprüche aufzeigten, die mich motivierten und nachdenklich stimmten, die es aber auch schafften Emotionen in mir auszulösen. Hierbei möchte ich vor allem meinen Eltern und meinen Freunden einen herzlichen Dank aussprechen. Meinen Eltern sei an dieser Stelle auch noch ein weiterer bedeutender Dank zugesprochen, da sie mir die finanzielle Möglichkeiten eröffneten, bis an den heutigen Tag meines Lebens mein Leben so zu führen, wie ich es für interessant und richtig hielt.

Inhaltsverzeichnis

Tagebucheintrag.....	1
Einleitung.....	5
Warum es Sinn macht diese Arbeit zu schreiben:.....	7
Entwicklung.....	9
Entwicklung als Konzept.....	10
Entwicklung zur Erweiterung von Freiheiten.....	11
Entwicklung als ein Konzept, das den vielfältigen Aspekten des Lebens offen gegenüber steht.....	11
Entwicklung erachtet den Menschen als ein aktives Subjekt.....	13
Politische Entwicklung.....	14
Kritisches Denken.....	16
Erkenntnis.....	20
Wissenschaft.....	20
Erkenntnistheorie.....	24
Identität.....	58
Identität und Differenz.....	60
Die Gesellschaft und das eigene Bild der Wirklichkeit.....	62
Der Diskurs.....	67
Beispiel: Kolonialismus.....	71
Beispiel: Die Anerkennung von kollektiven Identitäten durch den Staat.....	75
Entscheidungen.....	77
Der Mensch und das Andere.....	77
Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Menschen.....	78
Politische Entwicklung: das Ideal von Entscheidungsfindung.....	80
Theorie und Praxis.....	87
Meine erste Erfahrung mit empirischer Forschung.....	90
Entscheidungen und die Studierenden an der University for Development Studies in Ghana.....	96
Gruppendiskussion.....	105
Die Vorgehensweise der Analyse: Das Gruppeninterview.....	107
Der Diskussionsverlauf: die Themen; die Positionen; die Gruppe und Ich.....	110
Weitere Positionen und Interaktionen.....	119
Anhang 1.....	137
Anhang 2.....	142
Bibliographie:.....	144
Abstrakt deutsch.....	148
Abstract english.....	150
Curriculum Vitae.....	151

Es gibt viele Wahrheiten, aber keine ist vollkommen.
... mensch muss nicht alles wissen!

Tagebucheintrag

Diese Arbeit ist die Suche nach einem Ursprung. Ich kann vorwegnehmen, dass ich **den** Ursprung nicht gefunden habe. Dennoch, ich habe **für mich** eine Art Ursprung gefunden. Diese Arbeit ist daher eine persönliche Arbeit. Die Geschichte begann so:

Vor etwa sieben Jahren habe ich begonnen, den Studiengang Internationale Entwicklung an der Universität Wien zu belegen. In den ersten zwei Jahren meiner Studienzeit habe ich verschiedenste Zugangsweisen zu Wissen(schaft) kennengelernt. Ich habe zu verstehen gelernt, dass wir alles, was wir uns zum Thema machen können, aus einer politischen, aus einer ökonomischen, aus einer polit-ökonomischen, aus einer soziologischen, aus einer psychologischen und aus einer kulturellen Sichtweise betrachten, analysieren, begreifen und darstellen können. Ich kam dabei auch zu der Einsicht, dass mensch¹ ein Thema nicht aus einer Sichtweise betrachten, sondern möglichst einen umfassenden Blick auf die Dinge werfen sollte oder besser gesagt nicht nur einen umfassenden, sondern sogar einen Blick, der die verschiedenen Aspekte des Lebens zu inkorporieren vermag, so quasi einen transdisziplinären Ansatz verfolgt.

In den nächsten zwei Jahren habe ich die Freiheit genossen, die mir das Curriculum des Diplomstudiums Internationale Entwicklung eingeräumt hat, mich mit unterschiedlichsten Themen im Zuge von Vorlesungen und Seminaren zu befassen. Zum Teil hatte ich dabei freie Wahl, an jedem beliebigen universitären Institut Lehrveranstaltungen zu belegen und zum Teil konnte ich aus einer Reihe von Vorlesungen und Seminaren eine Auswahl treffen. Ich habe mich dabei u.a. mit Themen befasst wie Kognitionswissenschaft, Identität, politische Ökonomie, Kritische Theorie, Kulturtheorie usw. Als ich bereits drei/vier Jahre studierte, kam in mir das Bedürfnis auf, keine weiteren Seminare und Vorlesungen mehr besuchen zu müssen und ich freute mich bereits auf die Zeit, in der ich an nur ei-

¹ Ich verwende in dieser Arbeit *mensch* ... anstelle des im Deutschen gebräuchlichen *man* ... Ich möchte damit folgender Gefahr entgegenwirken: Obwohl sich **der Mann**, was für die maskuline Person steht, von dem Indefinitpronomen **man**, welches eine allgemeine, unbestimmte Personen im Singular oder Plural bezeichnet, in ihrer Schreibweise unterscheidet, so sehe ich dennoch die Gefahr, dass die Assoziation zwischen diesen beiden Begriffen tendenziell naheliegend ist. Ich möchte also mit der Verwendung von *mensch* dem entgegenwirken, dass wenn ich von einer allgemeinen, unbestimmten Person zu sprechen komme damit, eine maskuline Person oder eine andere stereotypisierte Identität in Verbindung gebracht wird. Mit Ähnlichkeit und Unähnlichkeit von Begriffen, sowie mit Identifizierung im Allgemeinen beschäftige ich mich noch eingehender in dieser Arbeit (siehe Kapitel Identität).

nem Projekt arbeiten werden könne: auf das Diplomarbeitsschreiben. Ich wollte damit beginnen die Diplomarbeit zu schreiben, weil mich etwas in den Fingern juckte. Ich hatte Ideen, die ich niederschreiben wollte und ich hatte Fragen, denen ich eingehender nachgehen wollte. Klarerweise habe ich noch während des Studiums den Freiraum genutzt, um einigen meiner Ideen und Fragen auf die Spur zu kommen, indem ich Seminare belegte und Vorlesungen besuchte, die jene Themen behandelten, die mich interessierten. Der Nachteil dabei war jedoch, dass ein Seminar oder eine Vorlesung lediglich 1,5 bis 2 Stunden in der Woche dauerte und am Ende des Semesters ebenfalls an ihrem Ende angekommen war. Es gab zwar Hausaufgaben, Referate und Seminararbeiten zu erarbeiten und auf diese Weise beschäftigte ich mich mit diesen Themen auch zuhause weiter. Dennoch war die Zeit meist zu kurz, um mein Interesse zu stillen. Außerdem habe ich mich dazu gedrängt gefühlt, auch andere Seminare zu belegen und Vorlesungen zu besuchen, um das Lehrveranstaltungs-kontingent, das mein Studiengang erforderte, aufzufüllen.

Doch eigentlich habe ich verspürt, dass ich noch mehr Freiraum in der Gestaltung meines Studiums haben wollte. Dadurch habe ich begonnen von einer Universität zu träumen, in der mensch sich Themen widmen kann, solange er/sie Lust darauf hat. Wenn die Studierenden, während sie sich mit einem Thema beschäftigen, noch weitere Themen entdecken, die sie für interessant und spannend empfinden, so können sie beginnen sich mit diesen näher zu beschäftigen. Auf diese Weise würde die Universität die Möglichkeit bieten, die Studierenden durch die Welt der Themen reisen zu lassen.

Die Universität würde den Raum für Diskussionen und Gespräche öffnen. Die Universität würde Bücher und andere Medien der Wissensvermittlung zur Verfügung stellen und einen Ort darstellen, den die Studierenden gerne besuchen, an dem sie andere Studierende treffen, die sich mit demselben Thema befassen, und wo sie auch Menschen treffen, die sich mit bestimmten Themen bereits sehr tiefsinnig befasst haben – im Allgemeinen werden diese Menschen als DozentInnen, Lehrende, ProfessorInnen, ForscherInnen, WissenschaftlerInnen usw. bezeichnet. Der Raum würde aber auch offen sein für Menschen, die ansonsten nicht in das universitäre Leben involviert sind.

Nun, diesen Traum habe ich immer noch und ich hoffe, dass es eines Tages eine solche Universität geben wird. Was ich aber eigentlich mit der Darstellung meines Traums aufzeigen wollte, ist, dass ich nicht mehr völlig zufrieden war mit meinem Studentendasein, wie ich es erlebte und, dass ich etwas anderes ersehnte. Ich wollte viel Zeit für mich in Anspruch nehmen können, damit ich mich eindringlicher den Dingen widmen konnte, die mich interessierten. Daher war die Diplomarbeit das, worauf ich mich freute.

Wenn ich nun im Rückblick darüber nachdenke, was das Diplomarbeitsschreiben für mich darstell-

te, so würde ich es als eine Suche nach meiner grundlegenden Position (im wissenschaftlichen Diskurs und insbesondere im politischen Entwicklungsdiskurs) und daher als eine Art Suche nach dem Ursprung allen Seins bezeichnen. Ich wollte mich mit dem Grundsätzlichen, mit dem Prinzipiellen beschäftigen; mit dem, was allem, über das wir nachzudenken im Stande sind, zugeschrieben werden kann; unterschiedliche Ansichten dazu kennen lernen und mich selbst dazu positionieren. Diese Arbeit ist daher der Anfang von Ideen, die zwar in der Zukunft immer wieder umerzählt und weiter-erzählt werden werden – auf dem Papier, sowie in meinem alltäglichen Leben – jedoch an dieser Stelle und in dieser Arbeit vorerst einmal einen Raum finden, um niedergeschrieben und ausformuliert zu werden.

Warum aber nun diese Dringlichkeit, dass ich nach dem Ursprung allen Seins suchen wollte bzw. möchte? Ich habe in Stuart Halls Buch *Rassismus und kulturelle Identität* (1994) einige Zeilen gefunden, die mir dazu eine Antwort gaben, die zutreffen könnte. Er schreibt:

„Je mehr das gesellschaftliche Leben durch die globale Vermarktung von Stilen, Räumen und Vorstellungen, durch internationale Reisen, global vernetzte Medienbilder und Kommunikationssysteme vermittelt wird, desto mehr lösen sich Identitäten von besonderen Zeiten, Orten, Vergangenheiten und Traditionen – sie werden entbunden und erscheinen als 'frei flottierend'. Wir werden mit einer Reihe von Identitäten konfrontiert, die alle zu uns oder besser zu bestimmten Seiten von uns gehören und zwischen denen wir wählen können.“ (Hall 1994:212)

Diese Zeilen erinnern mich an meine Vergangenheit. Meine Kindheit, sowie meine Volksschulzeit und meine Hauptschulzeit verbrachte ich in einem 3000-EinwohnerInnen-Dorf. Dieses Dorf war, ich würde sagen, eher langweilig. Bedeutend viele verschiedene Identitäten lernte ich dort nicht kennen. Die Gefahr geächtet zu werden, wenn mensch, sagen wir einmal homosexuell war, einen etwas 'radikaleren' Haarschnitt trug, sich vegan ernährte oder auf welche Art und Weise auch immer vom Durchschnitts-Menschen des Dorfs abwich, war relativ groß. Nach meinem Hauptschulabschluss verbrachte ich fünf Jahre Schulzeit in Linz - eine 300.000-EinwohnerInnen-Stadt. Linz ist nun keine Weltstadt und ich würde sagen zum Beispiel Menschen mit schwarzer Hautfarbe eine Besonderheit. Dennoch bedeutete Linz für mich, dass ich nun auch Menschen aus anderen Regionen kennen lernte, über die ansonsten 'standardisierte' Witze in meinem Dorf gemacht wurden. Menschen aus diesen Regionen lernte ich nun persönlich eingehender kennen und ich stellte mir dann auch die Frage, warum gerade über diese Menschen Witze gemacht werden, die mir genauso ähnlich wie unähnlich sind, wie alle anderen Menschen, die ich bis dahin näher kannte. Nachdem ich die Schule in Linz abgeschlossen hatte, ging ich nach Wien. Wien ist eine zirka 1.5 Millionen EinwohnerInnen-Stadt und Fremdenhass hin oder her; in Wien gibt es im Verhältnis zu dem Dorf, in dem ich aufwuchs, und auch im Verhältnis zu Linz eine große Bandbreite an Subkulturen, sprich an

Identitäten, die zumindest nebeneinander ihre Berechtigung genießen. Abgesehen davon, dass ich bereits immerzu durch das Fernsehen, durch Bücher, Werbeprospekte, in Supermärkten, durch den Schulunterricht und durch den einen oder anderen Einkaufs- oder Urlaubsausflug in eine Stadt oder in eine andere Region Österreichs oder sogar in eines der umliegenden Länder mit unterschiedlichen Sprachen, kulturellen Symbolen usw. konfrontiert wurde, begann meine persönliche Konfrontation mit der 'globalen Vielfalt' der Lebensweisen vor allem in Wien. Dabei spielte nicht nur die Konfrontation mit unterschiedlichsten Menschen eine Rolle, sondern auch die Möglichkeit, sich selbst jene Subkultur(en) 'auszusuchen', in der mensch sich gerne wiederfinden und weiterentwickeln möchte.

Jene Subkultur, in die ich mich mehr und mehr einschrieb und in der ich gleichzeitig mitzuschreiben begann, stellt eine Kultur dar, die den vielfältigen Lebensweisen offen gegenübersteht und Lebensweisen kritisiert, die dies verweigern. Dieser offene Zugang zu den unterschiedlichsten Kulturen änderte so manches in meinem eigenen Denken:

Ich hatte beispielsweise bis zu dem Zeitpunkt, als ich mit meinem Studium begann, kaum darüber nachgedacht, welche alternativen Lebensformen es zu einer klassischen Einfamilie (Vater, Mutter, Kind) geben könnte. Heute hingegen halte ich daran fest, in naher Zukunft in einer Gemeinschaft leben zu wollen, in der fünfzehn bis zwanzig (erwachsene) Menschen in ökonomischer, politischer und sozialer Hinsicht zusammenleben. Dieser Wandel meiner Vorstellung vom engsten sozialen Zusammenleben wurde einerseits vom Studium beeinflusst, in dem ich lernte zu hinterfragen. Andererseits wurde dies jedoch in einem noch viel größeren Ausmaß von Menschen beeinflusst, die ich in Wien kennen gelernt habe, die ich als meine FreundInnen bezeichne und mit denen ich viele Stunden in Gesprächen verbracht habe.

Nun hat dieser Wandel meiner Vorstellungen und Wünsche nicht nur etwas mit den Einflüssen von außen zu tun, sondern auch mit meiner persönlichen Bereitschaft Dinge auszuprobieren und Alternativen eine Chance zu geben. Ich betrachte die Globalisierung dahingehend als positiv und als eine Chance. Gleichzeitig sehe ich es jedoch auch als eine große Herausforderung, sich in einer Welt der buntesten Identitäten zurechtzufinden; sich auf einen Freundeskreis und auf Tätigkeitsfeld(er) festzulegen (für wie lange dies auch immer sein mag); und nicht dauerhaft hin und her gerissen zu sein von den unzähligen 'Angeboten', die sich in einer Stadt wie Wien wiederfinden lassen. Es ist die Herausforderung, sich zu positionieren und sich zu verorten.

Ich muss nun zugeben, dass es für mich keine immense Herausforderung darstellte, herauszufinden, mit welchen Menschen ich gerne Kontakt pflege, welche Plätze und Orte ich gerne aufsuche, sprich in welchem kulturellen Umfeld ich mich gerne bewege. Ein Aspekt davon stellte dar, dass ich das Diplomstudium Internationale Entwicklung studieren wollte. Dabei war für mich relativ schnell

klar, dass ich die transdisziplinäre Zugangsweise zu Wissen befürworte und für spannend erachte. Weniger klar war für mich jedoch, wie genau ich diesen Zugang fassen könnte; was für mich nun tatsächlich transdisziplinär zu arbeiten bedeutet. Grundsätzlich verstand ich darunter die unterschiedlichsten Zugangsweisen zu Wissen zu berücksichtigen. Ich stellte mir jedoch dabei die Frage, wie die unterschiedlichen Zugangsweisen vereint werden könnten. Dies führte mich zu der Frage, was das Gemeinsame der Zugangsweisen darstellt; welche Anknüpfungspunkte alle miteinander teilen; auf welche Art und Weise sie gebündelt werden können.

Die nächstgelegene Antwort, die mir auf diese Frage einfällt, ist, dass sie sich alle in das Feld der Sozialwissenschaft einreihen: Das Gemeinsame der unterschiedlichen Zugangsweisen wäre demnach die Beschäftigung und Produktion von Wissen, bei dem der (soziale) Mensch im Mittelpunkt des Interesses steht. Daher war die Ausgangsfrage für diese Diplomarbeit: Was verstehe ich unter Beschäftigung mit und Produktion von Wissen?

Einleitung

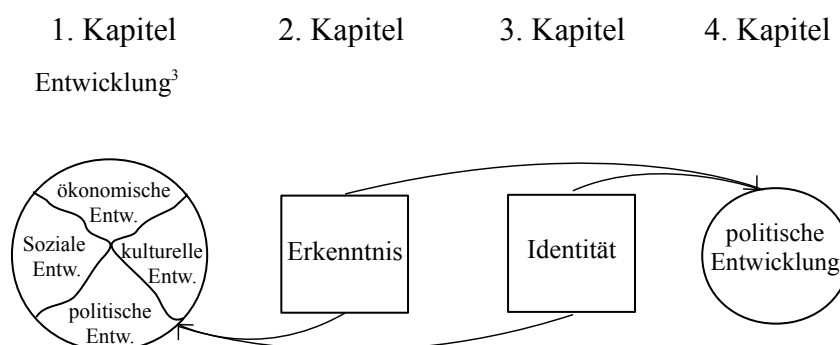
Die Beschäftigung mit Wissen ist die Suche nach Positionierung und die Produktion von Wissen ist Positionierung. Eine Position zu beziehen bedeutet, dafür einzustehen eine bestimmte Richtung zu bevorzugen.² Im Grunde ist jene Richtung, die ich bevorzuge, diejenige, dass ich mich hier und jetzt positionieren, dass meine Position jedoch in sich sowie als Ganzes kritisierbar bleibt. Wenn ich davon ausgehe, dass meine Position (auch) als Ganzes kritisierbar bleibt, so muss ich eingestehen, dass ich, obwohl ich mich auf die Suche danach mache, keine letztendliche Begründung für meine Position darlegen kann. Dennoch gründet meine Position auf keinem fundamentlosen Boden. Der Boden, auf dem diese Arbeit aufbaut ist meine Geschichte. Ich gehe daher davon aus, dass sich in dieser Arbeit eine Tendenz niederschlägt, die ihre Wurzeln in meiner persönlichen Geschichte hat, die an viele anderen Geschichten anknüpft und mit ihnen in Beziehung steht und die überspitzt formuliert soweit in die Vergangenheit zurückreicht, wie wir uns nicht vorstellen können. Diese Position, die ich hier niederzuschreiben versuche, ist nicht etwas, das ich in einem Labor entdeckt habe, sondern sie ist ein Teil von der Vorstellung von der Welt, die ich habe. Diese Vorstellung von der Welt habe ich im Zuge des Diplomarbeitsschreibens für mich konkretisiert und ausformuliert, und versucht für mich und andere deutlich zu machen.

² Wissen zu produzieren (im wissenschaftlichen Sinne) als Form der Positionierung zu bezeichnen, lässt darauf schließen, dass es auch noch andere Formen der Positionierung gibt. Im Grunde können alle Handlungen als eine Form der Positionierung bezeichnet werden. In diesem Sinne ist es gleichgültig, ob ich das, was ich in dieser Arbeit niederschreibe als wissenschaftliche Arbeit formuliere, ob ich einen Roman oder ein Gedicht verfasse, ob ich etwas vortanze oder ein Werkstück bastele – das Wesentliche ist, dass ihnen allen zu Grunde liegt, dass in allen Formen der Wissensproduktion (im allgemeinen Sinne) ausgedrückt wird, dass eine bestimmte Richtung bevorzugt wird und gleichzeitig andere Richtungen verschwiegen, kritisiert oder als alternativ betrachtet werden.

Die Konsequenz, die sich aus meiner Geschichte ergibt, soweit ich dies zu reflektieren fähig bin (siehe Tagebucheintrag auf Seite 1ff) und sich in dieser Arbeit niederschlägt, ist, dass ich erstens den Willen hatte, mich zu positionieren (vor allem im Hinblick auf politische Entwicklung), zweitens, dass ich die Themen Erkenntnis und Identität näher erkunden wollte, sowie drittens, dass ich annehme, dass der Ausrichtung der Position bereits eine bestimmte Tendenz zugrunde lag.

Ich gehe nun nicht davon aus, dass ich immer nur gemäß einer Position handle, sondern dass ich in verschiedenen Situationen auch verschiedene Positionen einnehme. In dieser Arbeit jedoch möchte ich jene Position darstellen, die ich bevorzuge, die mein Ideal und meine Utopie darstellt, nach der ich versuche zu handeln und die ich für angemessen halte für die gesellschaftliche Entwicklung. Demnach beginnt diese Arbeit damit, dass ich Aussagen darüber treffe, welche Aspekte von Entwicklung von Bedeutung sind, sprich wie Entwicklung gedacht werden sollte. Da ich mich nicht imstand fühle, sowie es nicht für sinnvoll halte, das ganze Feld von Entwicklung zu behandeln, schränke ich mich im Weiteren auf jenes Thema ein, das als politische Entwicklung bezeichnet werden kann und bei dem Fragen in Bezug auf die Art und Weise der idealen Entscheidungsfindung in den Mittelpunkt des Interesses gerückt werden. Im Folgenden beschäftige ich mich eingehender mit den Themen Erkenntnis und Identität. Mit diesen Themen werfe ich folgende grundlegenden Fragen auf: Was und wie erkenne ich? (Identität) sowie: Wie gewiss kann ich mir dessen sein, was ich erkenne? (Erkenntnis). Die Positionen, die ich gegenüber diesen Fragen einnehmen werden, stellen die Grundlage für meine Vorstellung von Entwicklung sowie für meine Idealvorstellung von Entscheidungsfindung dar.

Der Aufbau der Arbeit kann graphisch folglich dargestellt werden:



³ Die Einteilung in politische, ökonomische, soziale und kulturelle Entwicklung, stellt hier nicht das eigentliche Thema dar und deshalb ist nicht auszuschließen, dass noch weitere Aspekte von Entwicklung einbezogen werden können, wie beispielsweise psychologische Entwicklung. Die Grenzsetzung zwischen den einzelnen Aspekten von Entwicklung sind hier (graphisch) abgegrenzt dargestellt, wobei angenommen werden muss, dass die Grenzen eigentlich fließend zu denken sind. Was beispielsweise als politische betrachtet wird, könnte auch aus einer ökonomischen, aus einer kulturellen oder aus einer sozialen Sicht betrachtet werden.

In der Graphik wird das erste und das vierte Kapitel mit einem Kreis symbolisiert, sowie das zweite und das dritte Kapitel mit einem Quadrat. Durch die unterschiedliche bildliche Darstellung der Kapitel sollte deutlich werden, dass das zweite und das dritte Kapitel tendenziell jene Themen darstellen, mit denen ich mich entweder ausführlich mit unterschiedlichen Zugangsweisen zu diesem Thema beschäftigte (Erkenntnis) oder bei dem ich mich intensiver mit einer Argumentationslinie auseinandersetzte (Identität). In diesen Themen werden daher unterschiedliche Sichtweisen gegenübergestellt und oder Zusammenhänge herausgegriffen. Im Zentrum steht hier, Positionen dazu zu beziehen, was ist. Das erste und das vierte Kapitel stellen hingegen Vorstellungen dar, wie es sein sollte. In diesen Vorstellungen – einerseits die Vorstellung von Entwicklung im Allgemeinen und andererseits die Vorstellung von politischer Entwicklung im Besonderen – vermengen sich nun jene Argumente, die ich in den Themen Erkenntnis und Identität nachzeichne mit jenen Vorstellungen von der Welt, die ich habe und die von meiner ganzen Geschichte abhängig sind. Es kann jedoch auch nicht davon abgesehen werden, dass anzunehmen ist, dass in diesem Sinne meine Geschichte auch bereits in den Themen Erkenntnis und Identität eine Rolle spielt. Die graphische Darstellung ist insofern als idealisiert zu denken und sollte lediglich eine Hilfestellung dafür geben um erkenntlich zu machen, in welchen Kapiteln ich mich eingehender mit Begründungen befasste (Erkenntnis und Identität) und in welchen Kapiteln ich Schlussfolgerungen darlege (Entwicklung und politische Entwicklung).

Im Anschluss an der Suche nach meiner Position im politischen Entwicklungsdiskurs folgt ein weiteres Kapitel, in dem ich der Frage nachgehe, wie das Denken von politischer Entwicklung erforscht werden kann. Ich stelle dabei zwei Versuche empirischer Forschung vor, die eine sehr unterschiedliche Herangehensweise kennzeichnet. Die empirischen Forschungen untersuchten jeweils das Denken von politischer Entwicklung der Studierenden in Ghana.

Bevor ich im Folgenden mit dem Kapitel Entwicklung beginnen werde, möchte ich noch im Zuge einer Gegenüberstellung von Kultur und Natur folgender Frage nachgehen:

Warum es Sinn macht diese Arbeit zu schreiben:

Dass es Kultur überhaupt gibt, liegt daran, dass sie im Unterschied zur Natur gesehen werden kann (vgl. Hejl 2001:24). Kultur sprechen wir im Allgemeinen dem Menschen und nicht den Tieren, Pflanzen, Steinen usw. zu. Was hat der Mensch daher Besonderes an sich, was sich von der Natur

unterscheidet? Es liegt in der „zerebralen Überkapazität“ (Hejl 2001:44), was im Endeffekt die größere kognitive Leistungsfähigkeit (bzw. das vergleichsweise leistungsfähigere Gehirn) des Menschen gegenüber den Tieren und Pflanzen bezeichnet. (ebd.:44, vgl.:32) Damit sind unterschiedliche Vorteile verbunden, wobei meiner Meinung nach der bedeutendste Vorteil darin zu sehen ist, dass der Mensch die Fähigkeit besitzt, nicht mehr in vollem Ausmaß von der Natur abhängig sein zu müssen, wie es nach wie vor andere Spezies und Arten der Erde sind. Das beste Beispiel stellt meiner Ansicht nach die Vorstellung dar, dass selbst diejenigen Nachkömmlinge zeugen können, die ansonsten in der Natur von Rivalen um die Zeugung von Nachkömmlingen an den Rand getrieben worden wären. Es können also selbst diejenigen Nachkommen schaffen, welche es in der Natur nicht gekonnt hätten. Diese Fähigkeit des Menschen ist daher etwas Anderes, als die der natürlichen (oder wie mensch es auch immer nennen mag) Natur, denn „in der biologischen Evolutionstheorie bedeutet besser angepasst sein nichts anderes als mehr Nachkommen haben.“ (Vowinckel 2001:260) Das bedeutet, dass der natürliche Selektionsprozess beim Menschen mehr Freiraum lässt als bei Tieren. Es mag sich nun so anhören, als ob das Besondere des Menschen darin zu sehen ist, dass sich der Mensch von der Natur absondert. Meiner Meinung nach kann der Mensch niemals als abgesondert von der Natur gesehen werden. Das Sein und das Tun des Menschen wird immer Natur bleiben. Kultur, welche die Differenz von dem Menschen zur Natur benennen soll, stellt lediglich die große Relation des Menschen zu anderen Arten oder Spezies auf der Erde dar, bei dem die verhältnismäßig große Anpassungsfähigkeit des Menschen an die Umwelt zum Ausdruck kommt. Die große Anpassungsfähigkeit des Menschen an die Umwelt stellt das Wesentliche dar, warum wir von einer Kultur sprechen können. Sie kann jedoch nicht unabhängig von der Natur gedacht werden. Der Mensch kann sich nicht von der Natur befreien; er wird nicht übernatürlich werden. Es ist vielmehr so, dass er gewisse Spannen von Naturgesetzen weiter ausspannt.⁴ Erinnern wir uns nochmals an das Beispiel der natürlichen Selektion, also der Fortpflanzung: Es ist auch denjenigen Menschen möglich Kinder zu bekommen, wenn sie es sonst nicht hätten tun können. Es ist für den Menschen jedoch zum Beispiel nicht möglich unendlich viele Kinder zu bekommen, und dafür gibt es einige natürliche Gründe: Der Mensch stirbt irgendwann und während seiner Lebenszeit, zumindest derjenigen der Frauen, kann sie höchstens einmal im Jahr gebären und dies auch nur in der Zeit ihrer Fruchtbarkeit. Ein anderer Grund liegt darin, dass es keine unendlichen Ressourcen auf der Erde gibt, um unendlich viele Kinder (Menschen) zu ernähren. Das bedeutet, dass der Mensch bestimmte Grenzen der Natur nicht überschreiten kann. Er kann älter werden, indem er durch eine Gesund-

⁴ Hejl erklärt die Entstehung von Kultur als einen Prozess der aufgrund der „Entstehung unserer vergleichsweise leistungsfähigen Gehirne“, was von ihm mit Natur in Verbindung gebracht wird, entstanden ist: „*Einzig Sozialität und Kultur erlauben es, die Vorteile eines leistungsfähigen Gehirns zu nutzen, indem seine Nachteile (Handlungserschwerung durch Kontingenz) in (oft) sozial integrative Aktivitäten transformiert werden.*“ (Hejl 2001:45)

heitsvorsorge und anderen Maßnahmen sein Leben verlängert und dadurch eventuell auch mehr Kinder bekommen; er kann Lebensmittel geplant produzieren und dadurch mehr Ressourcen schaffen, und damit auch mehr Kinder (Menschen) ernähren. Doch überwinden kann er nicht, dass er dennoch vom Sterben und von Ressourcen abhängig ist. Der Mensch wird innerhalb der Grenzen der Natur bleiben. Kultur ist daher nichts, das außerhalb der Natur stattfindet. Kultur, so wie ich sie hier beschreibe, ist als politischer Begriff zu verstehen. Der Begriff Kultur soll uns daran erinnern, dass der Mensch schon sehr viele Veränderungen in seiner Geschichte durchgemacht hat, sowie dass es heute sehr viele verschiedene Arten von Lebensweisen und Lebensstilen des Menschen gibt. Kultur beschreibt die große Anpassungsfähigkeit des Menschen an die unterschiedlichste Umwelt. Der Mensch kann sich in unterschiedlichsten Arten und Weisen entwickeln. Er kann verschiedenste Formen, wie zum Beispiel Sprachen erzeugen und unterschiedlichste Inhalte produzieren und vermitteln. (vgl. Vowinckel 2001:261; vgl. Hejl 2001:32, 44)

Damit möchte ich mit dem Begriff der Kultur darauf hinweisen, dass wir nichts als gegeben und statisch betrachten sollten, dass wir nichts einfach so hinnehmen sollten, wie wir glauben, das es ist; dass es Sinn macht sich über die Richtung(en), in die sich der Mensch entwickelt und in die er sich entwickeln sollte, Gedanken zu machen und sich darüber zu äußern, dazu Stellung zu beziehen und zu versuchen danach Handlungen auszurichten.

Die Möglichkeit der Kultur schafft, meiner Meinung nach, nicht nur die Chance, dass der Mensch die natürliche Selektion überwinden kann, sodass nicht nur alle eine Möglichkeit auf ‚Vermehrung‘ haben, sondern, dass ganz prinzipiell alle Menschen eine Möglichkeit haben werden, all jene ‚natürlichen‘ Bedingungen überwinden zu können, welche das Leben, das sie schätzen, einschränkt. Es schafft die Hoffnung auf eine Entwicklung, die dies ermöglicht. Aus diesem Grund mache ich mir Gedanken über Entwicklung.

Entwicklung

Was bedeutet nun Entwicklung? Ganz allgemeinen findet das Wort 'Entwicklung' in unserem Sprachgebrauch dann eine Anwendung, wenn mensch von einem prozesshaften Vorgang zu sprechen kommt. Im dtv-Lexikon zum Beispiel wird der Begriff Entwicklung folglich definiert: „Aufeinanderfolge verschiedener Formen oder Zustände, die sich von der bloßen Veränderung dadurch unterscheidet, daß die späteren aus den früheren mit einer inneren Notwendigkeit hervorgehen und daß ihre Abfolge eine durchgehende Richtung einhält.“ (dtv-Lexikon 1995:83)

In der Internet-Enzyklopädie Wikipedia wird Entwicklung definiert „als Vorgang, als Wandel; dieser kann Entstehung, Veränderung und Vergehen umfassen.“ (Wikipedia 2010)

Ein Beispiel, in dem Entwicklung in dieser Bedeutung ihre Verwendung findet, wäre die Entwicklung eines Kindes zu einem Erwachsenen oder die Entwicklung einer Diktatur zu einer Demokratie. Im Unterschied zu dieser eher allgemeinen Verwendung kann Entwicklung auch als etwas Spezifisches, mit einer umfassenden und weitreichenden Bedeutung, verwendet werden. Entwicklung ist demnach ein umfassendes Konzept, mit dem viele Assoziationen, Vorstellungen, Ideen, Bilder, aber auch Wünsche, Hoffnungen und Ängste in Verbindung gebracht werden.

Entwicklung als Konzept

Entwicklung stellt sich sehr schwierigen Fragen, nämlich jenen, die alle Menschen einschließen, da eine Gesellschaft alle Menschen, oder besser gesagt, alles Menschsein umfasst. Entwicklung gibt damit einen Richtwert, einen Maßstab an, wohin sich die Gesellschaft hin entwickeln sollte und grenzt sich dadurch definitiv von einer neutralen Verwendung des Begriffs Entwicklung ab. Entwicklung ist so gesehen das Ziel einer Gesellschaft. Entwicklung ist die Vorstellung von dem, wie das Menschsein in einer Gesellschaft in einer idealisierten Weise sein sollte.

Entwicklung stellt also die zukunftssträchtige Vorstellung der Gesellschaft dar. Diese Vorstellung von dem, wie sie sein sollte, wird nun in allem, was ich tue, was ich sage, denke usw. mitreflektiert. Die Wörter, die ich verwende, die Sätze, die ich bilde, die Inhalte, die ich vermitteln will, die Handlungen, die ich mache, die Produkte, die ich erzeuge, die Gegenstände, die ich verwende, usw. transportieren alle die Vorstellung der Gesellschaft, wie sie sein sollte, mit sich. Ob sie auch dazu führen, dass die Gesellschaft so sein wird, wie ich mir sie vorstelle, wird von vielen verschiedenen Faktoren beeinflusst, die hier nicht alle zum Thema gemacht werden können. Ebenso muss in Betracht gezogen werden, dass Handlungen, Gedanken und Gefühle widersprüchlich und konvergierend sein können. Von Bedeutung ist hier, dass in allen Handlungen und in allem Denken eine Bewertung mitschwingt und diese Bewertung lässt sich in der Regel auf das individuelle Konzept von Entwicklung zurückführen. (Diese Sichtweise schließt sich Einsichten von Adorno und des Konstruktivismus, so wie er von Hejl und Vowinckel dargestellt wird an: Siehe Seite 56 in dieser Arbeit).

Geht mensch also nun von konkreten Beispielen der gegenwärtigen, einer vergangenen, einer andersartigen oder fiktiven Gesellschaft aus, so wird diese an dem Ziel der Gesellschaft gemessen. Das Menschsein der gegenwärtigen Gesellschaft wird an dem Menschsein der idealisierten Gesellschaft gemessen, sprich bewertet. Es wird als besser, als gleichwertig, als schlechter oder als alter-

nativ betrachtet. Indem, wie das Menschsein im Hier und Jetzt verstanden und begriffen wird (ob nun im Großen diskutiert oder anhand eines konkreten Beispiels gedacht), schwingt daher immerzu die Vorstellung mit, wie das Menschsein in einer Gesellschaft sein sollte.

Daraus wird sich die Frage ergeben, wie nun der Weg zu dieser Gesellschaft, wie sie sein sollte, aussehen kann. Welche Mittel, Werkzeuge, Methoden, Instrumente, sprich welche Art und Weise von Entwicklung in Betracht gezogen wird, um das Ziel der Gesellschaft erreichen zu können. Das, was unter Entwicklung verstanden wird, beantwortet daher auch die Frage nach dem, wie das erreicht werden sollte, was mensch für eine Gesellschaft erreichen möchte, sprich wie Entwicklung erreicht werden kann? Mensch könnte auch sagen, Entwicklung ist die Vorstellung von dem Ziel und dem Weg zum Ziel einer Gesellschaft.

Entwicklung ist eine Vorstellung, die sich von Individuum zu Individuum unterscheiden kann. Die Art und Weise, sowie das Ziel von Entwicklung ist Definitionssache, daher ist Entwicklung weitgehend subjektiv. Jede/r kann eine Art und Weise von Entwicklung, sowie ein Ziel von Entwicklung haben, das sich von der Art und Weise, sowie von dem Ziel einer anderen Person unterscheidet.

Entwicklung zur Erweiterung von Freiheiten

Meine Vorstellung von Entwicklung kommt jener von Amartya Sen Definition von Entwicklung sehr nahe. Er definiert Entwicklung folglich: „Entwicklung lässt sich [...] als Prozess der Erweiterung realer menschlicher Freiheiten verstehen.“ (Sen 1999:281) Entwicklung richtet daher ihre „Aufmerksamkeit vor allem [auf die] Erweiterung der »Verwirklichungschancen« der Menschen, genau das Leben führen zu können, das sie schätzen, und zwar mit guten Gründen.“ (Sen 2002:29)⁵ Das Ziel einer Gesellschaft ist demnach die Erweiterung realer menschlicher Freiheiten bzw. der Verwirklichungschancen der Menschen. Dieses Ziel ist laut Amartya Sen durch die Erweiterung realer menschlicher Freiheiten bzw. durch die Erweiterung der Verwirklichungschancen der Menschen zu erreichen. In Amartya Sen Definition von Entwicklung ist daher im wahrsten Sinn des Wortes der Weg gleichzeitig das Ziel: Wir sollten danach streben die Freiheiten zu erweitern und dies bewerkstelligen wir, indem wir die Freiheiten erweitern.

Entwicklung als ein Konzept, das den vielfältigen Aspekten des Lebens offen gegenüber steht

Sen spricht hier von Freiheiten bzw. von Verwirklichungschancen, die im Entwicklungsprozess zu erweitern sind. Daher geht Sen davon aus, dass es unterschiedliche Freiheiten bzw. Verwirkli-

⁵ Die zitierten Stellen von Amartya Sen, die mit dem Erscheinungsjahr 1999 einerseits und 2002 andererseits gekennzeichnet sind, stellen beide eine Übersetzung des in Englisch verfassten Buchs: *Development as Freedom* dar. Die Übersetzung aus dem Jahr 1999 beinhaltet meiner Ansicht nach treffendere Formulierungen. Da dieser Text jedoch lediglich die Einleitung des Buchs *Development as Freedom* anführt, orientierte ich mich bei Inhalten, die über die Einleitung hinausgingen, an dem Buch aus dem Jahre 2002: *Ökonomie für den Menschen*.

chungschancen gibt. Dies lässt sich meiner Ansicht nach folglich erklären: Nachdem bei Entwicklung das Sein von Menschen in einer Gesellschaft in Betracht genommen wird, kann mensch Strukturen des Denkens und Handelns von Menschen sowie von Materiellem in einer Gesellschaft feststellen, die sich in unterschiedlichen Kategorien ausdrücken. Diese Kategorien gibt es deshalb, weil mensch davon ausgeht, dass es ganz bestimmte Dinge im Leben der Menschen gibt, die die Menschen immerzu beeinträchtigen, beeinflussen, ihnen eine Richtung geben und für sie daher existentiell sind. Es sind Kategorien wie soziales Leben, Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Psychologie, Biologie, Physik, usw. Je nachdem wie Entwicklung definiert wird, werden manche Kategorien als eher wichtig und andere als weniger wichtig bestimmt. (Auf welche Art und Weise Kategorien in Zusammenhang stehen und auf Welche Art und Weise ihnen Bedeutung zugeschrieben wird, wird im Kapitel Identität zum Thema gemacht werden.)

Sen beschränkt sich nicht auf eine Kategorie in seinem Verständnis von Entwicklung, sondern er betrachtet „[...] Entwicklung als [einen] zusammenhängenden Prozess der Ausweitung substantieller, miteinander verknüpfter Freiheiten [...]“. (Sen 1999:288) Freiheiten sind zum Beispiel ökonomische Einrichtungen, soziale Chancen, Transparenzgarantien, soziale Sicherheit und politische Freiheiten. (Sen 2002:52)

Sen sieht in einem solchen Ansatz einen bedeutenden Vorteil: „Dieses Verständnis erlaubt den Entwicklungsprozess ganzheitlich zu untersuchen, das heißt, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Aspekte einzubeziehen.“ (1999:288)

Entwicklung gilt laut Sen also als ganzheitlich, was bedeutet, dass viele verschiedene Aspekte in der Entwicklung eine Rolle spielen. Sen zählt wirtschaftliche, soziale und politische Aspekte auf. Mensch könnte daneben auch noch biologische, psychologische, kulturelle, rechtliche, religiöse, usw. Aspekte nennen. Mensch könnte aber auch von den Aspekte des Denkens, Handelns und Fühlens, von den Aspekten der Materie und des Geistes, von den Aspekten des Spezifischen und des Ganzen oder von den Aspekten der Zeit und des Raums zu sprechen kommen.

Von Wichtigkeit meiner Ansicht nach ist, dass der Fokus nicht zu eng sein darf, dass die **Möglichkeit** anderer Aspekte immer im Auge behalten werden muss. Mensch muss davon ausgehen, dass immer wieder neue Aspekte entdeckt werden könnten, die Einfluss auf Entwicklung ausüben – ob diese nun bei näherer oder bei weiter entfernterer Betrachtung erscheinen. Dementsprechend wäre die Wortwahl von Sen in dem oben angeführten Zitat mit ganzheitlich nicht ganz richtig, weil dies meiner Ansicht nach eher ein geschlossenes Ganzes beschreibt. Eher zutreffend wären vielleicht Adjektive wie weitgreifend, weitreichend (diese Wortwahl wird auch in Sen 2002:48 verwendet) oder vielfältig zu verwenden. Ich würde dementsprechend folgende Formulierung vorschlagen: Ent-

wicklung ist ein umfassendes Konzept, welches viele verschiedene Aspekte miteinbezieht und 'neuen' Aspekten offen gegenüber stehen sollte. (Diesen Aspekt werde ich vor allem im Kapitel Erkenntnis herausarbeiten)

Entwicklung erachtet den Menschen als ein aktives Subjekt

Ich möchte nun auf einen weiteren Punkt dem Begriff Entwicklung betreffend eingehen. Die Erweiterung realer menschlicher Freiheiten bzw. die Erweiterung der Verwirklichungschancen der Menschen stellt den Weg und das Ziel von Entwicklung gleichzeitig dar. Freiheiten bzw. Verwirklichungschancen sind jedoch bloß solche, wenn sie dazu beitragen, dass die Menschen, genau das Leben führen können, das sie schätzen, und zwar mit guten Gründen. Was jedoch kann als schätzenswertes Leben und was kann als ein guter Grund bezeichnet werden? Es wurde bereits angesprochen, dass verschiedene Aspekte in Entwicklung eine Rolle spielen (können), und dass es daher notwendig ist offen gegenüber neuen Aspekten zu sein. Das bedeutet, dass auch das, was als schätzenswertes Leben und das, was als guter Grund bezeichnet werden kann, vielfältig ist bzw. sein kann. Es stellt sich aber auch noch eine andere Frage und zwar: Wer oder was bestimmt, was ein schätzenswertes Leben und was gute Gründe sind? Die Antwort könnte lauten, dass eine bestimmte Gruppe von Menschen oder eine bestimmte Institution darüber entscheidet, was als schätzenswert und als guter Grund bezeichnet wird. Dies könnte die Regierung, es könnten die WissenschaftlerInnen; die geistlichen FührerInnen, die älteren Personen, der Markt, oder es könnte Wikipedia sein, die diese Entscheidungsposition inne hat. Die Antwort könnte jedoch auch sein, dass es keine Instanz, also keine bestimmte Gruppe von Menschen oder keine bestimmte Institution geben sollte, welche über andere Menschen entscheidet. Die Antwort würde demnach lauten, dass jedeR für sich selbst darüber entscheiden sollte, was für ihn/sie ein schätzenswertes Leben und gute Gründe bedeuten. Amartya Sen würde tendenziell der letzteren Antwort zustimmen, da wir laut ihm „die Menschen als aktive Subjekte ihres eigenen Schicksals behandeln und ihnen die entsprechenden Spielräume zubilligen [...]“ (Sen 2002:70) müssen.

Ich stimme Amartya Sen hierbei zu, da meiner Meinung nach die Art und Weise, sowie das Ziel von Entwicklung immer von den einzelnen Menschen mitentschieden werden muss. Das hat unterschiedliche Gründe, die im Laufe dieser Arbeit noch deutlich werden. (Siehe dazu vor allem die Vorstellung von der Wirklichkeit aus der Sicht des Konstruktivismus, wie er von Hejl und Vowinkel beschrieben wird auf Seite 47ff in dieser Arbeit). Wenn ich davon ausgehe, dass wir die Menschen als aktive Subjekte ihres eigenen Schicksals behandeln sollten, sprich, dass jeder einzelne Mensch selbst darüber entscheiden sollte, was für ihn/sie ein schätzenswertes Leben und gute Grün-

de bedeuten, dann hat dies zur Folge, dass es zu unterschiedlichen Vorstellungen kommen kann, was mensch als schätzenswertes Leben betrachtet. Daraus ergibt sich noch dringlicher die Anerkennung von dem, was ich im Vorhinein bereits betont habe, nämlich, dass alles das, was geschätzt werden kann, vielfältig ist. So schreibt auch Sen an einer anderen Stelle: „Verwirklichungschancen sind [...] Ausdrucksformen der Freiheit: nämlich [...] der Freiheit, unterschiedliche Lebensstile zu realisieren“. (Sen 2002:95)

Politische Entwicklung

Für das (soziale) Miteinander, sprich für das Zusammenleben in einer Gruppe, in einer Gemeinschaft, in einer Gesellschaft hat dies jedoch zur Konsequenz, dass wir, „[a]ngesichts der Heterogenität der unterschiedlichen Komponenten von Freiheit wie auch der Notwendigkeit, die verschiedenen Freiheiten unterschiedlich charakterisierter Individuen zu berücksichtigen, [...] nicht selten auf Argumente treffen, die entgegengesetzte Richtungen einschlagen“ (Sen 2002:47) werden. Folglich müssen wir annehmen, dass Entwicklung nicht „ohne heftige Debatten“ auskommen wird, denn „[a]n dieser Stelle, wo es ja um Bewertungen geht, wird man nicht vermeiden können, über Werte zu streiten [...]“. (Sen 2002:95)

Für Sen ist es daher unabdingbar, dass vor allem die politischen Freiheiten gewährleistet sind, denn „das *Herausbilden* eines Wertesystems“ so wie Sen schreibt, ist „nur möglich, wenn wir frei und offen miteinander kommunizieren und debattieren, und das ist nun einmal ohne politische Freiheiten und Bürgerrechte nicht gewährleistet. Wenn wir öffentlich für unsere Werte eintreten und ihnen Gehör verschaffen wollen, brauchen wir dazu Redefreiheit und demokratische Wahlen.“ (Sen 2002:187)

Bürgerrechte, demokratische Wahlen und Redefreiheit fasst Amartya Sen unter den Begriff Institutionen zusammen. Sen betont die Relevanz von Institutionen für politische Freiheiten, sowie für alle anderen Freiheiten, da sie den Motor oder eben auch Nicht-Motor für eine Entwicklung zur Erweiterung von Freiheit darstellen. (vgl. Sen 2002:70) Amartya Sen meint, dass Institutionen auf zwischenmenschlichen Übereinkünften und auf gemeinsamen Verhaltensmustern beruhen, sowie von wechselseitigem Vertrauen und vom Glauben an die Moral der anderen Partei abhängig sind. Inwiefern diese Übereinkünfte und Verhaltensmuster bewusst oder unbewusst ablaufen, ist eine andere Frage. (Sen 2002:315)

Was hierbei deutlich werden sollte, ist, dass Institutionen keine solche sind, wenn sie nicht auch von

allen Beteiligten so verstanden und gelesen werden, wenn die Beteiligten sich nicht damit 'identifizieren' können, wie sie ausgerichtet sind. (vgl. Hall 1994:85) Für demokratische Wahlen reicht es daher nicht aus, wenn sich zwar Parteien gebildet haben und die materiellen Vorbedingungen vorhanden sind. Dazu wäre nämlich lediglich folgendes notwendig: Stimmzettel, auf denen unterschiedliche Parteien erkenntlich sind, sowie eine Wahlurne, die an einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt dafür offen steht, den Stimmzettel abzugeben. Ich möchte jedoch behaupten, dass diese rein materialistische Komponente, selbst wenn auch Personen bereit stehen, die sich wählen lassen wollen, so gut wie nichts zur Sache tut, wenn die Menschen nicht wissen, wie sie mit dem Stimmzettel, sowie mit der Urne umgehen müssen. Wenn es zum Beispiel demokratische Wahlen gibt, ich jedoch nicht weiß, was es bedeutet zu wählen, was ich dabei tun muss, welche Konsequenzen es hat, warum es wichtig ist zu wählen oder wie ich überhaupt wählen kann, dann bleibt die Tatsache, dass es demokratische Wahlen gibt, hinfällig.

Wenn ich nun zum Beispiel an Bürgerrechte denke, dann könnte ich mich dazu verleiten lassen, zu behaupten: Bürgerrechte gibt es dann, wenn es Gesetzesblätter gibt, wenn also Blätter existieren, auf denen Regeln und Gesetze niedergeschrieben sind – für welche Menschen, welchen Ort und welchen Zeitraum diese auch immer ihre Gültigkeit beanspruchen mögen und wer sich diese Gesetzesblätter auch immer ausgedacht hat. Ich denke jedoch nicht, dass dies die grundlegende Bedingung für Bürgerrechte darstellt, sondern es ist das Wissen und der Umgang mit den vereinbarten Regeln – wobei diese nun formell oder informell sein können - welche die Bürgerrechte erst zum Leben erwecken.

Ein weiteres Beispiel, welches die Wichtigkeit von Wissen und die Sinnhaftigkeit für das Tun von Menschen hervorhebt, kommt in folgendem Sprichwort zum Ausdruck: „Stell dir vor es ist Krieg und keiner geht hin.“⁶ Regierungen und Parteien haben Krieg erklärt und ausgerufen. Die Medien verbreiten die Nachricht. Waffen und Kriegsmaschinen stehen bereit. Aber niemand sieht einen Sinn darin die Waffen in die Hand zu nehmen, um sie gegen jemand anderen zu richten. Niemand steht auf und folgt den Befehlen der verfeindeten Führungskräfte der Regierungen. Dann gibt es zwar Krieg, gleichzeitig gibt es ihn aber auch nicht.

Eine Institution muss daher für alle Beteiligten einen gewissen Sinn ergeben, um 'funktionieren' zu können. Und dazu braucht es eine bestimmte Art und Weise zu denken. Die Denkweise ist dafür nö-

⁶ Das Sprichwort lautet im Original: *Sometime they'll give a war and nobody will come? Es stammt aus dem Gedichtband von Carl Sandburg (1936): The people, yes. Gedicht Nr. 23. New York: Harcourt, Brace.*

tig, um jenes, was mensch weiß, zu ordnen und in Beziehung zu setzen. Die Denkweise gibt so quasi die Struktur vor, in der die unterschiedlichen Informationen eingepasst oder auch als unbrauchbar erkannt werden. Die Denkweise erlaubt uns daher Institutionen so nutzen zu können, wofür wir denken, dass sie gut sind. (Die Wichtigkeit von Wissen im Entwicklungsprozess wird im Kapitel Identität verdeutlicht; sieh dazu vor allem die Unterkapitel 'Die Gesellschaft und das eigene Bild der Wirklichkeit' und Folgende)

Kritisches Denken

Auf der Basis meines Verständnisses von Entwicklung zur Erweiterung von Freiheiten werde ich nun eine bestimmte Denkweise herleiten bzw. herausarbeiten. Diese Denkweise stellt folglich den Maßstab für eine Entwicklung zur Erweiterung von Freiheiten dar. Ich nenne jene Art von Denken, die für eine Entwicklung zur Erweiterung von Freiheit von Bedeutung ist: kritisches Denken.

Es sollte an dieser Stelle nochmals das Grundproblem von jener Denkweise, wie ich sie hier behandeln möchte, sprich von kritischem Denken, in Erinnerung gerufen werden. In einer Entwicklung zur Erweiterung von Freiheit wird nicht festgelegt und vorab entschieden wie Entwicklung im Konkreten aussehen wird. Ein grundsätzlicher Bestandteil von Entwicklung zur Erweiterung von Freiheit besteht darin, dass die Menschen selbst darüber entscheiden, welche Werte bevorzugt werden, welche in den Hintergrund gerückt werden, welche noch diskutiert werden müssen und welche als Alternativ angesehen werden.

Was dies jedoch im Konkreten bedeutet, dass die Menschen **selbst** über die Entwicklung entscheiden, ist noch eine offene Frage. Bedeutet es, dass jedeR tun und lassen kann, was er oder sie will? Oder bedeutet es, dass es kompetente und wissende Menschen braucht, die mehr Einfluss auf Entscheidungen ausüben sollten als andere?

Was bedeutet es also im Hinblick auf eine politische Entwicklung zur Freiheit kritisch zu Denken? Die zentrale Frage, die ich daher in dieser Arbeit noch, zumindest im Ansatz, behandeln möchte, ist: Was ist das Ideal der Entscheidungsfindung (für eine Entwicklung zur Erweiterung von Freiheit, in der die Menschen 'frei' darüber entscheiden können, welche Werte sie schätzen)?

Um diese Frage beantworten zu können, gehe ich von folgenden weiteren Fragen aus:

Wer sollte bei welchen Entscheidungen mitwirken? Wer sollte wann bei Entscheidungen mitwirken? Wer sollte wo bei Entscheidungen mitwirken? Und wer sollte wie bei Entscheidungen mitwirken?

Als Ergebnis der Antworten auf diese Fragen lässt sich ein Netzwerk darstellen, indem Menschen

oder Menschengruppen miteinander verbunden sind, bei denen jeweils bei einer bestimmten Entscheidung, an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit jeder Knoten (jedeR Mensch und/oder Menschengruppe) eine bestimmte Größe an Einfluss in der Entscheidung hat. Ein derartiges Netzwerk, bei dem Entscheidungen in den Blick genommen werden, kann als Machtkonstellation bezeichnet werden, da Macht darüber eine Aussage trifft, wer mehr oder weniger Einfluss auf Entscheidungen ausüben kann. Kurz gesagt: Aus den Werten zu der Frage wer, wann, wo und wie bei Entscheidungen mitwirken kann, ergibt sich eine bestimmte Machtkonstellation. (Über die Bedeutung von Macht komme ich insbesondere im Kapitel Die Gesellschaft und das eigene Bild der Wirklichkeit zu sprechen.)

Ich gehe nun davon aus, dass es grundlegende Strukturen des Denkens gibt, die auf diese Entscheidungen einwirken. Diese Strukturen reflektieren Muster, die sich im Verhalten und im Denken immerzu wiederholen. (Dieser Aspekt kommt im Kapitel Hejl und Vowinkel über den Konstruktivismus zum Ausdruck.)

Ich persönlich werde in dieser Arbeit vor allem zwei dieser Strukturen thematisieren. Es ist einerseits die Struktur, mit der bestimmt wird, was ist. Es ist die Struktur der Identifizierung. Und es ist andererseits die Struktur mit der bestimmt wird, wie sehr mensch davon überzeugt ist, was er identifiziert. Es ist die Struktur der Wahrheit.

Demnach werde ich im Folgenden zwei Themen eingehender behandeln: das Thema der Wahrheit, sowie das Thema der Identität.

Die Frage nach der Identität ist meiner Argumentation nach von Bedeutung, da sie jenes Moment von Entwicklung ins Auge fasst, welches Vorstellungen (von einem Subjekt, von einem Individuum, von einem Einzelnen oder über eine Gruppe; aber auch von Objekten) über Geschichte, Gegenwart und Zukunft festhält. Es ergeben sich die Fragen: Wer bin Ich und wer sind die Anderen? Was verbindet und was unterscheidet uns voneinander?

Die Einstellung gegenüber der Wahrheit hingegen, befasst sich damit, wie fix mensch der Überzeugung ist, wer Ich ist, wer die Anderen sind, und wie sehr mensch davon überzeugt ist von dem, was Uns unterscheidet und was Uns verbindet.

Beide Aspekte tragen grundlegend dazu bei eine bestimmte Machtkonstellation zu legitimieren; als berechtigt zu erklären, als richtig zu bewerten, sowie andere Machtkonstellationen als illegitim oder als alternative zu betrachten. Die Frage nach der Wahrheit läuft darauf hinaus, danach zu Fragen, ob und wie mensch davon ausgehen kann, dass etwas der Wahrheit entspricht. Welche Menschen mit welchen Kompetenzen können den Anspruch erheben für etwas Bestimmtes die Wahrheit zu be-

haupten und damit wesentlichen Einfluss auf Entscheidungen beanspruchen? Der Aspekt der Identität verbindet die Frage nach den Kompetenzen zur Auslegung der Wahrheit mit der Vorstellung vom Sein und der Geschichte von Menschen. Wie muss ein Mensch aussehen; was muss er erlebt haben und welche Sprache muss er oder sie sprechen; welche Sitten, Normen und Regeln muss er pflegen; usw. um Anspruch auf Wahrheit erheben zu können? (vgl. Klinger 1997:4f)

Ich werde im Folgenden aus einem ganz bestimmten Grund damit beginnen, über Wahrheit zu sprechen. Die Einstellung gegenüber Wahrheit ist eine wichtige Angelegenheit, da die Antwort auf die Frage nach der Wahrheit ernsthafte Konsequenzen für das Tun und Sein der Menschen mit sich bringt. Die Einstellung gegenüber der Wahrheit steht unmittelbar mit der Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns in Verbindung. Insofern ist es wichtig dieses Thema zu behandeln, da es auch über die Sinnhaftigkeit meines Tuns eine Aussage trifft, sprich über die Sinnhaftigkeit dieser Arbeit bestimmt.

Ich gehe davon aus, dass in dem Moment, in dem mensch sich Gedanken über Wahrheit macht, diese in zwei extreme Richtungen gleiten können. Auf der einen Seite könnte mensch in die Richtung denken, dass es nur einigen wenigen Privilegierten zusteht, Aussagen über die Wahrheit zu machen. Tendiert mensch eher zu diesem Denken, wäre mensch zu der Aufgabe gezwungen, entweder sich zu bemühen, zu den Privilegierten dazu zuzählen, oder mensch vertraut auf die Privilegierten, die es gibt. Ich persönlich müsste hier und jetzt in dieser Arbeit klar stellen, ob ich zu den Privilegierten zähle oder nicht, da dies ausschlaggebend dafür ist, ob ich in dieser Arbeit einen Anspruch auf Wahrheit erheben kann oder nicht.

Auf der anderen Seite könnte mensch in eine andere extreme Richtung denken, und zwar, dass es nicht möglich ist, von einer absoluten, noch von einer annähernden Wahrheit zu sprechen; dass jeder seine eigene Wahrheit hat bzw. niemand eine Wahrheit hat, und dass es keine Möglichkeit gibt, Vergleiche zwischen Wahrheiten anzustellen. Würde mensch eher diesem Denken zustimmen, so müsste mensch nicht mehr länger über Wahrheit sprechen, da sie rein relativ ist. Daraus würde folgen, dass es für andere gleichgültig wäre, was ich sage, schreibe usw., da niemand mehr den Anspruch auf Kritik erheben könnte. Kritik ist nur möglich, wenn ich behaupten kann, dass derjenige oder diejenige etwas Richtiges oder Falsches tut, sagt usw. bzw. zumindest abwägen kann was von dem Getanen, Gesagten usw. eher zutrifft und was eher nicht. Es müsste dann auch für mich gleichgültig sein, was ich wie und wann mache. Die vorliegende Arbeit wäre dann hinfällig. Wenn ich zu dieser Meinung kommen würde, könnte ich mit dem Schreiben aufhören und lustigere Dinge tun, die mir so in den Sinn kommen. Ich bräuchte nicht mehr Argumente für dieses und jenes suchen. Da also mit der Frage nach der Wahrheit die Möglichkeit gegeben ist, dass ich zu der Feststellung

komme, dass das von mir Geschriebene als unzureichend (weil ich nicht zu den Privilegierten gehöre) oder als rein relativ (weil jedeR seine eigene Wahrheit hat) deklariert werden kann, müsste ich mir nicht mehr länger die Mühe machen über anderes nachzudenken. Um die Sinnhaftigkeit meiner Arbeit zu überprüfen, werde ich daher mit der Frage nach der Wahrheit beginnen.

Was ist also Wahrheit? Wahrheit ist weitgehend ein Zustand. Etwas ist wahr oder nicht wahr (falsch). Es ist wahr oder nicht wahr, dass ich dieses oder jenes getan habe. Es ist wahr oder nicht wahr, dass sie dieses oder jenes gesagt haben. Es ist wahr oder nicht wahr, dass es auf diese oder jene Art und Weise gerochen hat. Es ist wahr oder nicht wahr, dass es so oder anders ist; usw.: Das Gesagte, das Getane, das Sein, das Beobachtete, usw. ist wahr oder nicht wahr.

Da es jedoch darum geht, den Menschen in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen, müssen wir danach fragen, ob und wie die Wahrheit (vom Menschen) erkannt werden kann. Also wie das Gesagte, wie das Beobachtete, wie das Seiende als wahr oder als nicht wahr bestimmt werden kann. Demnach geht es um die Erkenntnis der Wahrheit. Wie kann also davon ausgegangen werden, dass die Wahrheit bzw. die Nicht-Wahrheit erkannt werden kann?

Ich habe mich dieser Frage gewidmet, indem ich in der Literatur nach Theorien über Wahrheit und Erkenntnis gesucht habe. Ich bin dabei zu meiner persönlichen Erkenntnis gekommen, dass die Fragen, die sich um Erkenntnis und Wahrheit drehen seit der neuzeitlichen Philosophie in vielfacher Weise diskutiert werden, da sich mit der neuzeitlichen Philosophie die Erkenntnistheorie etablierte. Es steht dabei die Frage im Vordergrund, wann und ob wir von gesichertem Wissen sprechen können. (vgl. Schneider 1998:9,14) Die Frage nach den Wahrheitskriterien ist daher eine erkenntnistheoretische Frage. (Seiffert 1992a:370)

Erkenntnis

Beim durchforsten einer Auswahl von Büchern zum Thema Erkenntnistheorie, welche weitgehend aus sekundärer Literatur besteht, bin ich auf einen weiteren Begriff gestoßen, welcher oft gemeinsam mit dem Begriff der Erkenntnis genannt wird. Es ist der Begriff der Wissenschaft. Ohne das Verständnis von Wissenschaft erscheint es mir somit schwierig, den Begriff der Erkenntnis zu erläutern. Hier ist noch zu erwähnen, dass die Beschäftigung mit Wissenschaft für mich auch insofern wichtig ist, da ich mich persönlich in einem wissenschaftlichen Feld bewege. Ich habe in den letzten Jahren in einer wissenschaftlichen Bildungsinstitution, der Universität, studiert und diese Arbeit ist die Abschlussarbeit meiner universitären Studienzeit. Die vorliegende Arbeit ist daher eine wissenschaftliche Arbeit und daher ist eine Reflexion über Wissenschaft (für meine eigene Reflexion und mein eigenes Interesse, meine Stellung in der Gesellschaft zu verstehen) naheliegend.

Werfen wir also vorerst einen Blick auf den Begriff der Wissenschaft:

Wissenschaft

Auch in der Wissenschaft ist es wichtig, das handelnde, aktive Subjekt in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen. Demnach wird Wissenschaft von Personen gemacht und produziert. Die Produktion von Wissenschaft verwirklicht sich vor allem in der Forschung. „Die Forschung [selbst] besteht aus empirischer und theoretischer Arbeit und die Ergebnisse von Forschung sind wissenschaftliche Aussagen bzw. deren Gehalt.“ (Seiffert 1992a:392)

Seiffert führt weiter aus, was sich hinter Wissenschaft alles verbirgt, was Wissenschaft alles umfasst, und zwar „zunächst einmal die Menschen, sowohl als Individuen, wie als Gruppen verschiedener Stufung und Vernetzung, ihre Aktivitäten wie ihre Ideen; weiterhin die Apparate und Methoden, die Institutionen verschiedener Organisationsstufung. Hierzu gehören dann auch die Sekundärbereiche, etwa neben der Forschung die Entwicklung, weiterhin vor allem der gesamte Informationsapparat als Medium der Informationsvermittlung, angefangen von der direkten Vermittlung, Verarbeitung und Bearbeitung wissenschaftlicher Aussagen bis hin zur Wissenschaftsvermittlung im Bereich der Bildung oder der Beratung.“ (ebd.:392)

Das hier von Seiffert genannte Konglomerat der Wissenschaft, stellt im Endeffekt eine Aufzählung von Dingen (Apparaten und Methoden, Sekundärbereiche, Informationsapparaten, usw.) dar, die

auch (zumindest teilweise) der Religion, der Politik, der Wirtschaft, der Esoterik, dem Walfang, dem Fußball usw. zugeschrieben werden können. Um von Wissenschaft oder Wissenschaftlichkeit sprechen zu können, muss sich diese jedoch von etwas Anderem unterscheiden, es muss sich von etwas Anderem abgrenzen (von Politik, Religion, Alltagsverständnis zum Beispiel). (vgl. ebd.:392) Würde mensch alles Sein und Tun als wissenschaftlich bezeichnen, so würde dies den Begriff (so wie dies mit allen Begriffen der Fall wäre) hinfällig machen. Insofern muss es etwas wie eine Bestimmtheit, eine Allgemeinheit von Wissenschaft geben, die es sinnvoll macht von Wissenschaft zu sprechen. Ebenso muss aber auch in Betracht gezogen werden, dass einem Begriff, so wie eben auch demjenigen der Wissenschaft, keine starre Allgemeingültigkeit zugesprochen werden kann. Wir können niemals davon ausgehen, dass jedeR dasselbe unter Wissenschaftlichkeit (wissenschaftliches Tun, Denken, Verstehen, Vorstellen usw.) versteht. Die Bedeutung, die ich dem Begriff der Wissenschaft zuschreibe, muss nicht von jemand anderem geteilt werden. So wird sich auch das Verständnis von Wissenschaft, das ich habe, in Gesprächen, durch das, was ich lese, usw. für mich selbst im Laufe der Zeit und mit meinen Erfahrungen verändern. Der Begriff der Wissenschaft, so wie Begriffe allgemein sind wandelbar und unterliegen keiner fixen Zuschreibung. (vgl. Seiffert 1992b:462)

Seiffert sieht Wissenschaft deshalb dort, „wo diejenigen, die als Wissenschaftler angesehen werden, nach allgemein als wissenschaftlich anerkannten Kriterien forschend arbeiten.“ (Seiffert 1992a:391, im Originaltext in kursiv) Seiffert hebt hier hervor, dass jemand als WissenschaftlerInn angesehen werden muss, sowie, dass wissenschaftliche Kriterien allgemein anerkannt werden müssen, um von Wissenschaft sprechen zu können. Er impliziert daher, dass es Wissenschaft nur dort gibt, wo Menschen so etwas wie Wissenschaft überhaupt kennen, als solches benennen und anerkennen. Er hebt also den idealistischen Faktor des Begriffs hervor. Es wäre daher auch denkbar, dass es eine Welt ohne Wissenschaft gibt, insofern die Menschen niemanden als WissenschaftlerInn und nichts als wissenschaftlich ansehen würden. Es ist daher von den Menschen abhängig, ob sie etwas als wissenschaftlich bezeichnen oder nicht. Gleichzeitig wird bei Seifferts Definition von Wissenschaft auch deutlich, dass die Menschen unter Wissenschaft etwas unterschiedliches verstehen können. Es ist nicht gesagt, dass die Menschen dieses oder jenes unter Wissenschaft verstehen müssen, sondern die Anerkennung von Wissenschaftlichkeit an sich stellt das Wesentliche dar, um von Wissenschaft sprechen zu können.

Im Endeffekt könnte also von jedem Menschen etwas anderes unter Wissenschaft verstanden werden. Macht es dann überhaupt noch Sinn von Wissenschaft zu sprechen? Wir kommen also wieder zurück zu der Frage, was das Besondere an Wissenschaft ausmacht, um ihr eine eigene Rolle in der Gesellschaft verleihen zu können.

Wie wir bereits gesehen haben, ist es eine Vorbedingung für WissenschaftlerInnen, dass sie von anderen (also von den gesellschaftlichen Mitgliedern) als solche anerkannt werden. Nun könnte mensch sagen, als Dank für die Anerkennung und Zuschreibung der Wissenschaftlichkeit, bieten WissenschaftlerInnen im Gegenzug „Erklärung und Prognose von empirischen Phänomenen“ (Lauth, Sareiter 2002:188) an. Dieses Angebot ist kein geringes, denn Aussagen über das, wie es war und wie es sein wird, hat einen wesentlichen Einfluss auf „Entscheidungsprozesse in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. [...] Die wissenschaftliche Theoriebildung ist daher von entscheidender Bedeutung für die gesellschaftliche Praxis.“ (ebd.:188f; vgl. Carrier 2007:16)

Bei Erklärungen und Prognosen von empirischen Phänomenen, also bei dem was von Lauth und Sareiter unter wissenschaftlicher Theoriebildung verstanden wird, geht es um einen Allgemeinheitsanspruch. Dies bedeutet, dass die Aussagen, die gemacht werden, in dieser Art und Weise in Wirklichkeit, in der Realität tatsächlich so waren, so sind und so sein werden. Wenn ich zum Beispiel sage, der Hund frisst seinen Napf jeden Tag leer, dann soll mensch davon ausgehen können, dass der Hund tatsächlich seinen Napf jeden Tag leer frisst. Mensch soll annehmen können, dass die Aussage, die gemacht worden ist, für ihn/sie auch nachvollziehbar ist, sprich auch so wahrnehmbar, denkbar und/oder fühlbar ist. Der Nutzen für die Gesellschaft liegt dann vor allem darin, dass Vorhersagen getroffen werden können, die dazu dienen sollten ein 'gutes' oder sogar 'besseres' Leben zu garantieren. Eine Erklärung und Prognose macht nur dann Sinn, wenn mensch davon ausgehen kann, dass unter den vorgegebenen Bedingungen die gemachte Erklärung auch so stimmt und dass die Prognose auch so eintrifft, wie sie gemacht wurde. Die Wissenschaft(en) müssen sich daher der Wahrheitsfindung verpflichtet fühlen. Dieses Verständnis von Wissenschaft wird auch von Seiffert geteilt. Er begreift Wissenschaft als ein „Gesamt der im Forschungsprozess erzeugten Sätze und Aussagen. Diese Sätze und Aussagen bilden einen Begründungszusammenhang und werden am Kriterium der Wahrheit gemessen“. (Seiffert 1992a:392)

Lauth und Sareiter zeigen auf, was passiert, wenn sich die Wissenschaft nicht der Wahrheitsfindung verpflichtet fühlt: „Eine Wissenschaft, die nicht dem Ziel der Wahrheitsfindung dienen würde, wäre entweder nutzlos oder sogar gefährlich, weil falsche Theorien zu Fehlentscheidungen führen können, die das Leben und das Wohlergehen von Menschen gefährden.“ (Lauth, Sareiter 2002:189)

Eine wissenschaftliche Gesellschaft, also eine Gesellschaft in der Wissenschaft eine breite Anerkennung findet, bedeutet daher folgendes: Betrachtet mensch eine Gesellschaft als wissenschaftlich, so muss mensch sich vorstellen, dass in einer solchen Gesellschaft einer Aussage, einem Argument für etwas Bestimmtes eher dann glauben geschenkt werden wird, wenn mensch diese Aussage wissen-

schaftlich untermauern kann. (vgl. Carrier 2007:16)

Das Verständnis von Wissenschaftlichkeit ist jedoch keine fixe Idee die unveränderlich und statisch ist. Als eher wissenschaftlich kann zum Beispiel eine Statistik, eine Aussage eines/r ExpertInn in einem spezifischen Bereich oder ein Zitat aus einem Buch eines/r anerkannten WissenschaftlerInn gelten. Es kann eher sozialen Erklärungen und/oder wirtschaftlichen und/oder medizinischen, psychologischen, physikalischen usw. Argumenten als wissenschaftlich Gehör verschafft werden. Die Bedeutung von dem, was mensch unter Wissenschaft versteht, ändert sich auch mit der Zeit. Andere Methoden, können mit der Zeit zur Wissenschaftlichkeit dazugezählt werden. (vgl. ebd.:16) Womöglich wird eines Tages Kinesiologie als wissenschaftlich betrachtet werden. Wenn eines Tages der Nachweis gründlich geprüft worden ist, das die Kinesiologie das bewirken kann, was sie vorher sagt, so wird sie als wissenschaftlich eingestuft werden können. Es kann ebenso passieren, dass in der Zukunft oder in anderen Gesellschaften die Wissenschaft durch etwas anderes ersetzt werden wird. Die Wissenschaft selbst war nicht für immer und ewig dasjenige, das einen derart großen Anspruch auf die Wahrheit erheben konnte. Die Wissenschaft war einst ebenso eine untergeordnete Erkenntnisweise und errang ihre Stellung erst dadurch, indem sie die Kirche von ihrem Anspruch auf Wahrheit verdrängte. (vgl. Schneider 1998:11) Wie unterschiedlich eine Gesellschaft Wissenschaftlichkeit deutet, darf daher beim Betrachten einer wissenschaftlichen Gesellschaft nicht aus dem Auge verloren werden. Das bedeutende und vereinende von wissenschaftlichen Gesellschaften liegt jedoch darin, dass in solchen Gesellschaften die Wissenschaft (mit all ihren involvierten Menschen, Instituten, Aussagen usw.) einen starken Anspruch auf Wahrheit erhebt, sprich, dass die Menschen einer wissenschaftlichen Aussage größeren Glauben schenken als Aussagen, die als weniger wissenschaftlich oder nicht-wissenschaftlich bezeichnet werden.

Da das Zentrale an Wissenschaft ist, dass sie sich mit Wirklichkeit(en) beschäftigt, wird sie auch mit der Frage konfrontiert, ob die Einsicht in die Wahrheit tatsächlich möglich ist. Also, ob Wahrheit die unmittelbare Erkenntnis der Wirklichkeit bedeuten kann? Ist es tatsächlich so, dass der Hund seinen Napf leer frisst, oder ist es lediglich meine Ansicht, Meinung, Wahrnehmung, usw. dass der Hund seinen Napf leer frisst? Wird die Erkenntnis der unmittelbaren Wahrheit bezweifelt, so stellt sich die Frage, was überhaupt erkannt werden kann und welche Kriterien mensch für eine unmittelbare Erkenntnis der Wahrheit nennen könnte?

Die Antworten auf diese Fragen spaltet nun nicht nur die Vorstellung von Wahrheit und Erkenntnis in unterschiedliche und teilweise auch kontroverse Ansichtsweisen, Einstellungen und Meinungen bezüglich Wahrheit und Erkenntnis. Im Folgenden möchte ich daher Extrempositionen zu Erkennt-

nisfragen darstellen mit dem Ziel, unterschiedliche Antwortmöglichkeiten auf Erkenntnisfragen deutlich zu machen.

In der kleinen Geschichte der Erkenntnistheorie, die ich im Folgenden erzählen werde, werden immer wieder spezifische Standpunkte und Personen auftauchen. Einen Standpunkt stellt zum Beispiel der klassische Rationalismus von Descartes, der kritische Rationalismus von Popper oder die Kritische Theorie von Adorno dar. Ich werde hierfür Standpunkte als einheitlich darstellen, was jedoch der Realität kaum entsprechen wird. Ich verstehe einen Standpunkt als eine Meinung eines Einzelnen, die sich erstens je nach Situation unterschiedlich ausdrücken kann und daher für die Person selbst veränderbar ist (ob bewusst oder unbewusst). Ich gehe daher auch davon aus, dass Aussagen von ein und derselben Person zu einem Erkenntnisproblem (genauso wie es sich auch bei anderen Themen verhält) widersprüchlich sein können. Zweitens bin ich der Meinung, dass sich die Meinung von einer Person niemals eins zu eins so bei einer anderen Person wiederfinden lässt. Drittens ist immerzu ein Interpretationsproblem gegeben. Ich bin davon überzeugt, dass ich nicht davon ausgehen kann, dass ich jenes, was ich von, sagen wir der Person A lese, auch ganz genau so verstehe, wie es die Person A gemeint hat.

Unter der Kenntnisnahme dieses Problems möchte ich darauf hinweisen, dass die folgende Kategorisierung der Erkenntnistheorie weniger dazu dienen sollte, Aussagen über die Personen Descartes, Bacon, Feyerabend, usw. und deren Erkenntniskonzepte zu machen, als viel mehr eine Hilfestellung zur Ermittlung jener Konfliktlinien zu erhalten, an denen sich die Antworten auf erkenntnistheoretische Fragen spalten. Die Darstellung von Extrempositionen sollte schließlich dazu dienen, dass ich selbst Stellung beziehen kann; sprich damit ich darstellen kann, welche Erkenntnistheorie ich veretre.

Erkenntnistheorie

Klassischer Rationalismus und Empirismus

Geschichtlich betrachtet stellt der klassische Rationalismus die Erkenntnistheorie in ihren Kinderschuhen dar. Der Beginn der Beschäftigung mit Erkenntnis kann als Folge der großen Errungenschaften in den Naturwissenschaften (die wiederum mit wirtschaftlichen Transformationen großen Stils in Verbindung standen und als Zeitalter der Renaissance bekannt sind) gesehen werden. Leonardo da Vinci hatte vor 1519 Flugmaschinen und U-Boote entworfen; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begründete Galilei die terrestrische Mechanik und Kepler die Himmelsmechanik. Ga-

lilei, Kepler und auch andere setzten so die neuzeitliche Naturphilosophie in Gang. Zeitgleich wurde mit der Entdeckung des Blutkreislaufes von Harvey die Anatomie begründet. (Schneider 1998:9; vgl. Hall 1994:143) Neben der Beschäftigung mit der Natur zur Erklärung der Welt und ihrer Gesetzmäßigkeiten wurde es mit der Zeit unabdingbar, eine Erklärung dafür zu liefern, dass die Erklärung der Welt und ihrer Gesetzmäßigkeiten überhaupt möglich ist. So wurde die Frage nach der Wahrheitsfindung, nach der Erkenntnis aufgeworfen. Der Erkenntnistheorie kam dabei die Aufgabe zu, den aufstrebenden (Natur-)Wissenschaften die Autorität zu verleihen, das Gesagte als wahr bestimmen zu können. (vgl. ebd.:11)

Erkenntnistheorie in ihren Anfängen beschäftigt sich daher damit, warum und wie der Mensch **Naturgesetze** erkennen kann. Zu diesem Zweck ist es notwendig, dass mensch davon ausgeht, dass Naturgesetze tatsächlich existieren. Mensch muss davon ausgehen, dass es eine tatsächliche Existenz gibt, dass eine natur-gesetzmäßige Wirklichkeit existiert. Wäre mensch der Überzeugung alles wäre nur Schein und könne sich nach Vergnügen verändern oder wie es theologisches Denken betrachtet, alles läge in Gottes Händen, so wäre es sinnlos nach Gesetzmäßigkeiten zu suchen.

Insofern mensch der Überzeugung ist, dass es eine (gesetzmäßige) Wirklichkeit gibt, so stellt sich folglich die Frage, ob jede Erkenntnis auch die Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit erfasst, oder ob es auch 'Trugbilder', Vermutungen oder (subjektive) Meinungen gibt. Also, ob es **wahre und unwahre Erkenntnis** gibt. Erst mit der Voraussetzung, dass es auch unwahre Aussagen und Vorstellungen geben kann, bekommt die Frage nach der Wahrheit eine Bedeutung. Es muss die Frage aufgeworfen werden, wann eine Aussage wahr und wann sie unwahr ist und mit welchen Mitteln mensch zu einer wahren Erkenntnis kommen kann. Schneider zeichnet nach, welcher Herausforderung sich die Erkenntnistheorie damit stellt: „[Die der Erkenntnistheorie] sich selbst gestellte Aufgabe war und ist es nicht nur, eine Beweissicherung des Daseins der Dinge zu liefern, sondern auch ihr Sosein zu bestimmen: ob das, was Sinne und Verstand an den Gegenständen wahrnehmen, denn auch tatsächlich zutrifft, ob die Urteile, die die Vernunft fällt [...], adäquat sind und ob die Kategorien des Verstandes, die eine Synthesis oder Verknüpfung der Urteile ermöglichen, auch in der Weise beschaffen und angelegt sind, daß sie das objektive Sosein der Dinge und Sachverhalte nicht verfehlen. Denn es kann nicht von vornherein als ausgemacht gelten [...], daß gleichsam eine **prästabilisierte Harmonie zwischen der Struktur des Bewußtseins und der Struktur der Außenwelt** besteht [...].“ (Schneider 1998:14, Hervorhebung des Verf.)

Die Struktur der Außenwelt wird in dem neuen Paradigma als Natur, welche „ein von göttlicher Regie losgelöstes, selbstreferentielles System definiert, in dem alles nur kausal nach Gesetzen abläuft,

die sich in Zahlen und Formeln dauerhaft fassen und damit auch anwendungsbezogen reproduzieren lassen. Das Buch des Universums scheint in mathematischen Lettern geschrieben zu sein, zum Leitbild aller Wissenschaften avanciert daher die Geometrie, die die unumstößliche Ordnung des Seins festhält, welche zu aller Zeit Bestand haben. Alles Geschehen in der Natur wird auf mechanische Bewegung zurückgeführt, die Natur selbst als aus Partikeln bestehende Materie begriffen, die sich unterschiedlich zusammensetzen oder Vorgängen der Trennung, Verschiebung und Schwingung unterworfen sind.“ (ebd.:10)

Für die (wissenschaftliche) Erkenntnis bedeutet dies, dass „[d]ie Sicherheit bzw. Zuverlässigkeit [...] erst in dem Maße [wächst], wie das Ding auch von anderen Seiten, besonders aus der Nähe, betrachtet worden ist.“ (ebd.:15)

Von dem war die aufstrebende Erkenntnistheorie überzeugt. Dies stellte das neue Paradigma dar. Uneinigkeit herrschte jedoch bei der Frage, wie es dem Menschen möglich ist, Erkenntnis über die Natur zu erlangen. Diese Fragestellung lag den Philosophen des „klassischen Rationalismus“ vor, als „[t]eleologisches Denken, also die Vorstellung, in der Welt sei alles durch einen göttlichen Weltbaumeister auf ein Ziel, einen Zweck hin geordnet,“ (ebd.:10) verworfen wurde. Der Wandel, der dadurch in Gang gesetzt wurde, verwies den Menschen in der Entwicklung in eine sehr zentrale Rolle. Der Mensch will ab hier die Entwicklung selbst in die Hand nehmen. Er glaubt daran, die Natur verstehen zu können und folglich nicht nur kontrollieren, sondern auch für sich nutzbar machen zu können. Deshalb muss auch der Mensch in den Mittelpunkt des Geschehens rücken. Er ist derjenige, der schafft. Der Mensch ersetzt Gott als schöpferisches und kraftvolles Wesen mit sich selbst. Deshalb muss er selbst ein Gegenstand der Wissenschaft werden. Es geht nicht mehr darum, jenes oder dieses zu tun mit dem Ziel übermenschliche Kräfte zu beschwören oder zu befriedigen, sondern darum, die menschlichen Kräfte selbst zu aktivieren.⁷

Da nun die Außenwelt, sprich die Natur, als ein nach mathematischen Regeln funktionierendes Ganzes begriffen wird, dieses jedoch von dem Subjekt erst erkannt werden muss, stellt sich die Frage, wie dies geschehen kann. Deshalb rückte das Subjekt, oder besser gesagt, das erkennende Subjekt und das Bewusstsein des Subjekts in den Mittelpunkt des Interesses der Wissenschaft. Die Situation stellt sich nun laut Schneider folglich dar: „Indem in der neueren Erkenntnistheorie der Akzent deutlich auf die Subjektseite gelegt wird, entsteht das Problem der Transzendenz, also die Frage, wie ein Überstieg aus dem nahezu ganz verschlossenen Gehäuse des Ich (bzw. des Bewußtseins, das

⁷ Der Bruch mit dem Gottesglauben vollzog sich nicht von heute auf morgen. Für Descartes sind zum Beispiel „die angeborenen Ideen, die das Vollkommenheitsideal der Claritas und Distinctio erfüllen, auf göttliche Einpflanzung zurück[zuführen] [...]“ (Schneider 1998:18) So geht auch Kants „Vorstellung des Menschen [...] letztlich noch [...] vom biblischen Schöpfungsbericht und der theonomen Einsetzung des Menschen in die Funktion universeller Machtausübung aus.“ (Schneider 1998:26)

für dieses Ich steht, denn das bloß vegetative Sein sichert – der impliziten oder offenen Definition zufolge – noch nicht die Identität des äußere wie innere Gegebenheiten registrierenden Individuums) hin zum Gegenstand, der objiziert werden soll, möglich ist.“ (ebd.:13)

Es geht also grundlegend in der Erkenntnis darum, dass das Ich, sprich der Mensch, einen Gegenstand fassen möchte. Er oder Sie möchte dieses Ding bestimmen, sich ein Bild davon machen, es beschreiben und darstellen können. Im Ich, was soviel bedeutet, wie im Bewusstsein muss daher ein Abbild von dem Gegenstand erzeugt werden. Mensch kann sich daher Erkenntnis vorstellen als Abbildungen, als Ideen, als Gedanken, als Vorstellungen, als Repräsentationen.

Wenn nun von einem Problem der Transzendenz gesprochen wird, so wird infrage gestellt, dass ein Abbild von einem bestimmten Gegenstand in unserem Bewusstsein auch tatsächlich dem Gegenstand in seinem realen Dasein entspricht; das heißt, ob eine Strukturgleichheit zwischen Bewusstsein und Außenwelt geschafft werden kann. (vgl. Kutschera 1982:192f) Schneider zeigt ein Beispiel auf, warum zumindest von keiner vorläufigen Garantie für eine objektive Erkenntnis gesprochen werden kann: „[B]ereits der defiziente Modus des Menschen, dessen Sinnesorgane schwächer ausgebildet sind als die vieler Tiere, kann zunächst Zweifel an der Verlässlichkeit ihres Funktionierens und am Resultat der Registrierung der Sinnesdaten wecken. Das Bewußtsein der Unzuverlässigkeit sensorischer Rezeption hat schon früh dazu geführt, das Wahrheitsmoment [...] in der kombinatorischen Fähigkeit des Verstandes, seinen (logischen) Begriffen also, die eher auf Umwegen als in einem unmittelbaren Perzeptionsakt ein Erfassen der objektiven Struktur der Gegenstände verheißen“ zu bestimmen. (Schneider 1998:14f)

Auch diese Arbeit reiht sich bei denjenigen Versuchen ein, die Klarheit darüber schaffen wollen, inwiefern das Selbst eine Außenwelt in ihrer wahren Form erkennen kann - ganz im Sinne der Suche nach der Wahrheit. Die hier vorliegende Arbeit schließt sich daher an jene Sichtweisen an, bei denen nicht nur der einzelne Mensch, das Individuum, das Selbst im Ausgangspunkt der Analyse steht, sondern bei der die vorliegende Arbeit und alle Erkenntnis, die mit ihr mittransportiert wird, von einem einzelnen Menschen, von einem Individuum, von einem Selbst, sprich von mir – also von meinem Ich – erzeugt und kommuniziert wird. Das bedeutet für mich, dass das Ergebnis meiner Untersuchung in erster Linie meine persönliche Erkenntnis ist, die von mir erzeugt wurde. Das, was ich damit ausdrücken möchte, ist, dass sowohl die neuzeitliche Erkenntnistheorie und auch mein Standpunkt die Annahme vertritt, dass Erkenntnis vom und im Ich erzeugt wird.⁸

⁸ Die Annahmen, dass Erkenntnis **im** Ich erzeugt wird, bedeutet, dass die Bilder, die Vorstellungen, die Ideen (die die Erkenntnis vermitteln) in dem Menschen drinnen stecken und solange er sie nicht kommuniziert nur für ihn selbst präsent sind. Und die Annahme, dass Erkenntnis **vom** Ich erzeugt wird, bedeutet, dass niemand und nichts anderes die Erkenntnis in das Ich hineinlegt; dass die Erkenntnis etwas (wenn auch nicht ausschließlich) mit Inneren Prozessen zu tun hat. Der Standpunkt, der davon ausgeht, dass Erkenntnis vom und im Ich erzeugt wird, lässt jedoch noch die Frage offen, ob Erkenntnis ein alleiniges Produkt des Ichs ist, oder

Zwei Vertreter⁹ des klassischen Rationalismus, der auch Intellektualismus genannt wird, sind Descartes und Spinoza. Descartes und Spinoza glaubten daran, dass mensch die Wirklichkeit so erkennen kann, wie sie ist. Zu diesem sicheren Wissen kommt mensch laut ihnen mit dem **Intellekt**; mit der Ratio; mit dem Denken. Der Körper, der Leib spielt eine geringere Rolle. Mittels der intellektuellen Intuition bzw. mit der Kraft der Vernunft ist es möglich allgemein gültige Aussagen zu treffen. Intuition bedeutet, dass „die klare und gewisse Einsicht der Vernunft“ (Albert 1992:178) die Wahrheit erschließt. Auf diese Weise käme mensch zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Mit Deduktion kann mensch das Wissen, das durch die Intuition gewonnen wurde, logisch ableiten. D. h. mensch kann mit der Deduktion vom Allgemeinen (von den allgemein gültigen Gesetzen, die mensch erkannte) auf den einzelnen Fall schließen. (ebd.; vgl. Schneider 1998:18)

Das gesicherte Wissen muss Descartes zufolge „selbsterworben sein, auf eigener Prüfung beruhen und zu so evidenten Ergebnissen führen, dass sie von jedermann/frau eingesehen und sogar auch nachempfunden werden können.“ (Schneider 1998:16) Ankerpunkt für den Verstand stellen die Grundsätze der Mathematik dar. „Descartes postuliert daher die »geometrische Methode« als Verfahren philosophischer Argumentation.“ (ebd.) Die Prinzipien der Geometrie könne der Mensch fassen und verstehen, weil ihm bestimmte Ideen angeboren sind, die ihn dazu befähigen diese zu erkennen. Die angeborenen Ideen, die die Prinzipien der Geometrie vermitteln, stellen daher die Bedingung für unmittelbare Erkenntnis in Descartes Konzept dar. (ebd.; vgl. Kutschera 1982:189)

So wie Descartes, so sieht auch Spinoza die Möglichkeit, dass eine Strukturgleichheit zwischen Denken und Wirklichkeit geschaffen werden kann. (Röd 1992:56) Um dieses Ziel erreichen zu können, betrachtet er ebenfalls die Mathematik als großes Vorbild. (Kutschera 1982:68) „Bei der Erkenntnis unterscheidet Spinoza zwei Grade: die rationale Erkenntnis (die durch logisches Schließen gewonnen wird) und die intuitive, die durch sich selbst gewiß, also unmittelbar evident ist.“ (Schneider 1998:18)

Soweit lassen sich nun **vier wichtige Aspekte von Erkenntnis**¹⁰ festhalten:

ob dabei auch noch andere Faktoren – Faktoren die das Ich von „außerhalb“ beeinflussen – eine Rolle spielen. Siehe dazu vor allem das Kapitel zu Kant, Adorno und Hejl und Vowinckel über den Konstruktivismus.

⁹ Ich spreche hier von Vertretern, da in der von mir behandelten Literatur zu Erkenntnistheorie keine Vertreterin einer Erkenntnistheorie genannt wurde. Ich stelle mir die Frage, welchen Hintergrund dies haben könnte. Liegt es in der Auswahl meiner Literatur? Oder liegt es in der Auswahl der AutorInnen der von mir ausgewählten Literatur? Oder liegt es daran, dass es für Frauen äußerst schwierig ist, sich in Kreisen zu bewegen, in denen mensch als Erkenntnistheoretikerin Anerkennung finden konnte bzw. kann?

¹⁰ Die vier Aspekte lassen sich mit folgenden vier Fragen in Verbindung bringen:

1. Existiert die Innenwelt und/oder Außenwelt?
2. Gibt es eine wahre und eine unwahre Erkenntnis?
3. Kann die objektive Wirklichkeit erkannt werden?
4. Wie kann die objektive Wirklichkeit erkannt werden?

Erstens, eine Außenwelt sowie eine Innenwelt ist dem klassischen Rationalismus zufolge existent. Zweitens, es ist nicht als selbstverständlich anzunehmen, dass jede Erkenntnis die unmittelbare Wirklichkeit wiedergibt. Das Problem liegt vor allem in der Transzendenz. Es gibt daher unwahre Aussagen und damit hat die Frage nach der Wahrheit eine Bedeutung. Drittens, und zwar aus dem Grund, dass Descartes und Spinoza davon ausgehen, dass die Möglichkeit besteht, eine Strukturgleichheit zwischen Außenwelt und Bewusstsein herzustellen, gibt es laut ihnen die Möglichkeit, die unmittelbare Wirklichkeit, sprich die Außenwelt, so zu erkennen, wie sie tatsächlich ist. Viertens, mit der richtigen Verwendung des Verstandes kann die unmittelbare Wirklichkeit erkannt werden.

Eine ähnliche Auffassung von Erkenntnis teilt der Empirismus. Im Empirismus hat mensch zu den ersten drei Aspekten dieselbe Einstellung, wie der klassische Rationalismus. Bedeutend anders ist mensch im Empirismus jedoch davon überzeugt, wie die unmittelbare Wahrheit erfasst werden kann (vierter Aspekt). Der Unterschied zum klassischen Rationalismus ist darin zu sehen, dass hier dem Verstand in der Erkenntnis eher eine geringere Rolle zugesprochen wird. Dahingegen wird der Körper, sprich die Sinneswahrnehmung als wichtigste Komponente in der Erkenntnis betont. Der Empirismus wurde vor allem in Großbritannien entwickelt. Ihr Begründer ist Francis Bacon. Seiner Meinung nach sollte „als primäres Ziel philosophischer Forschung die Beobachtung der Naturkräfte zum Zweck ihrer Nutzbarmachung für den Menschen“ (Schneider 1998:19) sein. Mensch muss sich jedoch, laut Bacon „von den »Idolen«, jenen die Wahrheit verdunkelnden Vorurteilen,“ (ebd.) freimachen, um diesem Ziel folgen zu können. „Idole waren für ihn falsche Grundauffassungen der Menschen in sozialer, philosophischer und politischer Hinsicht. Falsche Auffassungen dieser Art werden nach Bacon in der Regel durch Tradition und gesellschaftliche Vorurteile, die sich im Bewusstsein der Öffentlichkeit bilden, bewirkt.“ (Becker 1992:146) Um Idolen entkommen zu können, muss Erfahrung „methodisch gelenkt sein: sie muss von der »bloßen Erfahrung« zur »geordneten Erfahrung«“ (Krüger 1992:49) geführt werden. Als geeignete Methode, also als angemessenes wissenschaftliches Erleben, betrachtete Bacon das Experiment. (ebd.) Folglich kann mensch mit induktiven Schlüssen, d.h. indem mensch vom Besonderen (das, was mensch beobachtet bzw. methodisch gelenkt erfahren hat) auf das Allgemeine (auf allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten) schließt, zur unmittelbaren Erkenntnis gelangen, welche uns die Wirklichkeit in ihrer wahren Form erkennen lässt. (vgl. Albert 1992:178)

Bei Descartes, Spinoza sowie bei Bacon wird ersichtlich, dass sie unmittelbare Erkenntnis als Erkenntnisideal bestimmen. (vgl. Kutschera 1982:69) Für sie stand nicht diejenige Frage im Vorder-

grund, ob es möglich ist Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Die Möglichkeit, dass eine Aussage die Wirklichkeit so abbilden kann, wie dies ein Bild von einem Gegenstand macht, wurde nicht bezweifelt. Diese Art von Wahrheitstheorie wird auch Korrespondenztheorie genannt. (Seiffert 1992c:370)

Ich habe aufgezeigt, dass diese Grundannahmen mit historischen Entwicklungen in Verbindung standen – der Beweis zur Möglichkeit von objektiver Erkenntnis diene dazu, die aufstrebende Naturwissenschaft zu legitimieren. Descartes, Spinoza und Bacon waren sich dementsprechend in den ersten drei Aspekten der Erkenntnis betreffend einig. Erstens, es existiert eine Außenwelt, sowie eine Innenwelt. Zweitens, nicht jede Aussage ist eine wahre Aussage. Drittens, die Wahrheit kann objektiv erkannt werden. Die Kontroverse bewegte sich nun entlang der Frage, **wie** mensch die Wirklichkeit fassbar machen kann. Im Vordergrund stand also die Frage nach dem Weg; nach der Methode, welche wahre Aussagen garantieren könnte. Für die einen bestand diese im Intellekt und für die Anderen in der Sinneswahrnehmung. Erkenntnis wurde insofern mit einem Abbild der Wirklichkeit gleichgesetzt. Die Fähigkeit zur Erkenntnis war jedoch ein Privileg. Zu Erkenntnis gelang nur jeneR, der/ die die Voraussetzungen erfüllt – entweder durch die richtige Verwendung des Intellekts oder der Sinneswahrnehmung.

Unter den Vertretern des Empirismus lassen sich jedoch auch Denker wiederfinden, die einer unmittelbaren Erkenntnis skeptischer gegenüber stehen. John Locke, Berkeley und Hume erachten die Sinneswahrnehmung als angemessenere Erkenntnismethode. Alle drei grenzen sich jedoch, zumindest teilweise, von einer radikalen rationalistischen Doktrin ab, bei der behauptet wird, die Wirklichkeit könnte so erkannt werden, wie sie ist.

Locke kommt zu diesem Schluss, da er angeborene Ideen bezweifelt und davon ausgeht, „daß Vorstellungen oder Begriffe wie Identität, Verschiedenheit, Möglichkeit und Unmöglichkeit (die man für angeboren hielt) bei Kindern, Wilden oder Ungebildeten keineswegs a priori vorhanden seien [...]. Die »Ideen« stammten vielmehr erst aus der Erfahrung, die teils auf der Wahrnehmung äußerer Gegenstände beruhe (die er »sensation« nennt), teils auf der Wahrnehmung seelischer Vorgänge in unserem Innern (für die er den Begriff »reflection« verwendet).“ (Schneider 1998:19) Erkenntnis ist daher für Locke auf subjektive, individuelle Erfahrung reduziert. Der Unmittelbaren Erkenntnis der Wirklichkeit ist durch die Erfahrung eine Grenze gesetzt. Für Locke gilt: „[Erkenntnis] reiche nur so weit wie unsere äußere Erfahrung.“ (Schneider 1998:20)

Indem Locke zwischen primären und sekundären Qualitäten (Ideen) unterscheidet, räumt er dennoch ein, dass nicht alles Erlebte rein subjektiv ist. Sekundäre Qualitäten können Dingen nicht zugeschrieben werden, sie werden lediglich erlebt. Primäre Qualitäten jedoch wie zum Beispiel räum-

liche und zeitliche Beziehungen und Eigenschaften, stellen jene Eigenschaften dar, welche den Dingen an sich zugeschrieben werden können. (Kutschera 1982:354)

Aus den hier aufgegriffenen Gedanken von Locke lässt sich eine veränderte Einstellung gegenüber dem (dritten) Aspekt, inwiefern die unmittelbare Wirklichkeit erkannt werden kann, feststellen. Locke schränkt die Möglichkeit, die Wirklichkeit unmittelbar erkennen zu können, ein, da laut ihm manche Eigenschaften (sekundäre Qualitäten) der Dinge, also der Außenwelt, durch die Sichtweise, sprich durch die Erfahrung des Einzelnen, beeinflusst werden. Dass es also die Wahrheit gibt, wird bei Locke zumindest bestimmter Eigenschaften von Dingen betreffend skeptisch betrachtet.

Berkeley bekräftigt die Skepsis von Locke an einer objektiven Erkenntnis, da er die Existenz von primären Qualitäten bezweifelt. Für Berkeley gibt es nur sekundäre Qualitäten. Damit sind alle Eigenschaften von Dingen, die der Erkenntnis gegeben sind, durch die Erfahrung des Einzelnen bedingt. (Kutschera 1982:197) Er begreift „das Erkennen [...] lediglich als Summe von Einzelvorstellungen [...]. [Dingen] korrespondiert nach Berkeley keine äußere »Materie«, denn diese sei als abstrakte Idee nicht nachvollziehbar. [...] Ob [das Ding] an sich, objektiv, existiert, kann nicht bewiesen werden.“ (Schneider 1998:20, vgl. Hejl 2001:10)

Berkeley betont: „Ideen seien immer Ideen eines Subjekts; sie bedürften eines Subjekts als Träger, und daher könne mensch sie nicht als Dingeigenschaften ansehen [...]. Für Berkeley sind also Ideen Arten von Perzeptionen; Perzeptionen haben aber nur Subjekte, nicht physikalische Objekte.“ (Kutschera 1982:197)

Berkeley unterscheidet sich von den vorhergehenden Positionen dadurch, dass er der Existenz der Außenwelt skeptisch gegenüber steht. Erkenntnis ist laut ihm die Summe von Einzelvorstellungen. Diese lassen sich als Ideen zusammenfassen. Laut Berkeley gibt es daher Ideen. Diese Ideen bedürfen eines Subjekts – es gibt daher auch das Subjekt. Der erste Aspekt von Erkenntnis – die Vorstellung von der Existenz von Außen- und Innenwelt wird also von Berkeley anders gedacht als von jenen, von denen bisher die Rede war. Da laut Berkeley die Existenz der Außenwelt nicht vorausgesetzt werden kann, so hat dies für den dritten Aspekt zur Folge, dass von einer Strukturgleichheit zwischen Außenwelt und Bewusstsein nicht ausgegangen werden kann. Diese Frage ist hinfällig, da von einer Struktur der Außenwelt gar nicht die Rede sein kann. Es gibt daher auch keinen Maßstab für eine wahre Aussage und infolge schrumpft die Bedeutung für eine Unterscheidung zwischen wahren und unwahren Aussagen (siehe zweiter Aspekt). (vgl. Kutschera 1982:197) Dies hat zumindest solange eine Gültigkeit, wie unter einer wahren Aussage eine solche verstanden wird, welche

von einer Strukturgleichheit zwischen Innen und Außenwelt ausgeht. Eine derartige alternative Wahrheitstheorie wäre zum Beispiel eine Konsenstheorie, für die es kein Kriterium sein muss, dass die Wahrheit in Korrespondenz mit der Wirklichkeit steht. Hierfür ist es die allgemeine Akzeptanz einer Aussage, welche die Wahrheit auszeichnet. Ein langfristiger Konsens stellt daher das Kriterium für Wahrheit dar. (Seiffert 1992c:374)

Auch für Hume ist es so, dass die Außenwelt nicht erkennbar ist. Galt für Berkeley jedoch zumindest das Selbst, das Ich, das Subjekt noch für gesichert, für existent, so bezweifelt Hume sogar dieses. Für ihn sind Begriffe wie Substanz, Existenz und Kausalität unbeweisbar. Substanz und Existenz stellen das wesentliche von einer objektiven Wirklichkeit dar und Kausalität ist eine unabdingbare Komponente von Gesetzmäßigkeiten. Da Hume diese Begriffe für unbeweisbar hält, kann konsequenterweise die Außenwelt nicht als objektiv existent gedacht werden. Das, was uns gegeben ist, beschränkt sich ihm zufolge daher auf Ideen, Eindrücke, Empfindungen. Erfahrung beschränkt sich insofern bei Hume auf Ideen. Deshalb stellt er eine Außenwelt, Gott und sogar die Seele, also das Selbst als Träger der Ideen in Frage. (Kutschera 1982:198; Schneider 1998:22)

Humes Position stellt sich sehr ähnlich jener von Berkeley dar, bloß dass dem ersten Aspekt der Erkenntnis betreffend nicht nur die Existenz der Außenwelt, sondern auch die Existenz des Subjekts in Frage gestellt wird. Lediglich die Ideen gelten laut Hume als (gesichert) existent. Hume hat Erkenntnis insofern auf das Mindeste reduziert – auf die Ideen. Daraus ergibt sich auch die selbe Folgerung für den zweiten Aspekt, wie bei der Position von Berkeley: Es gibt keinen Unterschied zwischen wahren und unwahren Aussagen, und daher muss auch die Frage nach der Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis nicht aufgeworfen (dritter Aspekt), sowie auch nicht nach der Methode zum Erkennen der Wahrheit (vierter Aspekt) gefragt werden.

Es wird hier bereits ersichtlich, dass die Einstellung gegenüber dem ersten Aspekt, also gegenüber der Frage, ob mensch von der Existenz der Außenwelt und/oder von der Existenz der Innenwelt (wobei wiederum zwischen Ideen und Subjekt unterschieden wird) ausgeht, bereits darüber entscheiden kann, ob von einer Möglichkeit für eine objektive Wahrheit gesprochen werden kann und ob es Sinn macht, die Suche nach einer Methode zur Erkenntnis der objektiven Wahrheit anzustellen.

Der erste Aspekt, die Frage nach der Existenz, nach dem Sein, nach dem Dasein von etwas wird gemeinhin als Ontologie oder auch als Metaphysik bezeichnet. Seiffert bezeichnet die Ontologie als die „Lehre vom „Sein“ hinter dem, was wir zu erkennen meinen“ (Seiffert 1992d:1).

Die Vorstellung vom Sein kann nun auf der einen Seite objektivistisch und auf der anderen Seite subjektivistisch gedacht werden. Demnach kann mensch von einem metaphysischen bzw. ontologischen Objektivismus, sowie von einem metaphysischen bzw. ontologischen Subjektivismus sprechen. Der Unterschied zwischen diesen beiden idealisierten Denkweisen wird in einem Zitat von Musgrave deutlich:

„Objektivismus in der Metaphysik (gewöhnlich *Realismus* genannt) ist der Standpunkt, daß die reale Welt unabhängig vom wissenden oder wahrnehmenden Subjekt existiert. Subjektivismus in der Metaphysik (gewöhnlich *Idealismus* genannt) ist der Standpunkt, daß es keine objektive Realität unabhängig vom menschlichen Geist gibt – daß die Realität aus Ideen oder Eindrücken im Geist der wissenden Subjekte besteht.“ (Musgrave 1992:234)

Die Einstellung gegenüber der Ontologie, also der Existenz von Materie und Geist hat, wesentliche Konsequenzen für erkenntnistheoretische Fragen (zweiter und dritter Aspekt). Ist mensch der Ansicht, dass es eine objektive Außenwelt und/oder objektive Innenwelt (ontologischer Objektivismus) tatsächlich gibt, so ist noch nicht entschieden, ob mensch davon ausgeht, dass diese auch in ihrer wahren Erscheinung erkennbar ist, sprich, ob eine Strukturgleichheit zwischen Innen und Außen möglich ist. Einerseits kann der Standpunkt eingenommen werden, dass eine Strukturgleichheit zwischen Innen und Außen möglich ist. Es kann andererseits aber auch die Position bezogen werden, so wie es zum Beispiel Locke macht, dass es zwar eine reale Welt gibt, dass diese jedoch vom erkennenden Subjekt nicht (vollkommen) bestimmbar ist. Bei einem ontologischen Objektivismus müssen daher erkenntnistheoretische Fragen noch geklärt werden. Bei einem ontologischen Subjektivismus hingegen, für den nur der Gedanke; die Idee als gesichert gilt, ist es hinfällig die Frage zu stellen, ob die reale Welt erkannt werden kann, da diese als nicht existent bezeichnet wird und daher gar nicht bestimmt werden kann. (vgl. ebd.:234f; vgl. Kutschera 1982:180)

Für die Erkenntnistheorie lassen sich also erneut zwei idealisierte Denkweisen bestimmen. Auch hier kann Unterschieden werden zwischen einem erkenntnistheoretischen Objektivismus und einem erkenntnistheoretischen Subjektivismus. Wie bereits erwähnt, ist es eine Vorbedingung für einen erkenntnistheoretischen Objektivismus, dass mensch der Annahme ist, dass eine reale Welt existiert. Für den erkenntnistheoretischen Objektivismus ist es dann auch möglich, die Realität zu erkennen. Er ist jedoch auch der Meinung, dass dies nicht jedermans/fraus Sache ist, sondern, dass es auch subjektive Wahrnehmung, Erfahrung usw. gibt. Er unterscheidet also zwischen objektivem Glauben bzw. Wissen und subjektivem Glauben bzw. Wissen. (vgl. Musgrave 1992:235; vgl. Kutschera

1982:192) Aus der Sicht des erkenntnistheoretischen Subjektivismus gibt es diese Unterscheidung nicht, denn „Gegenstand unserer Erfahrung sind nur Phainomena.“ (Kutschera 1982:191) Phainomena stellen „mentale oder psychische Objekte“ dar, „die nur in unserem Kopf (in mente) existieren, nicht aber in der Außenwelt. Sie sind also von ganz anderer Art als die physischen Dinge der Außenwelt [...]“. (ebd.:192)

Musgrave beschreibt den Unterschied zwischen erkenntnistheoretischem Objektivismus und erkenntnistheoretischem Subjektivismus auch anhand des idealisierten Denkens von Objektivisten und Subjektivisten: „So wird zum Beispiel ein Objektivist die Wahrheit oder Falschheit (des Inhalts) eines Glaubens als eine entscheidende objektive Eigenschaft ansehen, die im Sinne seiner Übereinstimmung mit den Tatsachen oder mit dem objektiven Sachverhalt definiert werden muß. Für einen Objektivisten kann ein Glaube (oder der Inhalt eines Glaubens) selbst dann wahr sein, wenn ihm niemand wirklich anhängt, und falsch sogar dann, wenn jedermann ihm anhängt.

Die Subjektivisten auf der anderen Seite identifizieren die Wahrheit eines Glaubens mit irgendeiner subjektiven Eigenschaft des Glaubenden oder seines (Aktes des) Glaubens. Es gibt mehrere solche subjektivistischen Theorien der Wahrheit: Ein Glaube ist wahr, wenn er selbstevident ist (für den Glaubenden) oder »klar und deutlich« (für den Glaubenden) oder unbezweifelbar (für den Glaubenden) oder wenn der (Akt des) Glaube(ns) zweckmäßig oder nützlich ist (für den Glaubenden) oder wenn er mit anderen Glaubensüberzeugungen (des Glaubenden) übereinstimmt oder wenn er durch die Erfahrung (des Glaubenden) bestätigt wird. Subjektivistische Bewertungen der Wahrheit bieten eine einfache Möglichkeit an, Gewißheit darüber zu erlangen, was wahr und was falsch ist. Da wir mit Sicherheit wissen können, was für uns selbstevident ist [...], können wir auch mit Sicherheit wissen, was wahr ist. Jedoch haben alle solche Theorien die relativistische Konsequenz, daß das, was für eine Person wahr ist, für eine andere Person falsch sein kann [...].“ (Musgrave 1992:235)

Nun lässt sich auch für den vierten Aspekt feststellen, dass auch hier prinzipiell von zwei idealisierten Denkweisen, so wie es Musgrave darstellt, gesprochen werden kann. Die Frage lautet, auf welche Art und Weise klar gestellt werden kann, dass die Aussage, Theorie, usw. der Wahrheit entspricht: „So versuchen zum Beispiel die Objektivisten, objektive Kriterien für eine befriedigende wissenschaftliche Erklärung zu geben; die Forderung, dass jede Erklärung eine gültige deduktive Beweisführung sein müsse, ist die bekannteste. Auf der anderen Seite sagen die Subjektivisten, daß eine angemessene Erklärung etwas ist, das die Neugier zur Ruhe setzt und das Rätselhafte beseitigt.“ (Musgrave 1992:236)

Die erkenntnistheoretischen Darstellungen basierten bisher eher auf polarisierenden Standpunkten. Im Folgenden werden Positionen aufgezeigt werden, welche zusätzliche relevante Ideen zu dem Thema Erkenntnis liefern. Kant verweist zum Beispiel darauf, dass auf die Bedingungen von Erkenntnis geachtet werden sollte und spätestens seit Kuhn wird auch ein historisch-soziologischer Blick auf Erkenntnis genommen. Trotz dieser befruchtenden zusätzlichen Aspekte von Erkenntnis, verlieren die vier Hauptfragen in keinsten Weise an Bedeutung. Sie stellen nach wie vor das Hauptinteresse dieses Kapitels dar.

Kant

Kant bezweifelt die Existenz der Außenwelt nicht, sowie er auch die Existenz des Selbst nicht in Frage stellt. (Kutschera 1982:180) Für ihn ist die Frage nach der Differenz zwischen Wahrheit und Unwahrheit daher von Bedeutung. Das, was Kant von Descartes, Spinoza und Bacon unterscheidet, liegt darin, dass sich Kant weder auf die Seite des Verstandes, noch auf die des Leibes stellt – wie es in der Kontroverse zwischen Intellektualismus und Empirismus der Fall ist. Für Kant sind beide Gesichtspunkte von Bedeutung. Damit meint er jedoch noch nicht, dass wir für ein sicheres Wissen der Wirklichkeit beide benutzen müssen, sondern zunächst einfach einmal, dass Erkenntnis im Allgemeinen ohne das Eine noch ohne das Andere auskommt; dass wir also gar nicht drum herum kommen, beide zu verwenden. Verstand *und* Sinneswahrnehmung stellen für ihn die Bedingung für Erkenntnis dar. (Schneider 1998:22)

Immanuel Kant schreibt in seinem Werk *Kritik der reinen Vernunft*: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ (Kant 1974:98) Der Intellekt kommt also ohne Sinneswahrnehmung nicht aus und umgekehrt. Das Entstehen von Erkenntnis beruht, laut Kant, im Großen und Ganzen auf folgender Vorgehensweise: „So fängt denn alle menschliche Erkenntnis mit Anschauungen an [Sinnlichkeit], geht von da zu Begriffen [Verstand] und endigt mit Ideen [Vernunft].“ (ebd.:604)

Kant hat insofern ein umfassenderes Verständnis des Selbst als Descartes, Spinoza und Bacon. Er setzt anstatt dem Intellekt *oder* Sinneswahrnehmung ein Intellekt *und* Sinneswahrnehmung.

Kant geht nicht wie Hume davon aus, dass alle Erkenntnis lediglich eine Ansammlung von Ideen sei, sondern er ist der Meinung, dass das Selbst sehr wohl als solches, als Substanz existiert. Dieses Selbst enthält bestimmte Kategorien, die die Struktur des Verstandes ausmachen und es hat auch Formen der Anschauung, wie Raum und Zeit. All jenes ist a priori vorhanden, das bedeutet, sie sind

fix in dem Selbst verankert. Schneider schreibt folgendes über Kant:

„Kant versucht in seiner Erkenntnistheorie das Kunststück zu bewerkstelligen, alles, was mit Empirie, Anschauung, Sinnlichkeit usw. zusammenhängt, so zu entschlacken, daß zum Schluss nur noch allgemeine, »reine« - oder wie er es nennt: »transzendente«, d.h. vom empirischen Subjekt losgelöste – Urteile und Begriffe herauskommen.“ (Schneider 1998:23)

Vom empirischen Subjekt losgelöst bedeutet, dass sie unabhängig von der Erfahrung des Subjekts existieren. Das heißt, diese Urteile und Begriffe kommen jedem Subjekt zu, unabhängig von dem was er oder sie erlebt hat. Schneider schreibt weiter: „So werden auch der Raum und die Zeit von ihm ihres empirischen Charakters entkleidet. Obgleich sie Kant als Anschauungsformen bezeichnet, gelten sie ihm nicht als »empirische Begriffe« [...], sondern als notwendige Vorstellungen a priori. Damit verlegt er diese objektiven Existenzformen der Materie [der Außenwelt] in die Immanenz des Bewußtseins [...].“ (ebd.:23)

Kant kommt so zu dem Schluss, dass allgemeine Erkenntnis „die Form unserer Erfahrungen“ ausdrückt und zudem auf „der Struktur des menschlichen Erkenntnisvermögens“ (Kategorien und Anschauungsformen) aufbaut (Albert 1992:179). Bei Kant wird alles, was mit Erkenntnis zu tun hat, in das Subjekt hineingelegt. Manches existiert im Subjekt von Anfang an; a priori: die Kategorien, sowie Raum und Zeit. Anderes entsteht durch fortlaufende Erkenntnis. Der Außenwelt kommt die Rolle als Objekt; als Anschauungsobjekt; als Erkenntnisobjekt zu. Neben der Rolle als Objekt wird der Außenwelt kein weiterer Einfluss auf die Erkenntnis zugebilligt. Kant vertritt daher einen erkenntnistheoretischen Idealismus. (Kutschera 1982:180)

Inwiefern ist nun eine unmittelbare Einsicht in die Wirklichkeit laut Kant möglich? Wie bereits erwähnt, steht der Erkenntnis nicht die tatsächliche Wirklichkeit gegenüber, sondern nur deren Erscheinung. Die Gegenstände der Erkenntnis (der Außenwelt) sind nicht Dinge an sich, sondern der „Anschauung zugängliche Erscheinung und ein der Erkennbarkeit entzogenes Ding“ (Schneider 1998:26). Die Erkenntnis der unmittelbaren Wirklichkeit wird bei Kant daher einem starken Zweifel unterworfen. Er geht zwar davon aus, dass eine Außenwelt existiert und er nimmt auch an, dass die Sinnesempfindungen durch „Dinge der Außenwelt verursacht“ werden, er ist jedoch nicht der Meinung, dass eine „Korrespondenz zwischen der Welt unserer Erscheinungen und der Welt an sich“ (Kutschera 1982:202) behauptet werden kann. Für Kant gilt: „Insbesondere können wir auch aus den Gesetzmäßigkeiten im Bereich der Erscheinungen nicht auf analoge Gesetzmäßigkeiten im Bereich der Dinge an sich schließen, denn diese Gesetzmäßigkeiten (zumindest die fundamentalen Naturgesetze) legen wir selbst in die Erscheinungen hinein.“ (ebd.)

Auf diese Weise wird mit Kant und seinem formulierten Kritizismus die Erkenntnis nicht als Abbild der Wirklichkeit verstanden. Die Wirklichkeit befindet sich für Kant nicht außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens, sondern genau umgekehrt: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter diesen Vorzeichen zu nichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten [...]“ (Kant 1974:25) Die Aussage läuft auf die Behauptung hinaus, dass die Gegenstände der Erfahrung ein Konstrukt unseres Verstandes darstellen und nicht umgekehrt. (vgl. Schneider 1998:22; vgl. Kutschera 1982:202)

Bei Kant ist nun interessant, dass er die Existenz der Innenwelt (erster Aspekt) näher betrachtet und dabei zu der Erkenntnis kommt, dass die Ideen durch den Verstand, sowie durch die Sinneswahrnehmung beeinflusst werden. Bei Kant erkennen wir nun, dass es nicht nur darum geht in den Blick zu bekommen, was existiert, sondern auch wovon die Erkenntnis abhängig ist. Wir sollten also nicht nur den Aspekt beachten, ob die Außenwelt und Innenwelt existiert, sondern auch, welche von diesen Gesichtspunkten einen Einfluss auf die Erkenntnis nimmt. Ist es die Außenwelt und/oder die Innenwelt, die Erkenntnis beeinflussen und formen, und welche Teile von der Außenwelt und/oder Innenwelt haben dabei einen (größeren oder geringeren) Anteil an der Beeinflussung von Erkenntnis? Ist es eine Erkenntnis, die sich aus dem Selbst, aus dem Ich heraus entwickelt? Ist es dabei der Verstand oder die Sinneswahrnehmungen die vorrangig die Erkenntnis bestimmen? Oder ist es eine Erkenntnis die rein von der Außenwelt erzeugt wird? Oder sind es beide Einflüsse, das Ich und die Außenwelt, die die Erkenntnis beeinflussen? Für Kant ist es die Innenwelt und dabei der Verstand, sowie die Sinneswahrnehmung zugleich, oder besser gesagt beides gleichzeitig im Zusammenspiel.

Für Kant spielt die Außenwelt also eine eher untergeordnete Rolle. Nachdem er sogar dafür plädiert, dass sich die Dinge nach dem Verstand richten müssen, so könnte man vermuten, dass sich für Kant in einer ähnlichen Weise wie bei Hume, die Erkenntnis lediglich in den Ideen abspielt. Dem ist jedoch nicht so, da die Welt Kant zufolge nicht als reines Produkt des Selbst begriffen werden kann. Die Außenwelt wird von Kant als existent gedacht. Er geht daher von einem metaphysischen Objektivismus aus. Das Selbst spielt jedoch eine derart große Rolle in der Erkenntnis, sodass es keine Möglichkeit, die Welt in ihrer Unmittelbarkeit zu erkennen (dritter Aspekt), gibt. Der Unterschied zu Hume als auch zu Berkeley liegt jedoch darin, dass bei Hume sowie bei Berkeley vorab bereits entschieden ist, dass eine objektive Erkenntnis nicht möglich ist, da sie die Existenz von der Außen-

welt erst gar nicht annehmen. Deshalb gibt es nichts, wonach sich eine objektive Erkenntnis richten könnte. Bei Kant gibt es diesen Richtwert hingegen schon, da er von der Existenz der Außenwelt ausgeht. Was daher bei Hume und Berkeley vorab bereits entschieden ist, muss aus der Sicht von Kant noch geklärt werden: Ist die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis gegeben? Da Kant zufolge dem Verstand die Vorrangstellung gegenüber den Dingen gegeben wird, schränkt sich die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis bedeutend ein.

Weitere Entwicklungen

Mit den Positionen von Berkeley, Hume und im Weiteren mit Kant und seiner allgemeinen Theorie der Erkenntnis müsste der Macht und privilegierten Fähigkeit der Naturwissenschaft eigentlich zumindest teilweise eine Absage erteilt werden. Mensch könnte nicht mehr ohne Weiteres daran glauben, dass mit Wissenschaft alles möglich ist, dass der Mensch mit der Wissenschaft eine höhere Stufe erreicht hat, dass er selbst zum Schöpfer wird.

Ursprünglich ging im ausgehenden 16. Jahrhundert die epistemologische Reflexion einher mit dem Aufstreben der Naturwissenschaften. Sie sollte diese stützen und ihr Legitimität verleihen. Ende des 19. Jahrhunderts kam es zu einem zweiten großen Schub der Industrialisierung. (Schneider 1998:27) Um nur einige große Entdeckungen dieser Zeit zu nennen: Hertz entdeckte 1888 die elektromagnetischen Wellen; im Jahre 1885 wurde der Kraftwagen von Daimler/Benz entworfen und in der Nachrichtentechnik wurde zum Beispiel von Edison 1877 die Sprechmaschine erfunden. (ebd.:244)

Skeptizismus war daher weniger angebracht und demnach war es auch kein erkenntnistheoretischer Skeptizismus, welcher an Popularität zu jener Zeit gewann, sondern vielmehr eine Erkenntnistheorie, die daran glaubte, die Wirklichkeit so fassen zu können, wie sie tatsächlich ist. So geht „[m]it dem wachsenden Primat solcher Disziplinen wie Medizin, Physik und Chemie [...] seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Herausbildung eines naturwissenschaftlichen Materialismus einher, der kurz vor 1900 seine Kulmination in der philosophischen Strömung des Monismus findet.“ (ebd.:27) Das bedeutende für den Monismus ist darin zu sehen, dass für ihn nur eine einzige Wissenschaft Geltung in Anspruch nehmen kann. Ein Pluralismus von Wissenschaften, die jeweils Wahrheiten beinhalten können, wird zurückgewiesen. Nur eine Wissenschaft wird als Wissenschaft anerkannt, die anderen werden entweder als nicht-wissenschaftlich bezeichnet oder, soweit es möglich ist, werden sie auf diese eine Wissenschaft (Disziplin) zurückgeführt; reduziert. (Seiffert 1992a:393) Es ist hier zu bemerken, dass bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Geisteswissenschaften so gut wie keine Rolle spielten. Diese kristallisieren sich als eigene Wissenschaft(en) erst durch den Übergang vom

Idealismus zum Positivismus oder Naturalismus heraus. (ebd.; Schneider 1998:244)

Die Ansichten des Materialismus (Gegenpart zu Idealismus), welcher alles Sein auf Materie zurückführt und damit dem von der Materie unterschiedenen Geist wenig bis gar keine Beachtung schenkt, sowie die des Monismus wurden von verschiedenen Seiten kritisiert. (Schneider 1998:27) Eine Alternative hierfür stellte eine Position dar, welche sich auf Kant beruft, und deshalb auch als Neukantianismus bezeichnet wird. Der Neukantianismus, wie er von der Marburger Schule vertreten wurde, war szientistisch orientiert. Dies erscheint auf den ersten Blick widersprüchlich, da Kants erkenntnistheoretische Position eine Skepsis gegenüber fest überzeugten, der unmittelbaren Wirklichkeit entsprechenden Aussagen hegte. Mensch kann Kant jedoch auch wissenschaftstheoretisch lesen und hier tendiert er zur Mathematik. Im Allgemeinen müssen sich zwar die Gegenstände nach dem Verstand richten, es gibt Kant zufolge jedoch bestimmte Urteile, welche eine Erweiterung des Wissens bringen können. „Solche Urteile sind für [Kant] die »synthetischen Urteile a priori«, die vorzugsweise in der Mathematik gebildet werden. Bei Additionen (z.B. $7 + 5 = 12$) tritt im Resultat, als der Vereinigung zweier Zahlen, »synthetisch« ein neues Prädikat hinzu. Zugleich sind solche Urteile »a priori«, weil ihnen der Charakter der Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit zukommt.“ (ebd.:23)

Hermann Cohen (1842–1918) , welcher als Begründer der Marburger Schule gilt, stützt sich auf dieses Konzept von Kant und entwickelt einen logischen Idealismus, welcher den Logos, das reine Denken in den Vordergrund von wissenschaftlichem Tun stellt. Das Wichtigste ist für ihn die Logik, mit der es möglich sein sollte „die Wirklichkeit aus sich heraus erzeugen“ (ebd.:28) zu können. „Deduktiv wird so von ihm auch die Logik der mathematischen Naturwissenschaft konstruiert.“ (ebd.)

Das logische Denken verliert in den nächsten Jahrzehnten kaum an Bedeutung. Schneider zeigt auf, wie der Neukantianismus auf diese Art und Weise Einfluss auf andere philosophische Strömungen ausübt: „So sind die Anfänge der Phänomenologie, wie sie in Husserls *Logischen Untersuchungen* erkennbar werden, ganz von dem Paradigma einer Suche nach primordialen kategorialen Anschauungen und logischen Urteilsformen vor oder jenseits aller Empirie geprägt. Und auch die Analytische Philosophie, die in den Bestrebungen des Wiener Kreises ihren Ausgang nahm und danach, vor allem im angloamerikanischen Raum, beinahe unangefochten das akademische Feld beherrschte, setzt Erkenntnis mit logischem Denken gleich, wobei das Heil in einer angeblich besonderen Verlässlichkeit und Wissenschaftlichkeit verbürgenden Formalisierung gesucht wird. Auch sie geht weitgehend abbildtheoretisch von der Isomorphie der Struktur des menschlichen Bewußtseins und der Struktur der Welt aus, setzt also mehr oder weniger stillschweigend voraus, daß beide Sphären

analog organisiert sind.“ (ebd.)

Es wird also ersichtlich, dass eine objektive Einsicht in die Wirklichkeit in weiten Teilen der Erkenntnistheorie als möglich erachtet wird. Die Logik wird dabei tendenziell als vorrangige Methode angesehen.

Popper

Auch für Popper stellt die Logik die angemessene wissenschaftliche Methode dar. Er verweist jedoch auch auf etwas anderes, das für ihn sehr zentral für wissenschaftlichen Fortschritt ist. Er betrachtet wissenschaftlichen Fortschritt als langfristiges Projekt, bei dem Theorien und Thesen immer und immer wieder widerlegt werden. Für ihn ist daher auch die intersubjektive Kommunikation wichtig.

Popper gibt im Gegensatz zu Kant die wissenschaftstheoretische Vorstellung von einer Wahrheit, die vollkommen oder auch nur wahrscheinlich erkannt werden könne, völlig auf. Laut Popper können wir uns lediglich an die Wahrheit annähern. (vgl. Schneider 1998:131, 136)

Für ihn kann keine Hypothese als vollkommen verifiziert geltend gemacht werden. Es kann niemals angenommen werden, dass eine Aussage vollkommen bestätigt ist. Es ist unabdingbar für eine wissenschaftliche Aussage, dass diese falsifiziert werden kann. Popper schreibt: „*Ein empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können.*“ (Popper 2005:17) Popper schreibt daher einer Theorie, Hypothese bzw. Aussage dann Wissenschaftlichkeit zu, wenn diese an der Erfahrung scheitern kann. Dies bedeutet nun nicht, dass eine Aussage falsifiziert werden muss, um als wissenschaftlich bezeichnet werden zu können, sondern vorerst einmal, dass die Aussage so konstruiert sein muss, sodass sie theoretisch an der Erfahrung scheitern könnte. (Carrier 2007:29)

„Falsifikationen sind aus erkenntnistheoretischen Gründen wesentlich. Der Konflikt mit der Erfahrung eröffnet die Möglichkeit des Lernens aus der Erfahrung. Die Immunisierung von Theorien gegen Anomalien oder Gegenbeispiele verhindert, dass wir aus unseren Fehlern lernen.“ (Carrier 2007:29f) Für Popper muss ein Rationalist alles in Frage stellen und kritisieren, selbst seine eigene Tradition. (Warren Bartley 1992:285) Indem die Theorien immer wieder falsifiziert, d.h. widerlegt werden, nähert mensch sich der Wahrheit immer mehr an. So kommt es laut Popper zu einem wissenschaftlichen Fortschritt. (vgl. Carrier 2007:29f; vgl. Kutschera 1982:472)

Erweist sich eine Theorie für eine Periode, für einen Zeitraum als resistent gegen Falsifizierungen, so kann mensch davon sprechen, dass sich diese Theorie bewährt. Sie wird dadurch jedoch nicht bestätigt (verifiziert), noch wird sie wahrscheinlicher. (Schneider 1998:131; Kutschera 1982:473)

„Theorienfortschritt soll nach dieser Lehre [nach Poppers Falsifikationismus] in der Theorienbewährung infolge methodisch angesetzter, aber mißlungener Falsifikationsversuche liegen.“ (Stachowiak 1992:65)

Popper distanziert sich damit nicht von dem Standpunkt, dass es absolute bzw. objektive Wahrheit gebe. „Lediglich das menschliche Wissen und Erkenntnisvermögen, das ihre Strukturen prinzipiell, nämlich über die Gesetze der Logik, reproduzieren könne, sei unvollkommen, so daß Wahrheit nur approximativ erfaßt werden könne.“ (Schneider 1998:137; vgl. Kutschera 1982:393)

Es wird hier bereits ersichtlich, dass Popper die Logik zum Instrumentarium, für den ihn zwar nur zur Annäherung an die Wahrheit möglichen, aber dennoch fortschrittlichen Prozess der Wissenschaft, erhebt. Mit der logischen Vernunft können Ungereimtheiten und Widersprüche aufgelöst und damit Sicherheit gestiftet werden. (Schneider 1998:134; vgl. 132)

Der wissenschaftliche Prozess für die Sozial- sowie für die Naturwissenschaften sollte nach Poppers Vorstellung, laut Schneider, mit folgenden Schritten erfolgen:

- „a) Lösungsversuche für ihre Probleme – die Probleme von denen sie ausgeht – auszuprobieren. [...] Lösungen werden vorgeschlagen und kritisiert. Wenn ein Lösungsversuch der sachlichen Kritik nicht zugänglich ist, so wird er eben deshalb als unwissenschaftlich ausgeschaltet, wenn auch vielleicht nur vorläufig.
- b) Wenn er einer sachlichen Kritik zugänglich ist, dann versuchen wir ihn zu widerlegen; denn alle Kritik besteht in Widerlegungsversuchen.
- c) Wenn ein Lösungsversuch durch unsere Kritik widerlegt wird, so versuchen wir es mit einem anderen.
- d) Wenn er der Kritik standhält, dann akzeptieren wir ihn vorläufig; und zwar akzeptieren wir ihn vor allem als würdig, weiter diskutiert und kritisiert zu werden.
- e) Die Methode der Wissenschaft ist also die des tentativen Lösungsversuchs (oder Einfalls), der von der schärfsten Kritik kontrolliert wird. Es ist eine kritische Fortbildung der Methode des Versuchs und Irrtums (>trial and error<).
- f) Die sogenannte Objektivität der Wissenschaft besteht in der Objektivität der kritischen Methode; das heißt aber vor allem darin, daß keine Theorie von der Kritik befreit ist, und auch darin, daß die logischen Hilfsmittel der Kritik – die Kategorie des logischen Widerspruchs – objektiv sind.“ (ebd.:133f)

Bei Popper wird nun ersichtlich, dass er zwar von keiner objektiven Erkenntnis ausgeht (dritter

Aspekt), dass dadurch jedoch nicht gesagt sein muss, dass die Unterscheidung zwischen wahren und unwahren Aussagen überflüssig ist (siehe zweiter Aspekt von Erkenntnis). Laut Popper kann die Wahrheit zumindest annähernd erkannt werden (dritter Aspekt). Die Methode die Popper für die Annäherung an die Wahrheit propagiert ist das rekursierende Falsifizieren von Theorien, sowie die Logik (vierter Aspekt).

Thomas Kuhn

Kuhn betrachtet Wissenschaft nicht mehr von einer logisch-kognitiven Perspektive, sondern von einer historisch-soziologischen. (Schurz 2006:16) Er fasst die (historische) Entwicklung der Wissenschaft ins Auge und erkennt für sich, dass es in der Wissenschaftsgeschichte zu unterschiedlichen „Theoriebildungen“ gekommen ist. Jede Theoriebildung hat ihren besonderen theoretischen Rahmen, der wiederum jeweils unterschiedlich ausgeformt sein kann. Der allgemeine theoretische Rahmen wird von Kuhn als „Paradigma“ bezeichnet. „Ein Paradigma umfasst inhaltliche Vorstellungen von der Beschaffenheit des einschlägigen Sachbereichs, die Anerkennung bestimmter Problemlösungen als Beispielhaft und mustergültig (oder „paradigmatisch“), sowie die Annahme von Qualitätsmaßstäben für Erklärungen“. (Carrier 2007:30f)

Kuhn geht davon aus, dass es in der Wissenschaftsgeschichte zu unterschiedlichen Phasen kommt. Es gibt jene Phase bei der ein Paradigma eine Monopolstellung einnimmt. In einer solchen Phase etabliert sich eine bestimmte Wissenschaft zur Normalwissenschaft. Solange an einem Paradigma festgehalten wird, kommt es zu einem kontinuierlichen Wissensfortschritt. Treten Widersprüche auf, die so genannte Anomalien darstellen, werden diese durch „Modifikation der aktuellen Theorieversionen innerhalb des akzeptierten Paradigmas bereinigt.“ (Schurz 2006:16) Werden jedoch mehr und mehr Anomalien entdeckt, so wird die Suche nach einem neuen Paradigma unabwendbar werden. Wird ein solches gefunden, so kommt es zu einer revolutionären Phase, wobei die zwei bestehenden Paradigmen zunächst um ihren Geltungsanspruch ringen werden. Die zwei konkurrierenden Paradigmen stehen sich jedoch rational unvergleichbar gegenüber (Kuhn stellt dies in der Inkommensurabilitätsthese dar), was soviel bedeutet, als dass der Konkurrenzkampf nicht mehr in „Form eines kognitiven Leistungsvergleichs“, sondern in „Form eines wissenschaftspolitischen Machtkampfes“ stattfindet. (ebd.; vgl. Carrier 2007:32f)

Kuhn erkennt, dass es der Wissenschaft in zweierlei Hinsicht an Rationalität mangelt: „Erstens fehlen in der Normalwissenschaft strenge Prüfungen; hier wird die Falsifikation suspendiert. Zweitens ist in wissenschaftlichen Revolutionen die Aufgabe daran gebunden, dass ein Nachfolger bereit steht; eine Widerlegung durch Vergleich mit den Tatsachen findet nicht statt. Überdies ist die Theo-

rienwahl in der Revolution durch ein Abwägen konkurrierender Faktoren gekennzeichnet und insofern von subjektiven Faktoren nicht frei.“ (Carrier 2007:33f)

Kuhn betrachtet jedoch diese Rationalitätsdefizite als unumgänglich für einen Fortschritt in der Wissenschaft, da seiner Meinung nach ansonsten die Wissenschaft bald ihr Ende ersehen würde. (vgl. ebd.:32)

Meines Erachtens scheint es so, als hielte sich Kuhn zwanghaft an der Wissenschaft fest und als könne er sich keine alternative Überlegungen vorstellen, die Erkenntnis abseits von Wissenschaft legitimieren würde. Würde mensch Kuhns historisch-soziologische Überlegungen über die Wissenschaft konsequent fortführen und dabei vor allem die Inkommensurabilitätsthese beachten, so müsste mensch davon ausgehen, dass kein (gesicherter) wissenschaftlicher Fortschritt erwartet werden kann. Die Frage nach der Wahrheit würde demnach an Bedeutung verlieren (zweiter Aspekt). Für Kuhn führt jedoch der fortlaufende Paradigmenwechsel, inklusive seiner Rationalitätsdefizite, zu einem Fortschritt der Wissenschaft zu einer fortlaufenden Annäherung an die (absolute) Wahrheit (dritter Aspekt). Der fortlaufende Paradigmenwechsel ist insofern eine angemessene Methode für Kuhn (vierte Methode).

Feyerabend

Sieht Popper noch einen Wissenschaftsfortschritt in einem immanenten Falsifizismus und verteidigt Kuhn hingegen teilweise die Immunisierungen gegen Verwerfungen von Theorien für einen Fortschritt in der Wissenschaft, so verwirft Feyerabend nun einen Fortschrittsgedanken, welcher sich an einer mehr oder weniger geradlinigen Wissenschaftsentwicklung orientiert.

Für Kuhn stehen sich in einer revolutionären Phase zwei unvergleichbare Paradigmen gegenüber. Das bedeutet, dass zwei in sich logische Theorien nebeneinander existieren können, ohne dass die eine Theorie die andere in sich aufnehmen, noch als ungültig abweisen könnte. Er fasst die Beziehung zwischen zwei solchen Theorien als „inkommensurable“ auf. Feyerabend knüpft an diese Einsicht an; er „bestreitet, daß es einen allgemeingültigen ahistorischen Maßstab für Rationalität gibt, mit dem sich beurteilen läßt, ob die eine Theorie besser ist als die andere“ (Chalmers 1994:104) und erkennt auch andere Erkenntnisarten als die der Wissenschaften, wie zum Beispiel Voodoo oder Astrologie, als gleichwertig an. (vgl. ebd 104, 141f)

Welche Theorie und welche Kriterien mensch wählt, ist für Feyerabend letztendlich subjektiv. „Aus der Sicht von FEYERABEND führt Inkommensurabilität notwendigerweise zu einer subjektiven Betrachtungsweise von Wissenschaft“ (ebd.:139) und die Wahl bzw. der Vergleich kann sich letztlich

nur auf „ästhetische Urteile, Geschmacksurteile, metaphysische Vorurteile, religiöse Bedürfnisse, kurz [auf] *unsere subjektiven Wünsche*“ (Feyerabend 1999:369) stützen.

Feyerabend möchte damit aufzeigen, dass die Fassung der Wahrheit unmöglich ist. Sicheres Wissen kann nicht erzielt werden (dritter Aspekt). Zu dieser Erkenntnis gelangt Feyerabend jedoch nicht, weil er die Existenz der Außenwelt negiert, sondern aufgrund einer historischen Sichtweise auf Wissenschaft. Auf dieser Basis knüpft Feyerabend seine Kritik an RationalistInnen an:

“Wo eine einheitliche Weltbetrachtung vorzuliegen scheint, da haben wir entweder bescheidene Erfolge in einem engen Bereich und Versprechungen für den Rest, die aber so formuliert werden, als handle es sich schon um Resultate [...], oder die Unterdrückung von Phänomenen, die nicht in den akzeptierten Bereich passen [...]. Von allem Anfang an haben Rationalisten ihre Wünsche mit den Tatsachen verwechselt und sich Zugeständnisse *erschlichen*, statt klar für ihre Position *zu argumentieren*“. (Feyerabend 1992b:294)

Auf diesem Ansatz verharret auch die Kritische Theorie und sie fordert sogar, dass der eigene Standpunkt in einer Theorie explizit wiedergespiegelt sein muss.

Adorno

Die Kritische Theorie baut ihr Fundament auf den Geistes- und Sozialwissenschaften auf.

Adorno bezeichnet das, was uns gegeben ist, wenn wir etwas erkennen, als „Erscheinung“. Mensch steht also einer Erscheinung gegenüber. Bei der Erkenntnis erkennt mensch eine Erscheinung – um welches Ding oder welchen Menschen es sich dabei auch immer handelt. Wenn die Rede von einer Erscheinung ist, so könnte mensch meinen, dass die Erkenntnis nichts mit einer objektiven Wirklichkeit zu tun haben muss. Jemand kann eine Erscheinung sehen, welche wiederum jemand anderes widerstreitet. Es könnte ebenso bestritten werden, dass dort überhaupt etwas existiert, da die Erscheinung von einem Moment auf den anderen verschwindet. Dies ist jedoch nicht die Art von Interpretation, die ich in dem Begriff von Erscheinung von Adorno zu erkennen glaube.

Denn Adorno schreibt: „Die Erscheinung ist immer auch eine des Wesens, nicht nur bloßer Schein.“ (Adorno 1976b:99) Wenn von einem Wesen der Erscheinung die Rede ist, so bezeichnet dies etwas Festes, etwas Greifbares und Reales. Etwas, das ein Wesen besitzt, kann sich nicht einfach in Luft auflösen. Da die Erscheinung nun auch eine des Wesens ist, muss angenommen werden, dass etwas Tatsächliches, etwas Reales existiert. Es muss angenommen werden, dass es eine objektive Wirklichkeit gibt. Und da die Erscheinung eben nicht bloßer Schein ist, sondern eben auch immer eine des Wesens, kann mensch zwar nicht davon ausgehen, dass die objektive Wirklichkeit erkannt werden kann (weil die Erscheinung einerseits Schein ist), dass hinter dem, was wir zu erkennen glau-

ben, jedoch etwas tatsächlich existiert (weil die Erscheinung andererseits auch eine des Wesens ist). Das, was uns daher bei der Erkenntnis gegenüber steht, stellt etwas dar, das ein hinter einem Nebel liegendes Ding oder ein hinter einem Nebel stehenden Menschen gleicht. Wäre die Erscheinung bloßer Schein, so würden wir nur einem Nebel gegenüberstehen, welcher seine Form verändern kann von einem Moment auf den anderen, weil dieser derart leicht, flexibel und veränderbar beschaffen ist. Der Nebel könnte sich auch von einem Moment auf den nächsten auflösen oder erscheinen. Wäre die Erscheinung jedoch bloß das Wesen des Dinges an sich, so könnten wir es in seiner wahren Form erkennen. Das Wesen des Dinges ist das Sosein des Dinges. Es ist so, wie es objektiv ist. Das Wesen des Dinges ist jedoch in Nebel gehüllt und das, was wir erkennen ist daher eine Erscheinung, die uns zwar zeigt, dass da etwas existiert, das wir jedoch nicht in ihrer wahren Form erkennen können. Wir können Umrisse und Strukturen erkennen. Diese sind jedoch verschwommen und daher besteht keine Möglichkeit sie genau zu bestimmen. Die Wahrheit kann daher laut Adorno nicht unmittelbar erkannt werden.

Adorno kritisiert jene Wissenschaften, die versuchen, Dinge und Phänomene der Wirklichkeit als objektiv darzustellen, denn „die empirische Sozialforschung kommt darum nicht herum, daß alle von ihr untersuchten Gegebenheiten [...] durch die Gesellschaft vermittelt sind.“ (Adorno 1976b:99) Was Adorno meiner Ansicht nach damit meint, ist, dass mensch sich nicht außerhalb der Welt (Gesellschaft) positionieren kann, um dann von oben herab einen unabhängigen, neutralen Blick auf die Wirklichkeit zu werfen. Jedermann und Jedefrau ist mit der Wirklichkeit unvermeidbar verwoben und in sie involviert. Die Erkenntnis wird durch „ihre gesellschaftliche Funktion“ bedingt und bildet einen „Immanenzzusammenhang“, was bedeutet, dass die Erkenntnis nicht losgelöst von ihrem „umgreifenden Umfeld“ betrachtet werden kann. Erkenntnis lässt sich demnach nur als etwas vermitteltes Denken. (vgl. Adorno 1976a:10) Der Nebel, der zwischen uns und den Dingen und Menschen, die wir als Erscheinung erkennen, liegt, ist daher unumgänglich, da er durch unser 'Involviertsein' in die Gesellschaft erzeugt wird. Der Nebel wird sich daher niemals lüften.

Wissenschaft bildet dabei keine Ausnahme. Sie ist laut Adorno ebenso mit der Gesellschaft verflochten - Wissenschaft und Gesellschaft bedingen sich gegenseitig: „Entweder ist Erkenntnis der Gesellschaft mit dieser verflochten, und Gesellschaft geht konkret in die Wissenschaft von ihr ein, oder diese ist einzig ein Produkt subjektiver Vernunft, jenseits aller Rückfrage nach ihren eigenen objektiven Vermittlungen.“ (ebd.:8f) Es gibt daher keine Methode, die als gesichert geltend gemacht werden könnte, mit der mensch durch den Nebel durchdringen oder mittels dessen der Nebel gelichtet werden könnte, um das reine Wesen der Erscheinung zu erkennen. (vgl. Adorno 1976b:99)

Mensch kann daher weder von einer „absoluten Eigenständigkeit der Wissenschaft“, noch von dessen „konstitutiven Charakter für jegliche Erkenntnis“ (ebd.:10) ausgehen.

Es ist daher laut Adorno ein Muss, dass mensch es akzeptiert und danach handelt, dass mensch nicht die unmittelbare Wahrheit erkennen kann. Dies realisiert sich dadurch, dass Theorien, Ideen, Aussagen usw. keinen reinen deskriptiven Charakter, sondern immer auch einen normativen Charakter aufweisen müssen. (vgl. Schweppenhäuser 2010:7)

Jene Erkenntnisweisen aufzudecken, die das Gegenteil behaupten, stellt das zentrale Thema der Kritischen Theorie, zu dessen Hauptvertretern Adorno gezählt werden kann, dar:

„Kritische Theorie ist Ideologiekritik. Sie untersucht Theorien, die implizit normativ sind, weil sie vorgeben, wie die Welt aufzufassen sei, und Handlungsmöglichkeiten darin festlegen. Solche implizit normativen Theorien konstituieren soziale und kulturelle Praktiken, doch sie treten auf, als hätten sie rein deskriptiven Charakter. Die Kritische Theorie will diesen falschen Schein durchsichtig machen – auch in seiner konstitutiven Verbindung mit dem falschen gesellschaftlichen *Sein*.“ (ebd.:10; vgl. Adorno 1976b:98)

Eine deskriptive und zugleich normative Aussage realisiert sich hingegen dadurch, dass der „hier und heute fixierte Gegenstand“ auf der einen Seite in seiner Wirklichkeit und auf der anderen Seite als das, was Möglich ist, dargestellt wird. Laut Adorno ist das, was tatsächlich ist, abhängig von dem was Möglich ist, und umgekehrt. (vgl. Adorno 1976b:83)

„Kritische Theorie als begriffliche Konstruktion struktureller und historischer Wesensmerkmale der hoch- und spätkapitalistischen Gesellschaft und deren Antagonismus ist materialistisch und normativ; ihre Begriffe beschreiben, was ist, und antizipieren, was sein soll und sein könnte.“ (Schweppenhäuser 2010:10)

Adorno geht also von einem metaphysischen/ ontologischen Objektivismus aus (erster Aspekt). Er geht von einer tatsächlichen Existenz von der Außenwelt aus. Im Gegensatz zu Kant erachtet er nun auch die Außenwelt als einen Faktor, welcher auf die Erkenntnis Einfluss nimmt. Daher spricht er davon, dass die Erkenntnis, also auch die wissenschaftliche Erkenntnis, durch ihre gesellschaftliche Funktion bedingt ist. Erkenntnis kann nicht aus sich heraus geschehen, was dann möglich wäre, wenn Erkenntnis nur von dem Selbst abhängig wäre. Adorno, sowie die Kritische Theorie generell verzichten daher darauf, „die Grundlagen ihrer Kritik an der bestehenden sozialen Wirklichkeit durch den Rekurs auf universale Prinzipien, überzeitliche Vernunftwahrheiten und geschichtsphilosophische Gewissheiten zu fundieren.“ (ebd.:11; vgl. Jaeggi 2008:283f) Insofern liegt jedoch auch kein Maßstab (zumindest kein rationaler), keine Richtlinie vor, an der mensch zwischen wahren und unwahren Aussagen unterscheiden könnte (zweiter Aspekt), welche sich an dem Kriterium, ob die Außenwelt so erkannt werden kann, wie sie tatsächlich ist, messen würde.

Wenn mensch den Gedanken Adornos folgt, so könnte ein Kriterium für eine richtige oder falsche Aussage darin gesehen werden, dass eben genau dieser Aspekt berücksichtigt wird. Wahrheit könnte demnach bedeuten, dass mensch sich eingesteht, dass jegliche Aussage, Theorie usw. immerzu sein eigenes Involviertsein in die Wirklichkeit, sprich in die Gesellschaft widerspiegeln wird. Das Kriterium von Wahrheit stellt insofern dar, ob mensch danach handelt, insofern sich die eigene Erkenntnis zwar an eine objektive Existenz orientiert, jedoch niemals diese Welt weder ganz, noch wahrscheinlich oder annähernd erfassen kann. Wir haben gesehen, dass ein wichtiger Punkt dabei ist, dass Wirkliches und Mögliches zu tragen kommt. Darin liegt die Methode (vierter Aspekt) um von Wahrheit (jedoch in einem alternativen Sinne zu der Vorstellung ob die Wirklichkeit so erkannt werden kann, wie sie ist) sprechen zu können (dritter Aspekt).

Hejl und Vowinckel über den Konstruktivismus

Das, was ich bisher unter dem Begriff Erkenntnis dargestellt habe, wird im Konstruktivismus¹¹ durch den Begriff Wahrnehmung beschrieben. Für den Konstruktivismus ist Wahrnehmung und Erkenntnis in erster Linie vom wahrnehmenden System, vom Beobachter abhängig. Hejl verweist auf Ernst von Glasersfeld und seinem „radikalen Konstruktivismus“, welcher seiner Meinung nach die Beobachterabhängigkeit von Wahrnehmung ernst nimmt: „Wirklichkeit(en) werden als Vorstellungen aufgefasst, die wahrnehmende und mit ihrer dinglichen und sozialen Umwelt interagierende Individuen kognitiv in sich erzeugen [...]“. (Hejl 2001:14)

Die Wirklichkeit wird also von dem Individuum erzeugt und ist in erster Linie nur für sich selbst repräsent. Es war im Vorhinein generell von wahrnehmenden Systemen die Rede, ich möchte mich dabei jedoch weitgehend auf Menschen beschränken. Es zeigt sich nun, dass die Vorstellung von Wirklichkeit vom Menschen ausgeht. Da die Wirklichkeit alles umfasst, was mensch als existierend, aber auch das, was mensch als nicht existierend betrachtet, alles, was mensch weiß und was mensch sich vorstellen kann, was einem in den Sinn kommen könnte, hat daher irgend etwas mit dem Menschen zu tun, weil die Wirklichkeit ohne dem Menschen nicht existieren würde.

Die eigene Wirklichkeit, die sich von Mensch zu Mensch unterscheidet, also die subjektive Wirklichkeit ist insofern unüberwindbar. Das ist jedoch überspitzt formuliert, oder ich würde sogar sagen, es ist bereits politisch formuliert, da es doch eine Wirklichkeit außerhalb des Menschen gibt. Eine Wirklichkeit existiert auch ohne dem (Bewusstsein des) Menschen. Dennoch, von der Wirk-

¹¹ Hejl verweist mit Nachdruck darauf, dass es nicht den einen Konstruktivismus gibt, sondern verschiedene Positionen, die die oben angeführte Annahme teilen. (Hejl 2001:7,13) In seinem Text nennt er den Erlanger Konstruktivismus, den social constructionism und den „Konstruktivismus“ als Bezeichnung für ein Machbarkeitsdenken (Hejl 2001: 14).

lichkeit, von der wir sprechen können, von der wir eine Aussage machen können, ist lediglich die eigene Wirklichkeit relevant. Darüber hinaus kann keine Aussage getroffen werden. Es ist und bleibt ein unbeweisbarer Glaube, dass eine objektive Wirklichkeit tatsächlich existiert. Es kann jedoch auch das Gegenteil nicht bewiesen werden, und daher bleibt einem nichts anderes übrig, als sich zu positionieren. Der Glaube an eine Wirklichkeit, die tatsächlich existiert, auch unabhängig vom Menschen, wird auch aus der Sicht des Konstruktivismus geteilt.

In erster Linie können wir also nur über die subjektive Wirklichkeit eine Aussage treffen. Wobei wiederum vorrangig jeder einzelne nur über seine bzw. ihre eigene Wirklichkeit eine Aussage treffen kann. Welche Rolle spielt jedoch dann die objektive Wirklichkeit? Warum ist es entscheidend, dass mensch dahingehend Position bezieht, ob es die objektive Wirklichkeit gibt oder nicht. Werfen wir nochmals einen Blick zurück zu dem zuletzt angeführten Zitat, das besagt, dass die Wirklichkeit von Individuen erzeugt wird, die wahrnehmen und mit ihrer dinglichen und sozialen Umwelt interagieren. Die Vorstellung, dass das Individuum konsequent mit seiner Umwelt im Austausch steht, bindet Erkenntnis und Wahrnehmung konsequenterweise an die Umwelt (Außenwelt), sprich an die objektive Wirklichkeit. Die Außenwelt muss insofern existieren, ansonsten könnte sich das Individuum nicht damit austauschen.

Mit den Worten von Hejl ausgedrückt wird Wahrnehmung (Erkenntnis) folglich „als ein Prozess der Veränderung von Beobachtern verstanden, der sowohl von den Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten abhängt, über die die Beobachter jeweils verfügen, als auch von den Ereignissen, auf die sie bei ihrem Beobachtungshandeln stoßen.“ (Hejl 2001:14) Das Ergebnis dieses Prozesses ist eine „Wirklichkeitsvorstellung“. (ebd.)

Im Konstruktivismus, der, wie wir gesehen haben, eine subjektive Vorstellung der Wirklichkeit ist und bleibt, werden also die Gedanken einerseits auf innere Programme, sprich auf Strukturen (Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten), sowie auf die Auseinandersetzungen des Individuums (Beobachters) mit seiner Außenwelt und vielleicht auch mit sich selbst, je nachdem, was mensch ganz genau unter Ereignissen versteht, gerichtet. „Durch die erfahrungsbedingten Einflüsse auf diese Wirklichkeitskonstrukte sind sie mit den Vergangenheiten der Handelnden verbunden [...]“. (ebd.:15f)

Das Individuum wird nun in seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt mit einem eklatanten Problem konfrontiert: In unserer Umwelt lassen sich unzählige wahrnehmbare Dinge wiederfinden. Wie gelingt es dem Menschen, bzw. generell gesagt, dem wahrnehmenden System nun, jenes als relevant zu bestimmen, auf das wir reagieren müssen, sollen bzw. wollen, sprich auf das wir unsere Handlungen ausrichten sollten? Die Wahrnehmungs- und Verarbeitungsstrukturen des Menschen

müssen also nicht nur Interaktion mit der Außenwelt ermöglichen, sondern sind auch vor die Herausforderung gestellt, aus den wahrnehmbaren Informationen eine Auswahl zu treffen. Die konstruktivistische Sichtweise geht davon aus, „ohne angeborene d.h. universelle Relevanzstrukturen – seien sie bereits beim Säugling aktiv oder Ergebnis von Entwicklungsprozessen – kann aus der Fülle des Wahrnehmbaren nicht ausgewählt werden, sind also keine Erfahrungen möglich.“ Um aus der unzähligen Menge der wahrnehmbaren Dinge auswählen zu können, stehen also Relevanzstrukturen zur Hilfe bereit. Diese Relevanzstrukturen können nun zwar teilweise als angeboren vorhanden sein, aber auch „[u]mgekehrt modifizieren Erfahrungen stets in einem gewissen Maße das, was jeweils als relevant gilt.“ (ebd.:15) Die Relevanzstrukturen verändern sich daher über die Zeit, sprich mit der Erfahrung. Relevanz und Erfahrung stehen also in Wechselwirkung, wobei die Erfahrung selbst wiederum eine Wechselwirkung (Interaktion) zwischen dem Selbst und seiner Außenwelt (wobei ich die Möglichkeit der Erfahrung des Selbst mit dem Selbst nicht ausschließen möchte) darstellt.

Hejl hat uns im Vorhinein auch darauf hingewiesen, dass Relevanzstrukturen einerseits beim Säugling aktiv sein können, was weitgehend bedeutet, dass sie angeboren sind, oder, dass sie andererseits das Ergebnis von Entwicklungsprozessen darstellen können. Welche Grundlage haben nun die angeborenen Relevanzstrukturen? Wo kommen diese her und wie können sie erklärt werden? Und: Welche Arten von Entwicklungsprozessen, die die Relevanzstrukturen bilden, gibt es und welcher Hintergrund verbirgt sich hinter ihnen? Allgemein gesprochen, von was sind Relevanzstrukturen abhängig?

Hejl (2001:23) als auch Vowinckel (2001:257ff) beschäftigen sich genauer damit, von was Relevanzstrukturen beeinflusst werden. All jenes was der Wahrnehmung zur Auswahl steht und was von den Relevanzstrukturen begutachtet werden muss, stellt eine Unmenge von Informationen dar. Die Auswahl der Informationen, welche als relevant bestimmt werden, sind laut Vowinckel grundlegend von drei Ebenen abhängig: von einer biologischen, einer psychologischen und von einer soziologischen:

„Die Darwin’sche Evolutionstheorie erklärt die Auslese genetischer Information in Populationen von (u.a. menschlichen) Organismen; lern- und entwicklungspsychologische Theorien erklären die Ontogenese des Wollens, Wissens und Könnens menschlicher Individuen; die Wissens- oder Denksoziologie erklärt die Evolution kultureller Überlieferungen [...] in menschlicher Gesellschaft. Alle drei Prozesse sind auf das Engste miteinander verwoben und gemeinsam beteiligt an der Konstruktion dessen, was wir für wirklich nehmen.“ (Vowinckel 2001:260) Auf diese Art und Weise wirken sich die drei Ebenen – gedacht als Ausleseverfahren von Informationen - auch auf unser Verhalten

aus: „Mit den genetischen Vorprogrammierungen des Verhaltens, mit den sprachlich und symbolisch überlieferten Beständen kulturellen Wissens und mit den selbst gemachten Erfahrungen der Menschen haben wir die drei wichtigsten Arten der Information beisammen, die menschliches Verhalten steuern [...]. Alle drei Prozesse der Informationsgewinnung haben eigene Mechanismen, um sich an veränderte Bedingungen anzupassen, und eigene Anpassungsgeschwindigkeiten. Dabei verläuft jeder jeweils in Abhängigkeit von den beiden anderen. Gleichwohl handelt es sich um eigengesetzliche Prozesse. Die Auslesedrucke der Bioevolution, der Ontogenese und der kulturellen Evolution lenkt die Entwicklung des Verhaltens in unterschiedliche, mitunter entgegengesetzte Richtungen.“ (ebd.:266, 268)

Die Grundlage von **Verhaltensbiologen** stellt nun die Darwin'sche Evolutionstheorie¹² dar. Demnach sind „unsere Zustände [...] vor allem Ergebnis der Artgeschichte.“ (Hejl 2001:23) Dahingehend steht „die Auslese von genetischer Information“ (Vowinckel 2001:260) im Mittelpunkt. Solche Informationen programmieren einerseits bestimmte Bedürfnisse im Organismus und andererseits bestimmen sie Verhaltens- und Lernbereitschaften um die Bedürfnisse zu befriedigen. (ebd.; vgl. Hejl 2001:23) Die zwei Grundfunktionen der Gene bzw. des Organismus sind daher: erstens, die Programmierung der Bedürfnisse; und zweitens, die Programmierung von Verhaltens- und Lernbereitschaft zur Befriedigung der Bedürfnisse. Beide werden auf der Grundlage von Informationen „stabilisiert“. Daraus ergibt sich folgendes Bild: „Die Bedürfnisse des Handelnden, seine Neigungen und Abneigungen, seine Leidenschaften und Begierden, mit einem anderen Wort: die zielbildenden Endhandlungen, die seinem gesamten Handeln die Richtung(en) geben, sind durch die Bioevolution vorprogrammiert.“ (Vowinckel 2001:263)

Obwohl nun die Bedürfnisse des Handelnden und die Neigungen der Handlung auf den Entwicklungsprozess des Fortpflanzungserfolgs zurückgeführt werden kann, so darf das Ziel des Fortpflanzungserfolgs keineswegs als bestimmend für Handlungsorientierungen des Menschen betrachtet werden. Denn, „[d]as Auslesekriterium der Bioevolution ist kein Entscheidungskriterium für die Lebewesen, die aus dieser Bioevolution hervorgegangen sind.“ (ebd.) Die Gene sind zwar das Ergebnis eines Fortpflanzungserfolgs, sie selbst sind jedoch nicht Fortpflanzungserfolg. Sie sind vielmehr Träger von Informationen - um genauer zu sein, von den Informationen: Bedürfnis A, Bedürfnis B,

¹² Die biologische Evolution kann menschlich als ein Prozess wie folgt vorstellen: Das individuelle Wesen gibt seine Gene weiter, indem es sich paart und damit Nachkommen zeugt. Die Nachkommen, die daraus entstehen sind nun nicht alle gleich, sie variieren ein wenig, was ihre Veranlagungen angeht. Die Veranlagungen der Nachkommen werden nun an der Umwelt geprüft: Bieten sie genügend Schutz und Sicherheit, genügend Fähigkeit, um Essen und Trinken aufzuspueren, sowie um sich paaren zu können? Da sich die Nachkommen in ihrer Veranlagung etwas untereinander unterscheiden, wird es Nachkommen geben, die an die Umwelt etwas besser angepasst sind als andere. Diese haben daher bessere Chancen ihre Gene erneut durch Paarung weiter zu geben. Dadurch werden auf lange Sicht gesehen, immer jene Gene weitergegeben werden, die besser angepasst sind. (vgl. Vowinckel:261)

usw. - sowie von Verhaltens- und Lernbereitschaften zur Befriedigung der Bedürfnisse. Die Bedürfnisse sind dabei vielfältig und können sich widersprechen (vgl. ebd.:263) Das Ergebnis dieser Informationen ist noch kein „tatsächlich gezeigtes Verhalten“ an sich, sondern es zeigt Handlungstendenzen, was auch als Anlage oder Disposition bezeichnet wird. (Hejl 2001:35)

Wir haben bereits bei der biologischen Evolution gesehen, dass „konkretes Verhalten stets in einem spezifischen Kontext stattfindet und auf diesen abgestellt sein muss,“ (ebd.:35f) und daher „ist jedes Verhalten, für das eine evolvierte Disposition plausibel erscheint, gleichzeitig durch die Anpassung an einen individuell, sozial, historisch und kulturell spezifischen Kontext gekennzeichnet.“ (ebd.:36; vgl. Vowinckel 2001:258)

„Intelligenz“ und die „Lernfähigkeit“ des Menschen ermöglichen nun „die Bedürfnisse und ihre Befriedigung so zu organisieren, dass sie untereinander und mit den – besonders auch sozialen – Lebensbedingungen möglichst wenig kollidieren.“ (Vowinckel 2001:263) Intelligenz und Lernfähigkeit wird von **psychologischen Lern- und Entwicklungstheorien** unter die Lupe genommen. Sie betrachten Entwicklung während eines individuellen Lebens nicht als einen starren Prozess, im Gegensatz zur Bioevolution, bei der die Veränderungen innerhalb einer Generation kaum eine Rolle spielen, da erst der Generationenwechsel die Voraussetzung für das Fortschreiten des (bioevolutionären) Prozesses darstellt. (ebd.:261) Die Psychologie fragt hier jedoch nach, inwiefern „Muster des Denkens, Fühlens und Handelns“ im Laufe des „individuellen Lebens mehr oder weniger dauerhaft“ (ebd.:262) ausgebildet werden: „Die Verzögerung, mit der das Verhalten an die Gegebenheiten der Umwelt angepasst wird, ist kurz und kann bei einfachen Anpassungen in Sekunden, bei sehr komplizierten in Jahren gemessen werden.“ (ebd.:262f) Als Voraussetzung für Veränderungen werden „Erfolge und Misserfolge [...] spontanen Verhaltens unter aktuellen Umweltbedingungen“ angenommen. „Der Maßstab für Erfolg und Misserfolg, das Kriterium geglückter Anpassung, ist die Befriedigung von Bedürfnissen des Handelnden.“ (ebd.:263) Während eines Lebens werden also mittels Intelligenz die Bedürfnisse und ihre Befriedigung organisiert. Lernen durch Erfolge und Misserfolge stehen dabei im Mittelpunkt von Veränderungsprozessen, die sich über längere und kürzere Zeiträume (während des individuellen Lebens) ausdehnen.

Wir haben nun gesehen, dass bioevolvierte Prozesse als auch individuelles Lernen in der Auseinandersetzung mit der Umwelt passieren. Da nun „die wichtigste Umwelt des Menschen aus seinen Mitmenschen besteht“ (Hejl 2001:36), sollten auf der anderen Seite nun vor allem auch die „Interaktion und wechselseitige Beeinflussung des Verhaltens“ (Vowinckel 2001:261) der Menschen in den Fokus gerückt werden. Soziale Kommunikations- und Lernprozesse tragen daher wesentlich zu

Verhalten, sowie zu Entwicklungsprozessen bei. Diesem Themenfeld widmen sich die **Sozial- und Kulturwissenschaften**. (Hejl 2001:23)

Soziales Lernen (oder allgemein ausgedrückt, sozialer Interaktionsprozess) führt dazu, dass manche Handlungsweisen nahegelegt, andere erschwert oder ausgeschlossen werden. (ebd.:24f) Handeln wird auf diese Weise konditioniert, da Wissen und Fertigkeiten, durch soziales Lernen vermittelt werden. (ebd.:24) Dies hat zur Folge, dass „Wissen auf viele »Träger«, aber auch auf Gegenstände, die mit Hilfe von Wissen hergestellt werden oder die ihre Signifikanz durch ideationale Zusammenhänge erhalten“ (ebd.:46) verteilt wird. Diese umspannende Verteilung von Wissen wird von Hejl als Kultur bezeichnet: „Durch Kommunikation und Objektivierung wird Kultur auch zur Externalisierung von Wissen und Erfahrungen, die damit nicht mehr mit dem Tod ihrer biologischen Träger verschwinden, auch wenn die »Weitergabe« als Konstruktionsprozess zu sehen ist.“ (ebd.:46f)

„Die Zeitperspektive des Sozialkonstruktivismus ist also einerseits zeitlich eingeschränkt auf Zeiträume, die als relevant angesehen werden für aktuelle Lernprozesse. Andererseits sind diese Zeiträume aber auch in dem Sinne variabel, dass sie mit jeder Generation auf dem Zeitpfeil weiterwandern.“ (ebd.:31)

Wir haben bereits gesehen, dass, so wie es aus biologischer Sicht erscheint, nicht unbedeutend ist, die Prozesse während eines individuellen Lebens zu betrachten, da auch diese zu Veränderungen beitragen. Aus soziologischer Sichtweise wird nun deutlich, dass (soziale) Lernprozesse nicht nur zu Lebzeiten zu Veränderungen beitragen, sondern auch darüber hinaus Wissen schaffen, dass über Generationen hinweg weitergegeben werden kann. Die „Psychogenese“ ist zwar „ein durch den Tod eines Menschen zeitlich genau begrenzter Prozess“, biotische und kulturelle Evolution sind jedoch „zeitlich offene Prozesse.“ (Vowinckel 2001:266)

Zusammengefasst kann nun festgestellt werden, dass das „Menschenbild der Beobachternvorstellung“ Menschen als, „biologische, individuelle, soziale und kulturelle Akteure, die wahrnehmen, handeln und bewerten, die vielfältig beeinflusst werden und die aktiv die Phänomene erzeugen [...]“ betrachtet. (Hejl 2001:18)

Aus der Sicht des Konstruktivismus gibt es zwar die objektive Wirklichkeit, doch jene Wirklichkeit von der wir tatsächlich ausgehen können, ist lediglich die eigene Wirklichkeitsvorstellung. Eine Unterscheidung zwischen einer wahren und unwahren Aussage verliert daher darin ihre Bedeutung, dass die Wirklichkeit, oder es sei besser von Wirklichkeiten zu sprechen, konstruiert sind. Das Interesse richtet sich daher nicht auf die Frage: Was ist die Wirklichkeit?, sondern: Wie wird die Wirklichkeit konstruiert. (vgl. ebd.:16) Das bedeutet jedoch nicht, dass der Konstruktivismus ohne onto-

logische Fragestellungen auskommt. Um die Wie-Frage zu klären, muss er nämlich von bestimmten Voraussetzungen ausgehen, welche die Wirklichkeitsvorstellungen verursachen. Es hat sich dabei erkenntlich gezeigt, dass von einer objektiven Außenwelt, sowie Innenwelt ausgegangen wird, welche beide und zwar in ihrer Interaktion zur Konstruktion der Wirklichkeit beitragen. Die Außenwelt betreffend wird davon ausgegangen, dass diese aus einer Unzahl von Wahrnehmbaren (Informationen) besteht. Außerdem stellt die Außenwelt bzw. die Umwelt für den Menschen vor allem eine soziale Umwelt dar. Die Innenwelt, also das Selbst, ist mit Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten ausgestattet, wobei Relevanzstrukturen eine große Bedeutung zugeschrieben wird. Auf der Basis dieser Voraussetzungen wird in einem Zusammenspiel von biologischen, psychischen und sozialen Prozessen die Wirklichkeit als Vorstellung konstruiert. Das bedeutet jedoch auch, dass der Konstruktivismus selbst keine Darstellung einer objektiven Wirklichkeit ist, sondern eine Wirklichkeitsvorstellung, wie jede andere Idee von der Wirklichkeit.

Kritische Erkenntnis

Ich schließe mich weitgehend den Vorstellungen des Konstruktivismus an, dass die Wirklichkeit ein Konstrukt ist, das wir als Vorstellung für uns selbst erzeugen. Daraus folgt, dass der Mensch nicht dazu fähig ist die objektive Wirklichkeit so zu erkennen, wie sie ist. Ich halte es für unbeweisbar, dass mensch davon ausgehen kann, dass ein Gegenstand so ist, wie ich ihn benenne und beschreibe. Die Wirklichkeit ist in erster Linie eine Vorstellung unsereiner selbst. Die Wirklichkeitsvorstellung unterscheidet sich daher von Individuum zu Individuum.

Feyerabend hatte bezüglich dieser relativistischen Sichtweise der Erkenntnis ein bedeutendes Argument vorgebracht: Zieht mensch in Betracht, dass zwei verschiedene Theorien nebeneinander bestehen können, ohne eine Verbesserung, Modifizierung, sowie ohne eine Möglichkeit der Widerlegung der jeweils anderen Theorie zu gewährleisten, so zeigt dies, dass es nebeneinander existierende Theorien, Meinungen, Ansichten, Schulen, usw. gibt, zwischen denen keine logische Verbindung besteht (Die Verbindung könnte nur historisch und sozial erklärt werden, zum Beispiel mit dem konstruktivistischen Ansatz). Die Existenz von zwei Theorien ohne logische Verknüpfung bedeutet, dass zwei unterschiedliche Wahrheiten nebeneinander ihre Berechtigung behaupten können. Die Logik nämlich greift nur soweit, wie sie alles Bestehende verknüpfen kann. (vgl. Feyerabend 1992a:58) Fällt etwas außerhalb des Bereichs, in dem die Logik ihre Reichweite beweisen kann, so wird dieser Teil ebenso für sich Geltung beanspruchen können.

Wie weit greift nun jedoch die relativistische Sichtweise auf Erkenntnis? Wo lassen sich Grenzen

aufzeigen, bei denen die Vorstellung, jeder und jede könne völlig andere Vorstellungen von der Wirklichkeit besitzen, eingeschränkt wird - oder gibt es solche Grenzen nicht? Um nochmals auf die konstruktivistische Position zurück zu kommen: Die Wirklichkeit ist zwar eine Vorstellung, welche das Individuum in sich erzeugt, es stellt jedoch ein Produkt sowohl der „Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten“, als auch aus der Interaktion zwischen dem Selbst und der Außenwelt (Erfahrung) dar. In der Konstruktion der Wirklichkeit spielt daher nicht nur das Individuum, sprich das Selbst, eine Rolle, sondern auch die Außenwelt. In der Interaktion mit der Außenwelt spielt die Wahrnehmung eine bedeutende Rolle und dabei kommen Relevanzstrukturen zum Tragen, da die Wahrnehmung eine derart große Vielfalt an Wahrnehmbarem ermöglicht, sodass eine Auswahl getroffen werden muss. Alleine der Glaube an die Existenz von Relevanzstrukturen lässt darauf hinweisen, dass es eine objektive Wirklichkeit gibt, die eine bestimmte Struktur, sprich Gesetzesregelmäßigkeit, aufweist, denn Relevanzstrukturen wären nicht nötig, wenn die Fülle des Wahrnehmbaren beliebig, zufällig und unbestimmbar wäre. So würde nämlich die Außenwelt aussehen, wenn mensch von einem reinen ontologischen Subjektivismus, von einem reinen Idealismus; sprich wenn mensch nicht von der Existenz der Außenwelt ausgehen würde bzw. wenn mensch davon ausgehen würde, dass über die Außenwelt nichts aussagbar wäre. Die Auswahl von demjenigen, das wahrgenommen werden sollte, von demjenigen, das zur Konstruktion der Wirklichkeit beitragen sollte und für das Handeln leitend sein sollte, könnte nicht nach Relevanz getroffen werden, da dies eine Bewertung des Vorliegenden voraussetzt. Aus dem, mit dem mensch konfrontiert ist, mit dem mensch aufeinandertrifft, muss daher etwas als relevanter bestimmt werden, um darauf aufbauend einen Verarbeitungsprozess für Denken, Fühlen und Handeln in Gang zu setzen, aufrecht zu erhalten oder umzulenken. Das setzt voraus, dass eine Bewertung als relevanter und weniger relevanter getroffen wird. Wäre mensch jedoch mit einer Außenwelt konfrontiert, die sich nicht an Gesetzesregelmäßigkeiten orientiert, so könnte lediglich zufällig eine Auswahl getroffen werden, sozusagen nach gut Glück, da sich die Außenwelt, mit der mensch konfrontiert ist, nach einem zufälligen System verändern kann und daher nie bestimmt werden kann, was mensch überhaupt bewerten könnte. Die Eigenschaften der einzelnen Teile könnten sich verändern von einem Moment auf den andern, die Teile selbst könnten sich wandeln oder gar verschwinden, ohne vorherbestimmt werden zu können. Ein Vergleich zwischen den Teilen wäre demnach nicht möglich, da keine Basis, um genauer zu sein, keine Substanz und keine Regelmäßigkeiten für eine Bewertung vorliegen würden. Insofern wäre auch keine Unterscheidung zwischen relevanter oder nicht relevanter Dinge möglich – Relevanzstrukturen wären demnach überflüssig. Der Glaube an Relevanzstrukturen an sich lässt also bereits darauf verweisen, dass es eine objektive Wirklichkeit gibt, über die auch etwas ausgesagt werden kann. Die Wirklichkeitsvorstellung, die sich zwar von Individuum zu Individuum zu unterscheiden

scheint, ist demnach nicht beliebig. Sie ist an die objektive Wirklichkeit gebunden. Adorno tut daher gut daran, zu sagen: „Die Erscheinung ist immer auch eine des Wesens, nicht nur bloßer Schein.“ (Adorno 1976b:99)

Erkenntnis ist zwar in erster Linie eine subjektive Angelegenheit, diese schließt jedoch als Ergebnis eines konstruktiven Prozesses die objektive Außenwelt mit ein.

Was bedeutet diese Position nun für mich?

Obwohl ich in meinem Text, den ich hier präsentiere, die objektive Wirklichkeit in einer Weise erfasse (da ich davon ausgehe, dass die Erscheinung auch immer eine des Wesens ist), so kann ich dennoch nicht davon ausgehen, dass meine Beschreibung (Vorstellung) der Wirklichkeit der objektiven Wirklichkeit mehr entspricht als die Vorstellung der Wirklichkeit von jemand anderen. Es gibt im Endeffekt keinen Maßstab, keine rationalen Grundgedanken, welche eine Unterscheidung zwischen wahren und unwahren Aussagen rechtfertigen würde. Ich könnte daher damit spekulieren, aufzuhören mir ernsthafte Gedanken über die Welt zu machen. Die Meinung, dass ich mit der objektiven Wirklichkeit verwoben bin, widerspricht jedoch dieser Spekulation. Da ich mit der objektiven Wirklichkeit verwoben bin, und da ich mich als teilhabendes System betrachte, das in der Entwicklung immerzu mitwirkt, sowie auf das eingewirkt wird, ist es unumgänglich, dass ich handle - ob ich will oder nicht. Ich muss jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde, zu jedem Moment handeln. Hall schreibt dazu: „Menschen brauchen immer einen Grund, einen Ort, eine Position, worauf sie stehen können.“ (Hall 1994:78) Und obwohl mensch sich nie sicher sein kann, ob mensch sich mehr oder weniger der Realität entsprechend verhält, ist mensch dazu gezwungen sich danach zu verhalten. Wir müssen als Menschen also handeln, obwohl wir dauerhaft im Zweifel leben müssen, dass wir nicht der Realität entsprechend handeln. Als handelnde Menschen (aktive Subjekte) treffen wir dauerhaft Entscheidungen, da wir zwischen unterschiedlichen Richtungen wählen müssen. Die unterschiedlichen Richtungen stimmen wir mit der Realität ab, also eigentlich mit der Realität, die wir zu glauben wissen. Und diese Entscheidungen führen dazu, dass wir ein bestimmtes Ziel gegenüber einer Alternative bevorzugen.

Das bedeutet für mich Folgendes: Ich nehme hier und jetzt einen bestimmten Standpunkt ein, bei dem ich versuchen werde meine Zielvorstellungen darzustellen. Kritische Erkenntnis ist mein erster Standpunkt. Zu diesem Standpunkt stehe ich und für den übernehme ich die ganze Verantwortung (damit präferiere ich eine bestimmte Richtung), der jedoch zu jeder Zeit anzweifelbar bleibt und nicht nur mit den Mitteln der Logik als in sich inkohärent kritisiert werden kann, sondern von einer vollkommen anderen Erkenntnisweise in Frage gestellt werden könnte (damit bleibt die bestimmte

Erkenntnisweise veränderbar als auch austauschbar).

Das sollte bedeuten, dass jemand, der mit denjenigen Grundlagen, auf denen ich meine Arbeit aufbaue, nicht übereinstimmt, nicht weniger Geltung beanspruchen kann als ich. Stimmt jedoch jemand mit denjenigen Grundlagen überein, die ich darstelle, so werden wir einen gemeinsamen Standard voraussetzen und können darauf basierend Argumente gegeneinander abwägen, ihre Nachvollziehbarkeit auf die Grundlagen testen und im Idealfall die vorliegende Theorie gemeinsam weiterentwickeln. Damit sollten zwei zu beachtende Vorgehensweisen ihre Gültigkeit beanspruchen können. Erstens kann eine in sich kohärente Theorie nach Poppers Falsifizismus weiterentwickelt werden. Zweitens muss gleichzeitig akzeptiert werden, dass es alternative Sichtweisen geben kann, die nicht weniger Wahrheit beanspruchen können als die eigene. Die Ausweisung der Positionierung, die Darstellung der Grundlagen meiner Theorie halte ich daher als unumgebar.

Das bedeutet, dass diese Arbeit sehr wohl bestimmte Grundsätze, Annahmen und Prinzipien vertritt, denen auch eine gewisse Allgemeingültigkeit zugesprochen wird. Diese Allgemeingültigkeit reicht jedoch nur soweit, wie einerseits ihre innere Logik verstanden werden kann, solange sie sich in der Praxis bewährt, aber auch nur so weit wie ihre Grundannahmen Gültigkeit beanspruchen können. Ich habe auf Seite 27 dargestellt, dass diese Arbeit davon ausgeht, dass Erkenntnis vom und im Ich erzeugt wird. Die Allgemeingültigkeit der Grundsätze und Prinzipien, die hier ihre Geltung zu beanspruchen versuchen, bleibt in einer ersten Linie daher nur solange aufrecht, wie sie mit dieser Grundannahme übereinstimmen.

Aus dieser ersten Positionierung folgen weitere Positionen, die in den vorherigen Kapiteln bereits deutlich geworden sind und nun nochmals Zusammengefasst werden sollten:

Keine Aussage kann losgelöst vom Individuum gedacht werden

Aus meiner Position heraus lässt sich feststellen, dass Erkenntnis in erster Linie eine der subjektiven Wirklichkeit ist – eine konstruierte Vorstellung der Wirklichkeit. Das bedeutet aber nicht nur, dass die Wirklichkeit von Individuum zu Individuum verschieden ist, sondern dass die Vorstellung der Wirklichkeit nur aus dem Individuum heraus erzeugt werden kann.¹³ Auf den Prozess der Wirklichkeitskonstruktion haben dann vielfältige Faktoren einen Einfluss. Aus der Sicht des Konstruktivismus sind das vor allem biologische, psychologische und soziologische Prozesse. Einerseits ergibt sich daraus, dass die subjektive Wirklichkeit mit der objektiven Wirklichkeit versponnen ist. Andererseits verweist uns dies auf die Einsicht, dass all jenes was wir als wirklich erachten, unvermeid-

¹³ Ein Argument hier dagegen, ist die Externalisierung von Wissen – sozialer Konstruktivismus/ Ein Argument hierfür stellt aber wieder die Erkenntnis dar, dass die Menschen auch immer Wissen müssen wie sie mit Institutionen umgehen müssen.

lich mit der eigenen Vergangenheit in Zusammenhang steht. „Das ist sozusagen die Anerkennung dessen, daß wir alle von einer bestimmten gesellschaftlichen Position aus sprechen, aus einer bestimmten Geschichte heraus, aus einer bestimmten Erfahrung, einer bestimmten Kultur [...].“ (Hall 1994:23)

Gleichzeitig wirkt die Wirklichkeitskonstruktion jedoch auch in die Zukunft, da sie Denkmöglichkeiten kanalisiert. (Hejl 2001:16) Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass es für den Menschen unausweichlich ist, eine Richtung zu wählen. Das bedeutet, dass es keine Aussagen gibt, die eine neutrale Bewertung unterstützen würden. Adorno hat dahingehend aufgezeigt, dass Aussagen nie bloß deskriptiven Charakter, sondern immer auch einen normativen Charakter ausweisen sollten, um das immanente Involviertsein in die Gesellschaft offen zu legen. Demnach sollte das Ziel in einer Aussage immerzu mittransportiert werden. Ich habe daher Entwicklung als meinen Oberbegriff gewählt und ihn als Konzept so dargestellt, dass er vor allem das Ziel einer Gesellschaft, sprich des Menschseins, wiedergibt (siehe Kapitel: Entwicklung als Konzept, Seite 10).

Die eigene Wirklichkeitsvorstellung muss offen für neue Aspekte sein

Die Einsicht, dass wir uns nie gewiss sein können, ob und inwiefern wir die objektive Wirklichkeit erfassen, lässt darauf schließen, dass wir prinzipiell keine Sichtweise einer anderen Person vor-schnell verweigern dürfen. Jede Sichtweise, eine jede Meinung, eine jede Theorie kann etwas befruchtendes für die eigene Vorstellung der Wirklichkeit beitragen. Ich habe auch aus diesem Grund Entwicklung als einen Begriff bezeichnet, der nicht nur viele verschiedene Aspekte miteinbezieht, sondern auch als offen gegenüber neuen Aspekten begriffen werden muss. (siehe Kapitel: Entwicklung als ein Konzept, das den vielfältigen Aspekten des Lebens offen gegenüber steht, Seite: 11)

Der Mensch ist als ein aktives Subjekt zu erachten

Ein wichtiger Bestandteil an der Konstruktion der Wirklichkeit ist darin zu sehen, dass das Individuum mit seiner Umwelt interagiert. Das bedeutet nun nicht nur, dass das Individuum wesentlich von der objektiven Wirklichkeit beeinflusst wird, sondern, dass auch das Individuum wesentlich an der Gestaltung der objektiven Wirklichkeit, sprich Außenwelt teilnimmt. Entwicklung muss daher die Menschen als aktive Subjekte anerkennen die in der Gestaltung der Welt mitwirken. (siehe Kapitel: Entwicklung muss den Menschen als aktives Subjekt erachten, Seite: 13)

Identität

Entwicklung ist davon abhängig, dass Menschen genau das Leben führen können, das sie schätzen, und zwar mit guten Gründen. Wie lässt sich das nun denken? Was ist das Leben? Was ist mein Leben und was ist das Leben der anderen?

Unser Alltag ist von unterschiedlichsten Aktivitäten durchzogen. Wir tun ständig etwas. Es gibt keinen Moment von dem wir behaupten könnten, dass wir nichts tun würden. Es mag in unserem Sprachgebrauch vielleicht auch diese Bezeichnung von einem Moment geben. So kann es sein, dass jemand sagt: „Einfach mal Nichts tun“; doch was ich sagen will, ist, dass jeglichem Tun und selbst, wenn wir es als Nichts tun bezeichnen, eine Bedeutung zugeschrieben werden kann. D.h. es gibt kein bedeutungsloses Tun. Gleichzeitig tun wir jedoch nicht nur ständig etwas, sondern wir sind auch ständig etwas. Es ist (für den menschlichen Geist; für das Denken) möglich alles, was wir erleben oder uns vorstellen können, zu fixieren, d.h. es zum Stillstand zu bringen und seinen Zustand zu bestimmen. Ob wir dabei einen längeren oder kürzeren Zeitraum ins Auge fassen, das Wesentliche ist, dass dem- oder derjenigen ein Sein zugeschrieben wird. Beispielsweise bin ich gerade aus der Sicht eines/r anderen jemand, der an einem Schreibtisch sitzt. Oder er zum Beispiel, ist ein Postträger. Sie sind laut und sind welche, die verschmutzte Kleidung tragen. Das dort drüben ist ein Baum. Das ist Freiheit. Kurz gesagt, ich und die bzw. das andere(n) sind ständig etwas von dem, was wir uns nur im Weitesten vorstellen können, dass es es geben könnte.

Warum scheint es aber so wichtig bzw. wieso ist es überhaupt notwendig immerzu unsere Umgebung und auch uns Selbst zu identifizieren? Um diese Frage zu klären, möchte ich nochmals auf die vom Konstruktivismus in den Blick genommenen Relevanzstrukturen zurückkommen:

Ich habe davon gesprochen, dass die Erkenntnis vor allem auch ein konstruktivistischer Prozess ist, bei dem wir gezielt auf das reagieren und danach Handlungen ausrichten, was uns als relevant vermittelt wird. Bestimmte Strukturen, um genauer zu sein, die Relevanzstrukturen sind demnach ständig auf der Suche, die Gegenstände in unserer Umgebung zuzuordnen. In der jeweiligen Situation, in der wir uns gerade befinden, muss daher immerzu bestimmt und identifiziert werden. Daraus ergeben sich vielzählige und unterschiedlichste Identifikationen, die uns mehr unbewusst als bewusst als Vorstellung vermittelt werden. Diese Vorstellung kann eine Sache, ein Ding, einen Moment, einen Begriff, einen Menschen, einen Gedanken, ein Gefühl, usw. ins Auge fassen. Kurz, es ist etwas Wahrnehmbares, das mensch sich vorstellt. Diese Vorstellungen sind nicht nur leere Formen, sondern haben immer auch bereits eine Bedeutung. Das bedeutet, dass diese Vorstellungen nicht mit einem Satz beschrieben werden können, wie es zum Beispiel eine Definition nahelegen würde. Die

Vorstellung hat viele Antworten für das jeweilige Ding, Gefühl, usw. parat: Ist es gefährlich? Sollte ich es vermeiden? Sollte es mich zu einer Flucht bewegen? Kann es nützlich sein? Wo kommt es her? Wie wurde es produziert bzw. welchen Ursprung hat es? Ist es gut oder schlecht? Welche Emotionen verbinde ich damit? Welche(n) Namen könnte ich ihm/ihr geben? Welche ähnlichen Dinge, Gefühle usw. und welche konträren Dinge, Gefühle usw. gibt es bzw. stehen damit in Zusammenhang? In welchem Kontinuum lässt es sich einordnen und welchen Platz nimmt es dabei ein? Wo habe ich es schon einmal, manchmal, öfters oder immer wieder wahrgenommen und/oder darüber nachgedacht? Warum sehe ich den Gegenstand, so wie ich ihn sehe? Wie sicher bin ich mir all der Antworten, die ich in Bezug auf das Wahrgenommene habe?

Bei all den vielen Fragen, die eine Vorstellung umkreisen, sollte nun klar geworden sein, dass eine Vorstellung kein einfaches Bild darstellt, welches mittels eines einzelnen Satzes (und selbst wenn dieser Satz über eine halbe Seite hinaus reichen sollte) klar dargestellt werden kann, sondern von vielen Fragen umkreist wird – die Vorstellung ist daher bedeutungsvoll.

Wie kommt es nun zu den Antworten auf all die Fragen? Wer oder was beeinflusst die Antworten; verändert und gestaltet sie um? Welche Fragen drängen sich in den Vordergrund und welche werden in der jeweiligen Situation als irrelevant erachtet?

Werfen wir einen Blick auf ein zwar eher unbedeutendes, jedoch anschauliches Beispiel: Ich verspüre Hunger und möchte etwas essen. Vor mir liegen zwei potentielle Gegenstände, die ich verspeisen könnte. Ich könnte entweder nur das eine, beide gleichzeitig oder eins nach dem anderen essen – auf jeden Fall muss ich mich entscheiden. Die zwei Gegenstände, die vor mir liegen, sind ein Apfel und ein Käsebrot. Ohne großartig darüber nachzudenken, greife ich zuerst zu dem Apfel und dann zum Käsebrot. Beides hat mir ausgezeichnet geschmeckt und bis jetzt keine weiteren Gedanken bereitet, doch nun komme ich ins Grübeln und ich frage mich: Warum habe ich den Apfel zuerst gegessen? Worin ist der Unterschied zwischen dem Apfel und dem Käsebrot zu sehen? Warum sehe ich in dem Apfel bzw. im Käsebrot eigentlich das, was ich in ihnen sehe? Wie kommt es also dazu, dass ich zu dem einen Ding Apfel sage und zu dem anderen Käsebrot und jene Bilder damit verbinde, die ich von ihnen habe? Und wie stehen der Apfel und das Käsebrot in Beziehung zueinander, sodass es mir möglich ist eine Wahl zu treffen, was ich von beiden zuerst bzw. überhaupt essen will? Um es kurz auszudrücken, was macht die Identität und was macht die Differenz von Apfel und Käsebrot aus?

Identität und Differenz

Apfel und Käsebrot lassen sich in das System der Sprache einordnen. Werfen wir daher einen Blick auf die Sprache, um Identität und Differenz zu diskutieren. Ferdinand de Saussure würde den von mir als Beispiel gebrachten Apfel und das Käsebrot als Bedeutungen bzw. als Werte bezeichnen, da von ihm die Sprache als ein Netzwerk; als ein System von Werten aufgefasst wird. (vgl. Saussure 1967:132) Saussure geht prinzipiell davon aus, dass es Werte nur gibt, da sie ein Teil eines Systems sind. (ebd.:138) Dieses Wertesystem der Sprache ist also eine Zusammensetzung von einer Vielzahl von Elementen, die alle in Beziehung stehen. In diesem Wertesystem ist jedes Element (jeder Wert), das, was es ist; hat jene Identität, die es hat, weil es sich von all den anderen Elementen unterscheidet, sprich, weil es sich von allen anderen differenziert. Das, was die Werte daher jeweils für sich so besonders ausmacht, ist, „daß sie etwas sind, was die anderen nicht sind.“ (ebd.:140)

Der Apfel ist daher ein Apfel, weil er kein Käsebrot ist, aber auch, weil er kein Tisch, weil er kein Fenster, weil er kein Mensch usw. ist.

Für die Sprache allgemein lässt sich daher sagen: „[D]ie Sprache [...] erfordert nur Verschiedenheit und verlangt nicht, [...] daß der Laut eine unveränderliche Qualität habe.“ (ebd.:142) Das, was ich als Apfel bezeichne, ist daher nicht unmittelbar mit dem Wort Apfel verbunden. Es könnte auch ein ganz anderer Laut, ein ganz anderes Wort, ein ganz anderes Zeichen sein, dass ich diesem Ding zuschreibe. In erster Linie ist nur von Bedeutung, dass ich damit eine Verknüpfung herstellen kann, die sich von anderen unterscheidet. Wirft mensch zum Beispiel einen Blick auf das Wertesystem des Alphabets so lässt sich anhand des Buchstaben t Folgendes feststellen: Es „kann ein und derselbe Mensch das t mit Abweichungen schreiben [...]. Das einzig Wesentliche ist, daß dieses Zeichen in seiner Handschrift nicht mit denjenigen von *l*, *d* usw. zusammenfließt.“ (ebd.:143)

Der Buchstabe t kann also solange variiert, verändert, abgewandelt usw. werden, bis er seine Eindeutigkeit verliert und Gefahr läuft verwechselt zu werden. Es gibt somit einen Spielraum, denn an den Grenzen von Werten befinden sich immerzu verschwommene Übergänge, so wie Stuart Hall sagt: „In Wirklichkeit gehen Unterschiede oftmals nicht wahrnehmbar ineinander über. (Wann genau wird die 'Nacht' zum 'Tag'? Wo genau endet das 'Englischsein' und beginnt das 'Schottischsein'?).“ (Hall 1994:141)

Der Apfel ist ein Apfel, weil er für mich in das Raster, in die Schublade des Apfelseins passt. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass es die Schublade Apfel nur deshalb gibt, weil sich seine Schublade von allen anderen Schubladen unterscheidet.

Die Differenz zwischen den einzelnen Werten lässt sich jedoch in dem System sehr wohl auch rela-

tivieren, d.h. es lässt sich eine weniger starke Differenz oder eher stärkere Differenz zwischen den Werten feststellen. Um es in den Worten von Saussure auszudrücken: Es lässt sich feststellen, dass sich zwei Gegenstände eher ähnlich oder eher unähnlich sind. Auf diese Weise kann die Position eines Wertes in einem Wertesystem aufgrund seiner Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit zu allen anderen Werten bestimmt werden, denn die Beziehungen zwischen den Werten in einem System werden gebildet...

„1. durch etwas *Unähnliches*, das *ausgewechselt* werden kann gegen dasjenige, dessen Wert zu bestimmen ist;

2. durch *ähnliche* Dinge, die man *vergleichen* kann mit demjenigen, dessen Wert in Rede steht.“
(Saussure 1967:137)

Für unser Beispiel könnte mensch nun sagen:

1. Der Apfel ist daher dem Käsebrot ähnlich, weil mensch beides essen kann. Der Apfel ist hingegen dem Tisch unähnlich, weil mensch erstes essen kann, zweiteres jedoch nicht.

2. Der Apfel ist aber auch dem Käsebrot insofern unähnlich, weil er einen süßlichen Geschmack hat und zweiteres nicht (ich gehe hierbei davon aus, dass ich den Apfel gewählt habe, als erstes zu essen, weil ich Lust auf etwas süßlich Schmeckendes hatte).

Stuart Hall schließt sich dieser Idee von Saussure an, weißt jedoch darauf hin, dass das Gesetz der Differenz nicht nur für linguistische sondern für symbolische Systeme generell geltend gemacht werden kann. Im Allgemeinen lässt sich daher behaupten, dass Bedeutungen lediglich produziert werden können, indem differenziert wird. (Hall 1994:141)

Die Identifizierung basiert daher auf Differenzierung. Nur indem der Unterschied von Einem zum Anderen ausfindig gemacht werden kann, besteht die Möglichkeit, dass dem Einen dieses zugeschrieben und dem Anderen jenes nachgesagt werden kann. (vgl. ebd.:72) Nur aufgrund der Differenzierung können wir 'Allem', was wir zu wissen glauben, eine Identität und somit eine Bedeutung zuschreiben.

Hall verweist nun für die Produktion von Bedeutung auf einen weiteren bedeutenden Aspekt: „Moderne Sprachphilosophinnen und -philosophen, die wie Derrida durch Saussure und den *linguistic turn* beeinflusst wurden, ergänzen, daß die individuelle Sprecherin oder der Sprecher nie eine Bedeutung endgültig fixieren können, soviel sie/er sich auch anstrengen – auch nicht ihre oder seine Identität. Worte sind 'vielfach akzentuierend'. Sie transportieren von ihnen ausgelöste Echos anderer Bedeutungen, trotz aller Bemühungen, die Bedeutung zu schließen. Unsere Aussagen werden von Behauptungen und Prämissen untermauert, die wir nicht wahrnehmen, die aber im 'Blutkreislauf'

der Sprache mittransportiert werden. Alles, was wir sagen, hat ein 'Vorher' und ein 'Nachher' – einen 'Rand', auf den andere schreiben können. Der Bedeutung ist es inhärent, daß sie instabil ist: Sie strebt nach einer Schließung (nach Identität), aber sie wird andauernd unterbrochen (durch die Differenz). Sie entgleitet uns dauernd. Immer gibt es ergänzende Bedeutungen, über die wir keine Kontrolle haben, und die unsere Bemühungen, fixierte und beständige Worte zu schaffen, hervorbringen, aber auch wieder untergraben (...).“ (ebd.:196f)

Zusammenfassend kann nun gesagt werden:

Das, was ich zu erkennen glaube, stellt immer ein Element eines Systems dar. Es ist das, was es ist, weil es sich von allen anderen Teilen des Systems in einer ähnlicheren oder unähnlicheren Art und Weise unterscheidet. Die Grenzen zwischen den Teilen sind eher als verschwommen, als eindeutig zu verstehen. Die Bedeutung, die wir aussprechen wollen, droht aber immer auch uns zu entgleiten.

Von der Position ausgegangen, dass es die objektive Wirklichkeit zwar gibt, diese jedoch nicht in ihrer wahren Form erkannt werden kann, kann mensch davon ausgehen, dass sich die objektive Wirklichkeit zwar irgendwo innerhalb der Fläche der jeweiligen Elemente des Systems befindet, jedoch hinter der sichtbaren Fläche verborgen bleibt. Mit der eigenen Vorstellung trifft mensch daher sehr wohl die objektive Wirklichkeit, doch mensch kann niemals mit Gewissheit behaupten, auf welche Art und Weise es diese objektive Wirklichkeit, also wie und wo diese „unveränderliche Qualität“, wie es Saussure (1967:142) ausgedrückt hatte, erkannt wird. Es bleibt daher lediglich die Einsicht, dass sich die Vorstellung von Anderem unterscheidet (vgl. ebd.:144). Daher definieren sich alle Vorstellungen nicht so sehr aufgrund ihrer Identität mit ihrem Wesen, sondern durch ihre Differenz zu anderen.

Die Gesellschaft und das eigene Bild der Wirklichkeit

Dass die Identifizierung wesentlich auf der Basis von Differenzierung basiert, erscheint mir einleuchtend. Das bis jetzt gezeichnet Bild, in Anlehnung an Saussure und Hall, ist jedoch äußerst farblos; es basiert nur auf Formunterschieden, wobei wir noch nicht einmal sagen können, welche Formen gemeint sind. Eigentlich lässt sich in diesem Bild nur erkennen, dass alles eine Bedeutung hat, und dass sich alles von allem unterscheidet. Das Leben ist jedoch eigentlich ausgesprochen bunt und wir kennen die unterschiedlichsten Formen, Klänge, Gerüche, usw. Es gibt tausende verschiedene Pflanzen, Tiere und Mineralien, verschiedenste Farben und Klänge, unterschiedlichste Menschen und Lebensweisen, Dinge und Formen. Es gibt viele verschiedene Landschaften. Die Sonne

kann auf ganz unterschiedlichste Art und Weise erlebt werden. Es gibt leichten und schweren, nassen und flockigen Schnee und es gibt Nieselregen, leichten und schweren Regen, Hagel usw. Es gibt Tag und Nacht. Es gibt Bilder, Tische, Uhren, und unzählige andere Dinge. Kurz, es gibt unvorstellbar viele Dinge und Menschen, die wir kennen, über die man sprechen und nachdenken kann. Wie kommt es aber nun dazu, dass wir dieses bunte Bild der Welt besitzen, wo ja in 'Wirklichkeit' alles nur das ist, was das andere nicht ist? Und gleichzeitig stellt sich auch die Frage, wie es zu genau jener Bewertung, zu jenen Unterschieden der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der verschiedenen Menschen und Dinge in unserem persönlichen Bild der Welt kommt? Es stellt sich die Frage, nach welchen Kriterien wir unsere Bewertungen ausrichten? Um auf das oben angeführte Beispiel zurückzukommen: Warum läge ich die Kriterien fest ein System danach zu beurteilen, dass es etwas Essbares und in einem nächsten Schritt, dass es etwas Süßlichschmeckendes ist?

Um unsere Bedürfnisse befriedigen zu können, müssen wir von Klein auf lernen, was und wem wir vertrauen können, was und wer nützlich sein kann und geeignet ist, oder was oder wer gefährlich, zu vermeiden und mit Vorsicht zu behandeln ist. Nur indem wir uns mit unserer Umwelt auseinandersetzen, können wir lernen, was essbar, trinkbar, wärmend und kühlend, was sicher ist, was einem Einfluss verschafft, was einem Zuneigung und Anerkennung geben kann, usw. Wir müssen uns daher aktiv mit unserer Umwelt auseinandersetzen um zu erlernen, wie, wo und wann wir unsere Bedürfnisse befriedigen können. (vgl. Benhabib 2008:57) Die Umwelt ist nun aber keine unberührte Spielwiese, die nur auf mich wartet, dass ich geboren werde und mich in ihr zurechtfinde. Die Umwelt war noch nie eine unberührte Spielwiese, sondern sie war immer schon eine Baustelle, auf der an allen Ecken und Enden herumgebaut und gebastelt wurde. Die Baustelle hat eine Geschichte, die solange zurückreicht, wie wir keine Vorstellung davon haben können. Die Baustelle wird auch nie zu einem Ende kommen, es wird auf immer und ewig umgebaut, umgestaltet und verändert werden. Und wo immer ich auch auf dieser Baustelle mein Handwerk beweisen möchte oder wohin ich auch zwangsversetzt werde, werde ich ebenfalls mitwirken sie umzugestalten. Gleichzeitig werde ich in dem je spezifischen Teil der Baustelle, sprich in der bestimmten Umwelt, in der ich mich gerade bewege, lernen, Begriffe davon zu entwickeln, was die Welt ist und wer ich bin:

„Diese 'Internalisierung' des Außen im Subjekt und die 'Externalisierung' des Inneren durch Handlung in der sozialen Welt ist die ursprüngliche soziologische Interpretation des modernen Subjekts, so wie sie in der Sozialisationstheorie im Kern enthalten ist.“ (Hall 1994:191)

Ich habe Eingangs von Denkweise begonnen zu sprechen. Ich habe dabei dargestellt, wie bestimmte Strukturen des Denkens das Handeln beeinflussen. Nun kann mit der Einsicht, dass der Mensch im-

merzu in eine kulturelle Evolution eingebunden ist, die Struktur des Denkens nicht mehr als statisches Konstrukt verstanden werden. Das eigene Bild der Wirklichkeit – in Kategorien und Begriffen gedacht – steht in immerwährender Kommunikation mit seiner Umwelt. Demnach wird sie auch immerzu verändert. Es verändern sich vielleicht nicht andauernd die Wörter, Laute und Zeichen, jedoch deren Bedeutung.

Die Baustelle, in der wir erlernen, in welcher Farbe wir die Elemente unseres Systems anmalen und welche Form wir ihnen zuschreiben, hat bereits eine lange Geschichte. An diese Geschichte knüpfe ich an, sobald ich damit beginne eine Identität für andere und für mich selbst darzustellen, oder mensch könnte auch sagen, sobald ich etwas bin – auf welche Art und Weise auch immer. Es kann daher nicht davon abgesehen werden, dass Bedeutungen nicht etwas lediglich Eigenes sind, sondern, dass sich Bedeutungen in einem bereits vorhanden (materiellen und symbolischen) System heraus- und umbilden. Im Hinblick auf Sprache müssen wir zum Beispiel erkennen, dass wir nicht so sehr selbst die AutorInn von dem Gesprochenen oder Geschriebenen sind, sondern, dass die Sprache schon etwas Vorhandenes ist und dass wir uns durch unsere (sprachlichen) Aussagen lediglich in dem Bestehenden verorten: „Um Bedeutungen zu produzieren, können wir die Sprache nur benutzen, indem wir uns nach den Regeln der Sprache und den Bedeutungen unserer Kultur positionieren. Sprache ist ein gesellschaftliches, kein individuelles System. Ihre Existenz geht uns voraus.“ (Hall 1994:196)

Es bleibt also nicht aus, dass wir anerkennen, dass wir uns in das Bedeutungsgefüge der Kultur einfügen, sobald wir 'mitsprechen'. Unsere Fähigkeit zu lernen hat dabei eine gewichtige Rolle, da wir dadurch die Fähigkeit besitzen, uns in dem (sich ständig verändernden) Vorhandenen zu verorten bzw. uns immer wieder von Neuem zu verorten. Wir erlernen uns zu verorten und gleichzeitig unsere Bedürfnisse auszudrücken. Dies gilt natürlich nicht nur für die Sprache sondern für alle Bedeutungssysteme und daher für soziale Praktiken allgemein, die sich in der Sprache, aber auch zum Beispiel in der Kunst, Architektur, Religion, Philosophie, Literatur, im Sport, in alltäglichen Praktiken usw. widerspiegeln. (vgl. Klinger 1997:10) Es ist jedoch nicht nur das Unausweichliche, dass wir uns mit jeder Aussage in einem Bedeutungsgefüge verorten müssen, sondern es gibt auch einen anderen Grund, warum wir dies tun:

Wir müssen uns als Teil einer Gesellschaft betrachten und diese setzt sich laut Benhabib „aus mannigfaltigen, geschichtlich überlieferten symbolischen und materiellen Praktiken zusammen. Ihre Geschichte besteht aus Kämpfen um Macht, Symbolisierung und Bedeutung, um kulturelle und politische Hegemonie; aus Kämpfen, die zwischen verschiedenen Gruppen, Klassen, Geschlechtern usw. stattgefunden haben.“ (Benhabib 2000:47f)

In den Kämpfen, die in einer Gesellschaft ausgetragen werden – auf der symbolischen wie auch auf der materiellen Ebene - geht es wesentlich „um die Verteilung von Ressourcen, seien diese nun Land, Macht, politische Vertretung, kultureller Raum oder sprachliche Selbstbestimmung.“ (ebd.:34) Es geht aber nicht nur um das Streiten und das Verhandeln um die Verteilung von Ressourcen, sondern auch um die Etablierung bzw. Stabilisierung von Herrschaft. Das bedeutet, dass eine bestimmte Gruppe, Klasse, ein bestimmtes Geschlecht usw. darauf abzielt, in der Gesellschaft (über eine längere Dauer) mehr Einfluss auf die Verteilung von Ressourcen zu nehmen als andere. Eine derartige Vorherrschaft kann sich nun auf Zwang und/oder auf Überein- bzw. Zustimmung gründen. Auf der einen Seite kann sich eine derartige Vorherrschaft auf Zwangsapparate, wie sie zum Beispiel von politischen Staatsinstitutionen (Armee, Polizei und zentrale Bürokratie) verkörpert wird, stützen. Auf der anderen Seite kann sich aber auch eine Vorherrschaft darauf gründen, dass über bestimmte Ideen und ein bestimmtes Wissen übereingestimmt wird, wobei diesem Wissen inhärent ist, dass eine Vorherrschaft einer bestimmten Gruppe, Klasse, Sprache, einem Geschlecht, usw. als legitim angesehen wird – da sie als besser, richtiger, gerechter gilt. Es ist vor allem dieser zweite Aspekt von Herrschaft der von Benhabib mit dem Begriff der Hegemonie (in Anlehnung an Antonio Gramsci) in den Blick genommen wird und in dem der Kampf um Bedeutung und Symbolisierung im alltäglichen Leben als auch in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen an Wichtigkeit gewinnt.

„In jeder nichttotalitären Gesellschaft dominieren bestimmte kulturelle Formen über andere, genauso wie bestimmte Ideen einflußreicher als andere sind. Die Form dieser kulturellen Führung ist es, was Gramsci als *Hegemonie* bezeichnete [...].“ (Said 1981:14) Es lässt sich auch so ausdrücken, dass eine bestimmte Identität allen anderen Identitäten und Kulturen überlegen ist. (ebd.:14f)

Paulo Freire gibt uns einen Hinweis darauf, warum es möglich ist, dass eine Kultur die ihre als die Bessere darstellen kann. Er denkt sich die Welt aufgespalten in UnterdrückerInnen und UnterdrücktenInnen und formuliert folgenden Gedanken: „Die Unterdrückten fühlen sich an einem bestimmten Punkt ihrer existenziellen Erfahrung vom Unterdrücker und seiner Lebensweise unwiderstehlich angezogen. Die Sehnsucht, diese Lebensweise zu teilen, wird übermächtig. In ihrer Entfremdung wollen die Unterdrückten um jeden Preis dem Unterdrücker gleichen, sie möchten ihn imitieren, sie möchten ihm nachfolgen. Dieses Phänomen herrscht besonders in der unterdrückten Mittelschicht vor, die danach verlangt, dem „hervorragenden“ Menschen der oberen Klasse gleich zu sein.“ (Freire 1985:48f)

Teilweise kann ich dieses 'harmonische' Bild einer Hegemonie, das hier von Freire gezeichnet wird, nachvollziehen, doch: Obwohl Kultur eine Bezeichnung für geteilte Vorstellungen über die Welt bzw. über einen Teil der Welt darstellt, so lautet zumindest eine Kurzdefinition von Stuart Hall

(„culture is about shared meanings“ Hall 1997:1), so muss dennoch klar sein: „Kulturen sind [...] flexible, widersprüchliche und äußerst zwiespältige Verflechtungen von Interpretation und Symbolisierung (...).“ (Benhabib 2000:52)

In einer Gesellschaft wird daher um Bedeutungen zwischen Gruppen über Generationen hinweg gestritten und verhandelt und zwar selbst dann, wenn eine Art Hegemonie vorherrscht, die eigentlich darauf abzielt eine Herrschaftsform zu stabilisieren. (vgl. Auernheimer 1989:254) Diesem Kampf können wir uns nicht entziehen. Wir werden eingebunden sobald wir 'mitreden' und da alle sozialen Praktiken zur Folge haben, dass wir 'mitreden', können wir es nicht vermeiden, dass wir uns immerzu in den Kampf um Bedeutungen einfügen. Identifizierungen, ob diese nun von einem Gegenstand oder von Menschen die Identität bestimmen sollten, finden daher in einer Umgebung statt, in der um Bedeutungen gestritten wird. (vgl. Appiah 1992:289) Die Identifizierungen sind daher als bewertet zu denken. Identifizierung basiert darauf, dass das Eine etwas Anderem gegenübergestellt wird. Dahingehend befindet sich jede Identität auf einem Kontinuum und nun lässt sich sagen, dass jedes Kontinuum mit Macht besetzt ist. Die Differenz-Linie, auf der sich die Bedeutungen voneinander unterscheiden, stellt gleichzeitig ein Macht-Kontinuum dar. An dem einen Ende der Linie besitzt der Begriff; das Konzept; der Mensch, um den es geht, geringe Macht und an dem anderen Ende volle Macht. Macht kann dabei unterschiedlich konzentriert sein. Sie kann stark polarisiert sein; sie kann aber auch ausgeglichen sein. Auf diese Art und Weise werden Zugehörigkeiten zu Religion, Sprache, Klasse, Geschlecht usw. aufgrund ihrer Differenz bewertet. Hall bezeichnet daher Hegemonie als „die Konstruktion eines kollektiven Willens durch die Differenz.“ (Hall 1994:85) Besteht beispielsweise eine 'Einigkeit' darüber, dass eine bestimmte Religion, usw. die bessere ist, so stellt sich diese Religion als die hegemoniale dar.

Die Bedeutung, die wir einem Gegenstand, einem Menschen, einem Moment usw. zuschreiben, so wie wir die Dinge sehen und verstehen, so wie wir mit ihnen umgehen und mit ihnen kommunizieren impliziert daher immerzu auch, dass wir dadurch eine bestimmte kulturelle Führung befürworten oder auch nicht und, dass wir eine bestimmte Verteilung von Ressourcen legitimieren oder eben nicht.

Bedeutungen entstehen nicht neu, sondern knüpfen an die Geschichte der Gesellschaft und der Kultur(en) an und fügen sich in den Kampf um Hegemonie ein. Die für Bedeutungen und Wertungen wesentlichen Kriterien und Fragen schreiben sich daher immerzu in etwas ein, das es bereits gibt und in dem ich mich verorten muss. Unser farbenfrohes Bild von der Welt und von uns selbst entsteht und verändert sich daher, indem wir uns aktiv mit unserer Gesellschaft und Kultur auseinandersetzen.

Was kann mensch sich nun genau unter dem Kampf um Bedeutung, der in der Kultur stattfindet, vorstellen? Benhabib sagt dazu folgendes: „[...] Kultur rührt eigentlich von den narrativ ausgetragenen Streitigkeiten zwischen den Generationen her, in denen es um das Wie, Wann und Wo der kulturellen Überlieferung geht. Kultur ist dieses vielwertige und vielstimmige Gespräch über Generationen hinweg, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch widerstreitende Erzählungen verbindet.“ (Benhabib 2000:68)

Bedeutungen entstehen also durch narrativ ausgetragene Streitigkeiten, in Gesprächen und durch widerstreitende Erzählungen. Wie können wir uns nun diese Gespräche, diese Erzählungen vorstellen, in denen Bedeutungen zu dem werden, die sie sind? Wie lässt sich das Spiel der Bedeutungen denken?

Der Diskurs

Das Spiel bzw. der Kampf um Bedeutung ist ein komplexer Vorgang. Die Bedeutung von etwas ist nicht lediglich auf eine Aussage zurückzuführen, sondern bezieht sich immer auf mehrere Aussagen, die in Beziehung zueinander stehen bzw. zusammenwirken. Die Gruppe von Aussagen, die dies ermöglicht, wird von Stuart Hall (1994:150) in Anlehnung an Michael Foucault als Diskurs bezeichnet.

Die Produktion von Bedeutungen beschränkt sich jedoch nicht nur auf Aussagen bzw. auf Gruppen von Aussagen im Sinne von Sprechen und Niederschreiben, sondern umfasst alle soziale Praktiken, denn das Wesentliche von Diskursen ist darin zu sehen, dass sie die „Praxis der Bedeutungsproduktion“ (ebd.) sind. Und da „alle sozialen Praktiken bedeutungsvoll sind, haben sie auch einen diskursiven Aspekt.“ (ebd.) Es ist demnach nicht nur die Sprache, die die Diskurse beeinflusst, sondern die Praxis allgemein, die sich im Sprechen, in der Gestik, aber auch zum Beispiel in der Kunst, in der Architektur, usw. verwirklicht: „Der Diskurs als historisches Phänomen lässt sich in seiner Gesamtheit als die Menge all jener schriftlichen, mündlichen, bildlichen oder sonstigen zeichenhaften Hervorbringungen und Praktiken beschreiben, die das Thema des Diskurses in irgendeiner Weise behandeln oder auch nur nebenher streifen.“ (Landwehr 2004:106)

Anstelle von Aussagen werden die bedeutungstiftenden Produkte auch Repräsentationen genannt. Der Diskurs ist daher „eine Art, über etwas zu sprechen oder etwas zu repräsentieren.“ (Hall 1994:178) Der Diskurs bezeichnet daher die Art, wie ich über etwas spreche bzw. es repräsentiere. Ich habe unterschiedliche Arten über etwas zu sprechen. Zum Beispiel kann ich beim Sprechen wei-

nen oder lachen; ich kann dabei unterschiedliche Formulierungen verwenden, kann dabei plötzlich Aufstehen oder mit den Händen eine Gestik machen, usw. Auf diese Art und Weise verleihe ich meinen sozialen Praktiken eine bestimmte Bedeutung. Je nachdem worüber ich spreche, wo, wann und mit wem ich darüber spreche, werde ich auf eine besondere Art und Weise darüber sprechen. Auf diese Art und Weise wird eine „besondere Art von Wissen über einen Gegenstand“ (ebd.:150) produziert – es wird Bedeutung produziert.

Wenn ich an Diskurs denke, so denke ich an kein Phänomen, das in klarer Form irgendwo niedergeschrieben, formuliert, oder ausgedrückt ist. Wir können uns zwar auf die Suche machen, bewusst in Büchern nachlesen, Nachrichten hören, Gespräche führen, nachfragen und in einem selbst danach suchen, womit die Bedeutung eines Gegenstandes in Zusammenhang steht, doch Voll und Ganz und mit Gewissheit werden wir nie erkennen können, was alles an der Produktion der Bedeutung eine Rolle spielt.¹⁴

Ein Grund hierfür ist darin zu sehen, dass ein Diskurs kein „geschlossenes System“ ist. „Ein Diskurs baut auf Elementen anderer Diskurse auf und bindet sie in sein eigenes Bedeutungsnetz ein.“ (ebd.:151) Das bedeutet, dass sich ein Diskurs selbst in einem Netzwerk befindet, indem er mit all den anderen Diskursen mehr oder weniger in Verbindung steht. Mensch kann daher davon ausgehen, dass Diskurse immerzu in einem Kontext stehen. Ein Diskurs ist daher „platziert, positioniert und situativ“ - er ist in Raum und Zeit verortet. (ebd.:22, vgl. 210)

Es kann daher ein und die selbe Aussage, ein und der selbe Satz, ein und das selbe Wort eine völlig andere Bedeutung haben, wenn der Kontext ein völlig anderer ist. An dem Beispiel des Apfels und des Käsebrots wurde dies bereits ersichtlich. Ich habe zuerst danach gefragt, was essbar ist und dabei fiel das Käsebrod eindeutig in meine Auswahl. Der Apfel und das Käsebrod hatten demnach die Bedeutung essbar zu sein. Dann habe ich jedoch danach gefragt, was süßlich schmeckt und nun fiel das Käsebrod aus meiner Wahl heraus. Ein anderes Kriterium hätte nun zum Beispiel sein können, dass ich nur vegane Nahrung zu mir nehmen möchte. Damit wäre das Käsebrod ebenfalls aus meiner Wahl herausgefallen, die Konsequenz wäre jedoch gewesen, dass ich es nicht einmal als zweite Wahl gegessen hätte, da der Kontext ein ganz anderer war: Der Kontext bestand nicht nur darin, dass ich Hunger hatte, sondern dass ich auch ausschließlich vegan esse. Dies hängt nun wieder mit anderen Fragen zusammen: Esse ich vegan aufgrund des 'Mitleids', das ich mit Tieren habe, aus ge-

¹⁴ Einige Autoren haben sich damit beschäftigt eine Methodik zu entwickeln, wie Diskurse analysiert werden können. Siehe zum Beispiel:

Landwehr, Achim (2004): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: Ed. Diskord.

Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: UNRAST-Verlag.

sundheitlichen Gründen oder aufgrund meiner religiösen Zugehörigkeit? Nun hätte es aber auch sein können, dass ich 'nur' tendenziell vegan essen möchte und da ich einen so unglaublichen Hunger hatte und der Apfel meinen Hunger nicht einmal annähernd stillen konnte, hatte ich dennoch das Käsebrod als zweite Wahl verspeist. Das Ergebnis wäre nun wieder das selbe gewesen, der Kontext jedoch ein anderer.

Es ist also nicht alleine die Konsequenz von Entscheidungen, die uns einen Hinweis auf Bedeutungen geben kann, da diese mit einer scheinbar unendlichen Reihe von Bedeutungsverkettungen in Zusammenhang stehen, die hier als Kontext bezeichnet wurden.

Damit in Zusammenhang steht, dass alle sozialen Praktiken eine geringere oder größere Rolle spielen können in der Produktion von Bedeutungen. Es sind aber nicht nur meine persönlichen sozialen Praktiken, sondern ein Diskurs kann von vielen verschiedenen Menschen und von vielen Orten aus produziert werden. „Ein Diskurs kann in verschiedenen institutionellen Umfeldern, wie Familie, Gefängnissen, Krankenhäusern und Heimen von vielen Individuen produziert werden.“ (ebd.:150) Das hat zur Folge, dass ein Diskurs nicht kontrollierbar ist. Das, was jetzt gerade jemand, den ich nicht kenne, an irgendeinem Ort, den ich nicht weiß, sagt, schreibt oder tut, kann über kurz oder lang eine Auswirkung darauf haben, was ich in Zukunft denken, tun oder sagen werde. Jede Veränderung in einem Diskurs kann eine schwächere oder stärkere Auswirkung auf andere Diskurse haben.

Ein weiterer Grund ist darin zu sehen, dass ein Diskurs in erster Linie eine unbewusste Produktion ist. Hall versetzt sich in Sigmund Freud und sagt mit seiner Stimme: „[...] es ist nämlich der große Kontinent des Unbewußten, das gerade dann die Wahrheit sagt, wenn es sich verspricht und nicht, wenn es sagt, was es meint.“ (ebd.:68)

Dennoch, trotz all dieser Unsicherheiten bleibt es uns nicht aus, anzuerkennen, dass mensch sich nicht außerhalb eines Diskurses platzieren kann: „Du kannst nur dadurch etwas sagen, daß du dich selbst in einem Diskurs positionierst. [...] Das Sprechen geht immer von einem Subjekt aus, das durch einen und in einem Diskurs positioniert ist.“ (ebd.:68) Ein Diskurs ist essentiell. Er ist nicht als Wort essentiell, aber als Bedeutung.¹⁵

¹⁵ Der Diskurs, so sollte im Hinterkopf behalten werden, ist ein Kunstbegriff, welcher bereits mindestens eine Verallgemeinerungsebene höher steht als die alltägliche Praxis. Sobald ich über einen bestimmten Diskurs spreche, so meine ich damit etwas Gemeinsames zwischen Individuen, ich fasse zusammen welche Bedeutungen gemeinsam geteilt werden, welche Fragen in Bezug auf ein Ding als relevant eingestuft und welche Antworten auf diese Fragen gegeben werden. Wie ich jedoch bereits erwähnt habe, wird sich niemals ein und der selbe Mensch in einem anderen wiederfinden lassen, deshalb ist es wichtig sich bewusst zu sein, dass das Sprechen über einen Diskurs eine bestimmte Verallgemeinerung darstellt.

Soweit kann zusammengefasst werden: Ein Diskurs ist ein Begriff, der all jene sozialen Praktiken subsumiert, die eine „besondere Art von Wissen über einen Gegenstand“ (ebd.:150) produzieren; sprich die die Bedeutung von einem bestimmten Gegenstand produzieren. Das, was wir über einen Gegenstand wissen, ist für all die Antworten bestimmend, die wir auf all die Fragen haben, die einen Gegenstand umkreisen, kurz, es ist dafür bestimmend, was wir für wahr und falsch halten. (vgl. ebd.:152) Ein Diskurs besteht insofern aus einer „Menge von Aussagen und Praktiken, die einen Gegenstand der „Wirklichkeit“ konstituieren“. (Landwehr 2004:131) Da Diskurse von unterschiedlichen Orten aus und von unterschiedlichen Individuen beeinflusst werden können, kann der Diskurs von unterschiedlichen Individuen mehr oder weniger beeinflusst werden. Daraus folgt, dass das, was als wahr bezeichnet wird, davon abhängig ist, wer den Diskurs bestimmen kann. (Hall 1994:178)

Das bedeutet, dass ein Diskurs eine politische Dimension in sich trägt, denn „[d]as Wissen, das ein Diskurs produziert, konstituiert eine Art von Macht, die über jene ausgeübt wird, über die 'etwas gewußt wird'. Wenn dieses Wissen in der Praxis ausgeübt wird, werden diejenigen, über die 'etwas gewußt wird', auf eine besondere Weise zum Gegenstand der Unterwerfung. (vgl. Foucault 1980:120). Diejenigen, die den Diskurs produzieren, haben also die Macht, ihn *wahr zu machen* [...].“ (ebd.:154)

Es ist ein Unterschied darin zu sehen, ob mensch der Ansicht ist, dass Politik im Parlament gemacht wird und die alltägliche Praxis keinen Einfluss darauf hat, gesellschaftliche (Macht-)Verhältnisse zu verändern, oder ob mensch der Ansicht ist, dass „[...] die Mechanismen und Wirkungsweisen von Macht in den Bedeutungssystemen von Religion, Philosophie, Sprache, Literatur, Bild, Kunst, alltägliche Praktiken und (privaten) Lebensweisen usw.“, sprich in allen „symbolischen Strukturen“ (Klinger 1997:10) ihre Wirkung entfalten. Die erste Position würde der Ansicht sein, dass jene, die im Parlament sitzen, alleinig dafür zuständig sind Veränderungen herbeizuführen. Eine wesentliche Konsequenz daraus wäre, dass PolitikerInnen unverzichtbar sind. Im zweiten Fall jedoch sind wir alle und zwar an jedem Ort und zu jeder Zeit dafür verantwortlich etwas zu verändern – oder beizubehalten, je nachdem welche Entwicklung mensch für richtig hält. Die Folge wäre, dass PolitikerInnen nicht mehr jenen Status erheben könnten, wie in ersterem Fall.

Der zweite Fall würde auch akzeptieren was Foucault fordert:

„Wir sollten zugeben, dass Macht Wissen produziert ... Daß Macht und Wissen einander direkt implizieren; dass es weder eine Machtbeziehung ohne den korrelierenden Aufbau eines Wissensgebiets gibt, noch irgendein Wissen, das nicht Machtbeziehungen voraussetzt und aufbaut.“ (Foucault 1980:27)

Ich möchte nun noch zwei Beispiele anführen, bei denen sich Menschen damit auseinandergesetzt haben, inwiefern Identitäten und Machtverhältnisse in Zusammenhang stehen. Das erste Beispiel handelt vom Kolonialismus (Hall; Bhabha, Varela/Dhawan); das zweite von kollektiven Identitäten, die vom Staat anerkannt werden (Benhabib).

Beispiel: Kolonialismus

Die Geschichte des Kolonialismus beginnt mit den Entdeckungsreisen. Natürlich gibt es nie einen ganz bestimmten Beginn von etwas, da Geschichte immerzu in einem kumulativ-zirkulären Prozess voranschreitet. (Novy 2004:53ff) Indem ich die Entdeckungsreisen an den Beginn des Kolonialismus stelle, möchte ich viel mehr darauf hinweisen, dass alles damit begann, als sich unterschiedliche Welten begegneten, die sich einerseits sehr gleich, andererseits auch äußerst fremd waren. Es war der Beginn eines Aufeinandertreffens von sehr unterschiedlichen Kulturen, d.h. dass sich die Menschen zwar bewusst waren, dass sie Menschen gegenüber standen, jedoch deren Lebensweise als auch deren Aussehen als sehr anders wahrnahmen. (vgl. Hall 1994:149; vgl. Bhabha 2000:105) Was folgte nun aus dieser Begegnung?

Aus einem materiellen Blickwinkel, der laut Varela und Dhawan umfassend von der marxistischen Theorie in den Blick genommen wurde, kann davon ausgegangen werden, dass sich im Kolonialismus eine neue Art von „Zirkulation von Waren, Ideen und Menschen“ (Varela/Dhawan 2005:14) entwickelt hatte. So wurden zum Beispiel im Zuge des sogenannten „Dreieckshandels“ an der westafrikanischen Küste Manufakturwaren aus Europa (Werkzeuge, Waffen, Textilien, Glas, usw.) gegen Sklaven getauscht. Die Sklaven wurden nach Südamerika verschifft, wo sie als Arbeitskräfte für die Produktion von Rum, Tabak, Gewürzen und Zucker eingesetzt wurden und diese Produkte wurden wiederum nach Europa gebracht. Die Konsequenz des Dreieckshandels war eine „enorme Bevölkerungsbewegung und die Etablierung vielfältiger und verschachtelter Abhängigkeitsverhältnisse“ (ebd.:14f). Die aus den ökonomischen Verhältnissen und Ungleichheiten resultierenden Profite strömten maßgebend in die Metropolen, wodurch das Wachstum des europäischen Industriekapitalismus abgesichert werden konnte. (ebd.:15)

Nun lässt sich der Kolonialismus nicht nur auf materielle Beziehungen und Entwicklungen reduzieren, denn „[d]ie Frage, wie mit den Ureinwohnern und den ethnischen Gruppen der Neuen Welt im sich entwickelnden Kolonialsystem umzugehen sei, hing direkt mit der Frage zusammen, welche

Art von Menschen und Gesellschaften sie waren [...].“ (Hall 1994:168)

Der materielle Kolonialismus wurde daher von der Frage nach der Identität und Differenz begleitet. Welche Identität wurde den jeweiligen Menschen und Gesellschaften diesseits und jenseits zugeschrieben und wie unterschieden sie sich voneinander, kurz - wie stellte sich der koloniale Diskurs dar?

Die Welt wurde im Zuge des Kolonialismus in zwei Gruppen aufgeteilt, die sich auf vielfältigste Art und Weise unterschieden und zwar nicht als alternative Lebensweisen, die sich gleichwertig gegenüberstanden, sondern als konträre Gesellschaftsformen. Im kolonialen Diskurs wurde dem Anderen (dem Kolonialiserten) ein Sein zugeschrieben, das sich stark von dem eigenen Selbst (dem des Kolonialisierenden) abgrenzte, sprich sich in Opposition befand. Stuart Hall stellt fest, dass die Welt im Zuge des Kolonialismus in einer starken dichotomisierten Gegenüberstellung mit dem Westen auf der einen Seite und dem Rest auf der anderen Seite gespalten wurde. (ebd.:174) Das hatte zur Folge, dass der Westen (die Kolonialisierenden) und der Rest (die Kolonialiserten) antithetisch gegenübergestellt und als stereotypisierter Gegenpart dargestellt wurde. (Bhabha 2000:105)

Hall erklärt, was unter einem Stereotyp zu verstehen ist: „Ein Stereotyp ist eine einseitige Beschreibung, die aus dem Zusammenfallen komplexer Differenzen in einem einfachen 'Holzschnitt' resultiert. Verschiedene Charakteristika werden zusammengezogen oder in eine einzige Eigenschaft verschmolzen. Diese übertriebene Vereinfachung wird dann einem Objekt oder einem Ort zugeschrieben. Seine Charakteristika werden zu den Zeichen, zur 'Evidenz', durch die dieses Objekt gewußt wird. Sie bestimmen sein Sein.“ (Hall 1994:166)

Dies hatte sich nun im Diskurs des Westens und des Rests so dargestellt, dass „die Welt symbolisch geteilt“ wurde „in gut-böse, wir-sie, anziehend-abstoßend, zivilisiert-unzivilisiert, den Westen-den Rest. Alle anderen bzw. viele Unterschiede zwischen ihnen und innerhalb dieser beiden Hälften sind zusammengebrochen, wurden vereinfacht – d.h. Stereotypisiert. Durch diese Strategie wird der Rest als etwas definiert, das der Westen nicht ist – sein Spiegelbild. Es wird als das absolute, wesenhafte, verschiedene *andere* repräsentiert: Der Andere.“ (ebd.:167) Eine absolute, wesenhafte Repräsentation der Differenz bedeutet, dass Unterschiede als natürlich, als angeboren, als ursprünglich dargestellt wurden. (vgl. Bhabha 2000:111) Bhabha geht daher von Folgendem aus: „Er [der koloniale Diskurs] verwendet ein System der Repräsentation, ein Wahrheitssystem, das strukturell dem Realismus ähnlich ist.“ (ebd.:105)

Mittels der Stereotypisierung von wesentlich zwei Kulturen ergab sich ein dichotomes Bild, das folgende Bilder und Vorstellungen gegenüberstellte: westlich war demnach gleichbedeutend mit: städtisch, entwickelt; wohingegen nicht-westlich gleichgestellt wurde mit nicht-industrialisiert, ländlich,

landwirtschaftlich, unterentwickelt. (Hall 1994:139)

Tzvetan Todorov (1985:185) hat folgende oppositionäre Begriffsketten dargestellt:

$$\frac{\text{Indianer}}{\text{Spanier}} = \frac{\text{Kinder(Sohn)}}{\text{Erwachsene (Vater)}} = \frac{\text{Frauen(Ehefrauen)}}{\text{Männer (Ehemann)}} = \frac{\text{Tiere (Affen)}}{\text{Menschen}} = \frac{\text{Wildheit}}{\text{Sanftmut}} =$$
$$\frac{\text{Maßlosigkeit}}{\text{Mäßigkeit}} = \frac{\text{Materie}}{\text{Form}} = \frac{\text{Körper}}{\text{Seele}} = \frac{\text{Begierde}}{\text{Vernunft}} = \frac{\text{böse}}{\text{gut}}$$

Die Stereotypisierung basierte jedoch nicht nur auf einer Gegenüberstellung von einheitlichen, sich stimmig erscheinenden Bildern, oder auf einer eindeutigen Trennung zwischen Gut und Böse, sondern schloss ebenso ein, dass der Andere selbst in ein gutes und ein schlechtes Charakterwesen gespalten war:

„Es ist eine leicht zu erkennende Tatsache, daß die Kette der stereotypischen Signifiaktion seltsam gemischt und gespalten, polymorph und pervers, eine Artikulation multipler Überzeugung ist. Der Schwarze ist Wilder (Kannibale) und doch zugleich der gehorsamste und ausgezeichnetste aller Diener (der Verwalter der Nahrung); er ist die Verkörperung zügelloser Sexualität und doch unschuldig wie ein Kind; er ist mystisch, primitiv und einfältig und doch der gewandteste und meisterhafteste Lügner und Manipulator sozialer Kräfte.“ (Bhabha 2000:122)

So schreibt auch Hall: „Es war so, als ob alles, was die Europäer an den Eingeborenen als anziehend und verlockend darstellten, ebenso zur Repräsentation des genauen Gegenteils dienen konnte, ihres barbarischen und verdorbenen Charakters.“ (Hall 1994:164)

Und einige Zeilen weiter schreibt er Folgendes :

„In einem Augenblick konnte sich das Paradies in 'Barbarei' verwandeln. Beide Versionen des Diskurses wirkten gleichzeitig. Sie scheinen zueinander im Widerspruch zu stehen, doch sollten sie genauer als *Spiegelbilder* voneinander gedacht werden. Beide waren Übertreibungen, gegründet auf Stereotypen, die sich gegenseitig speisten. Jede Seite setzte ihr Gegenteil voraus. In ihrer Opposition waren sie systematisch aufeinander bezogen [...].“ (ebd.:164f)

Stuart Hall weist in den letzten Zeilen bereits darauf hin, dass die beiden teilweise sehr konträr erscheinenden Bilder des Anderen, die einmal den edlen und dann wieder den unedlen Wilden repräsentierten, nur scheinbar in einem Widerspruch stehen; dass dies nicht bedeuten muss, dass die Bil-

der einmal für und das andere mal gegen den Anderen Partei ergreifen. Hall sagt, dass die Bilder in ihrer Opposition systematisch aufeinander bezogen waren. Dies deutet darauf hin, dass beide Bilder für eine Strategie dienlich waren. (vgl. ebd.:167) Bhabha erklärt dies folglich: „Als eine Form der Spaltung und der multiplen Überzeugung bedarf das Stereotyp einer kontinuierlichen, sich ständig wiederholenden Kette anderer Stereotype, um erfolgreich signifizieren zu können. Der Prozeß des Überschreibens von etwas Fehlendem – das sodann verborgen werden muß – durch das metaphorische 'Maskieren' verleiht dem Stereotyp sowohl seine Festgestellttheit als auch seine phantasmagorische Qualität – *dieselben alten* Geschichten von der Animalität des Negers, der Undurchdringlichkeit des Kulis oder der Dummheit des Iren *müssen* (zwanghaft) immer und immer wieder erzählt werden und sind jedesmal auf eine andere Art befriedigend und erschreckend.“ (Bhabha 2000:114f)

Es ging daher darum Geschichten immer wieder zu erzählen, um nicht zu vergessen, wie verschieden der Andere ist und welche Geschichten dabei erzählt wurden, war solange nicht von Belang, solange der Diskurs dafür dienlich war, die Welt der Europäer als besser und richtiger darzustellen. Der Andere konnte daher auch als unschuldig oder edel repräsentiert werden, solange dies nicht einen Diskurs speiste, der den Anderen auf die selbe Ebene stellte, wie den Europäer und solange es den Interessen der Kolonialisierenden nicht widersprach. Das Wesentliche war, dass die Geschichten das dichotome Bild, das ein souveränes, überlegenes europäisches Selbst einem unvollständigen, rückständigen Anderen gegenüberstellte, nicht störten. (vgl. Varela/Dhawan 2005:16) Auf diese Weise stellte der Westen „einen Standard oder ein Vergleichsmodell [dar]. [...] Von nicht-westlichen Gesellschaften kann demnach gesagt werden, dass sie 'nahe daran' oder 'weit davon entfernt' sind, 'den Westen einzuholen'.“ (Hall 1994:139)

Das Wesentliche im kolonialen Diskurs bestand darin, dass der Kolonialismus als eine zivilisatorische Mission der Europäer artikuliert und wahrgenommen wurde. Der Kolonialismus wurde als eine Verpflichtung dargestellt: Es wurde als die Aufgabe der Europäer erachtet, der rückständigen Welt das europäische Gut von rationalem Denken, Humanismus, europäischer Technologie, zivili-sierter Sprache und Bildung zu 'überbringen'. (Varela/Dhawan 2005:15) Bhabha drückt dies folglich aus: „Die Zielsetzung des kolonialen Diskurses besteht darin, die Kolonisierten auf der Basis ihrer ethnischen Herkunft als aus lauter Degenerierten bestehende Bevölkerung darzustellen, um die Eroberung zu rechtfertigen und Systeme der Administration und Belehrung zu etablieren.“ (Bhabha 2000:104)

Hall zeigt auf, wie sich auch die Wissenschaft in diesen Diskurs involvierte:

„Im Diskurs der Aufklärung war der Westen das Modell, der Prototyp und der Maßstab sozialen

Fortschritts. Es war *westlicher* Fortschritt, *westliche* Zivilisation, Rationalität und Entwicklung, die gefeiert wurden. Und doch war dies alles von den diskursiven Figuren des 'edlen gegenüber dem unedlen Wilden' und der 'rohen gegenüber den kultivierten Nationen' abhängig, die im Diskurs des 'Westen und des Rests' formuliert worden waren. So war der Rest entscheidend für die Formierung der westlichen Aufklärung – und demzufolge für die moderne Sozialwissenschaft. Ohne den Rest (oder seine eigenen internen 'Anderen') wäre der Westen nicht fähig gewesen, sich selbst als den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte zu erkennen und darzustellen. [...] 'Der Andere' war die 'dunkle', die vergessene, unterdrückte und verleugnerte Seite, das Gegenbild der Aufklärung und der Modernität.“ (Hall 1994:173f)

„Materieller Kolonialismus und Legitimationsdiskurs“ (Varela/Dhawan 2005:16) erzeugten gemeinsam ein Kräftefeld von Macht und Wissen, bei dem Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssysteme immer mit Erkenntnis- und Repräsentationssystemen verwoben waren. (ebd.)

In diesem Kräftefeld widerspiegelt sich das Ringen um Hegemonie, das Benhabib als Charakteristikum für Gesellschaften angesprochen hat. Hegemonie wurde im Kolonialismus am deutlichsten durch die Verpflichtung zur Missionierung verkörpert.

Beispiel: Die Anerkennung von kollektiven Identitäten durch den Staat

Seyla Benhabib beschäftigt sich in ihrem Buch *Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit* (2000) mit kollektiven Identitäten, die gegenüber dem Staat einen offiziellen Status eingeräumt bekommen. Sie beschränkt sich daher in ihrer Arbeit auf den Wohlfahrtsstaat, bzw. auf die (kulturelle) Anerkennung gegenüber der Institution Staat. Der Begriff der „korporativen Identität“ steht in diesem Sinne für die „Formen der Gruppenidentität [...], die vom Staat und seinen Institutionen offiziell anerkannt, sanktioniert und legitimiert sind.“ (Benhabib 2000:35)

Sie erklärt sich im Weiteren selbst, indem sie sagt: „Wichtig für meine Zwecke ist die Beziehung zwischen Gruppenidentitäten, die auf Sprache, Geschlecht, Ethnizität, Religion und Kultur basieren, die vom Staat und seinen Institutionen als legal oder quasi-legale kollektive Einheiten anerkannt werden, wodurch den Mitgliedern bestimmte Rechte und Privilegien zuteil werden.“ (ebd.:35)

Das Bild das Benhabib hier darstellt sieht so aus, dass ein Staat innerhalb seines Geltungsbereiches einer bestimmten Gruppe von Menschen, die sich durch ihre kollektive Identität definiert, Sonderrechte einräumt. Sie betrachtet diese Art von Politik sehr kritisch, da sie davon ausgeht, dass „individuelle Initiativen, Widersprüche, Subversionen und Auseinandersetzungen“ (ebd.:53) Kulturen

bestimmen.

Sie sieht die Gefahr in einer derartigen Politik der Anerkennung, dass Kultur als eine „Zwangsjacke“ (ebd.:52) wahrgenommen wird. Kultur ist laut Benhabib vielmehr eine „flexible, widersprüchliche und äußerst zwiespältige Verflechtung von Interpretation und Symbolisierung, [...]“ (ebd.:52). Der Ansatz von Benhabib ist als eine kulturelrelativistische Sichtweise zu betrachten, da sie sich gegen ein Verständnis von Kulturen als „homogene Einheiten“ (ebd.:49) ausspricht und zu bedenken gibt, dass Kultur auf keine essentialistischen Grundlagen, im Sinne von angeborenen, unveränderlichen Strukturen, basiert.

Benhabib versteht unter Kultur keine Gruppe von Menschen, die eine bestimmte Art der Lebensgestaltung teilt. Dahinter verbirgt sich die Einsicht, dass sich die Lebensweise eines Menschen niemals eins zu eins bei einem anderen Menschen wiederfinden lassen wird. Im Endeffekt kann daher eine Kultur nicht mit einem bestimmten Charakterzug der Lebensweise der Menschen in Verbindung gebracht werden. Dies ist nämlich lediglich als Vorstellung möglich, in der Realität gibt es dies nicht. Sie spricht daher nicht von einem geteilten Sein, sondern von geteilten Interpretationen und Bedeutungen, mensch könnte auch sagen von einer geteilten Vorstellung, die die Kultur zu dem macht, was sie ist. Eine Kultur ist insofern eine Vorstellung, ein Bild, eine Repräsentation. Vorstellungen sind Veränderungen unterworfen und daher ist auch Kultur als etwas flexibles zu begreifen. Vorstellungen stehen auch damit in Zusammenhang, dass sie bewertet sind, und dass sie mit der Verortung der Einzelnen in der Gesellschaft etwas zu tun haben. Eine Kultur ist daher etwas Widersprüchliches und Zwiespältiges, da um die Bedeutung der Kultur verhandelt, gerungen und gekämpft wird.

Sobald ich also von Kultur spreche, die eine solche ist, da Menschen Interpretationen und Symbolisierungen auf eine ähnliche Art und Weise teilen, wird es äußerst schwierig eine Politik durchzusetzen, die auf der Anerkennung von bestimmten kulturellen Merkmalen beruht, denn „[j]egliche kollektive Erfahrung, die sich über einen gewissen Zeitraum durchhält, vermag eine Kultur zu bilden.“ (ebd.:49) Benhabib fragt sich daher: „Warum sollten institutionalisierte Kulturen gegenüber anderen Kulturen, die möglicherweise informeller und amorph, weniger von der Öffentlichkeit anerkannt und vielleicht sogar jüngeren Ursprungs sind, privilegiert werden?“ (ebd.)

Entscheidungen

Der Mensch und das Andere

Meine bisherigen Überlegungen waren auf den Menschen fokussiert. Abgesehen von dem einen oder anderen Gedanken, bei dem ich aufgezeigt habe, dass sich die Grenzziehung zwischen Mensch und Natur, bzw. zwischen Mensch, Tier, Pflanze usw. nicht so einfach darstellt, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, formulierte ich Aussagen, die den Menschen ins Auge fassten.

Im Hinblick auf Wissen, das Erkenntnisse über die Welt vermitteln kann, wäre es wahrscheinlich angemessen auch Anderes als den Menschen zu beobachten und in Überlegungen einzubeziehen. Ich vertrete die Meinung, dass sich der Mensch von allem anderen auf der Welt Existierenden nur dadurch unterscheidet, dass er größere Spielräume in der Gestaltung des Lebens hat. Dies schließt jedoch nicht aus, dass wir noch immer Natur sind. Daher sind wir auch allem anderen gleich.¹⁶ Ich habe zum Beispiel beobachtet, dass Pflänzchen, zum Beispiel Zucchini- oder Majoran-Keimlinge einen längeren, aber dünneren Stängel bekommen, wenn sie im Wohnzimmer auf der Fensterbank stehen, als wenn sie draußen stehen. Ich denke, dass dies etwas mit dem Wind zu tun hat. Wenn die Pflänzchen draußen sind, dann sind sie dem Wind ausgesetzt und dementsprechend muss ihr Stängel dem Wind standhalten können. Um der Kraft des Windes widerstehen zu können, wächst ihnen ein widerstandsfähiger Stängel; eine dickere Stängel. Ob dies nun der einzig wahrhaftige Grund für die unterschiedlichen Ausprägungen des Stängels von ein und derselben Pflanzenart darstellt oder auch nicht, das Wesentliche ist darin zu sehen, dass auch Pflanzen unterschiedliche Wirklichkeiten 'erleben'. Die eine ist durch den längeren aber dünneren Stängel beeinflusst und der andere ist von seinem kürzeren aber dickeren Stängel beeinflusst. Das lässt darauf schließen, dass das Beobachten und Nachdenken über Tiere und Pflanzen auch über den Menschen etwas aussagen kann. Ich muss mir jedoch eingestehen, dass ich mich nicht im Stande fühle eine so breite Diskussion, ohne sie auch nur im geringsten minderwertig schätzen zu wollen, zu beginnen, da dies den Rahmen meiner Arbeit sprengen würde, als auch meine Überlegungen und mein Wissen überfordern würde. Ich bleibe daher bei Überlegungen, die die Menschen betreffen.

Im Hinblick auf Ethik ist ähnliches zu sagen. Denn welchen Grund gibt es, dass ich nicht davon spreche, wie Tiere und Pflanzen in Entwicklung einbezogen werden sollten. Entwicklung bezieht sich darauf, dass die Menschen das Leben führen können, das sie schätzen. Ich kann mit keiner Gewissheit sagen, dass nicht Tiere und Pflanzen auch gerne ein Leben führen möchten, das sie schätzen. Daher könnte bzw. sollte ich die Diskussion auch in diese Richtung ausweiten und mich damit

¹⁶ Siehe Kapitel Warum es Sinn macht diese Arbeit zu schreiben

beschäftigen, welche ethische Verpflichtung ich gegenüber den Tieren und Pflanzen haben sollte. Doch ich muss zugeben, dass ich über dieses Thema noch zu wenig nachgedacht habe, um mich auch nur annähernd positionieren zu können. Ich muss mir daher eingestehen, dass ich mich dadurch mit einem Problem konfrontieren würde, dem ich mich nicht gewachsen sehe. Denn je umfassender Tiere, Pflanzen und vielleicht auch andere Dinge in ethische Diskussionen einbezogen werden, desto schwieriger wird es, einen Lösungsvorschlag vorbringen zu können, der allen, die in die ethische Diskussion einbezogen werden, gerecht wird. Das ist etwas, dem ich nicht Rede und Antwort stehen kann, denn zum Beispiel bin ich einerseits der Meinung, dass Kühe und Schweine in keiner Massentierhaltung gehalten werden sollten. Andererseits töte ich bei 'Notwendigkeit' bewusst Schnecken und Mücken.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Menschen

Ich möchte nun auf die Frage zurückkommen, wie Entscheidungen zwischen Menschen getroffen werden sollten. Folgende grundlegende Frage ist dabei vorab noch zu klären:

Welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede zwischen mir und den anderen sollten beobachtet und erkannt werden und wie gewiss kann bzw. soll ich mir der jeweiligen Überzeugungen sein?

Die erste Gemeinsamkeit zwischen den Menschen ist, dass das, was jeder einzelne Mensch zu erkennen glaubt in erster Linie seine/ihre eigene subjektive Wirklichkeit ist. Niemand kann mit Gewissheit behaupten, dass er oder sie die objektive Wirklichkeit auch nur annähernd erkennen kann. Es gibt daher keinen Maßstab an dem festgelegt werden könnte, wer mehr oder weniger Wahrheit weiß. Wahrheit ist relativ. Keine(r) kann mehr Wahrheit beanspruchen als jemand anderer. Wir Menschen sind uns in diesem Sinne alle gleich.

Der Konstruktivismus, so wie er hier dargestellt wurde, zeigt auf, dass die Wirklichkeit eine konstruierte Wirklichkeit ist, die vor allem durch Interaktionsprozesse zwischen Individuum und Außenwelt produziert wird. Mensch sollte daher nicht von der Wirklichkeit sondern von Wirklichkeiten sprechen, da Wahrheit relativ ist. Feyerabend unterstützt diese These, da er in einer Analyse der Wissenschaftsgeschichte unterschiedliche Theorien entdeckte, die keinen logischen Zusammenhang aufweisen. Es lässt sich daher nicht feststellen, welche von den gegenübergestellten Theorien näher an einer absoluten Wahrheit dran wäre, da mehrere einen Anspruch auf Wahrheit erheben. Nun hat sich auch gezeigt, dass wir die Dinge nicht deshalb so sehen, wie wir sie sehen, weil wir ihre ursprüngliche Qualität erkennen, sondern weil wir sie von allem anderen unterscheiden. Diese These wurde wesentlich von Saussure geprägt.

Nun haben wir aber nicht alle beliebig verschiedene Sichtweisen von der Welt. Der Grund hierfür steht mit der Annahme in Verbindung, dass unsere (subjektiven) Vorstellungen von der Wirklichkeit mit der objektiven Wirklichkeit verwoben sind. Das, was wir als Wahrheit fassen und als Wirklichkeit begreifen, hat daher irgendetwas – nicht mehr und nicht weniger - mit der objektiven Wirklichkeit zu tun.

Die Annahme, dass wir uns in einer objektiven Wirklichkeit bewegen, jedoch lediglich für uns selbst eine Wirklichkeit erkennen, sind meine ersten zwei Positionen. Ich habe im Kapitel über die Gesellschaft meine eigene subjektive Wirklichkeit, wie ich die objektive Wirklichkeit zu erkennen glaube, genauer beschrieben und daraus lässt sich eine dritte Gemeinsamkeit der Menschen feststellen.

Diese Gemeinsamkeit steht mit der Annahme in Zusammenhang, dass wir uns immerzu in einer objektiven Wirklichkeit bewegen und dies bedeutet, dass wir (so lange wir leben) regelrecht dazu gezwungen sind immerwährend zu handeln. Da es eine Umgebung gibt, die einen festen Bestand hat und nach Gesetzmäßigkeiten funktioniert, können wir nicht einfach das Leben für einen Moment oder für mehrere ausblenden und uns im 'luftleeren' Raum treiben lassen. Die objektive Wirklichkeit zwingt uns dazu zu handeln, und zu handeln bedeutet, sich zu entscheiden. Wir müssen uns entscheiden, worauf wir reagieren und wie wir darauf reagieren. Zu diesem Zweck müssen wir unsere materielle und geistige Umgebung ins Auge fassen, sprich identifizieren. Das Identifizieren geschieht jedoch nicht in einer stillen Umwelt, sondern in einer Umwelt, die sich immerwährend verändert und in der um politische, ökonomische und kulturelle Hegemonie gekämpft wird. Identifizieren können wir daher lediglich, indem wir uns in der Gesellschaft und in der Kultur (vor dem Hintergrund, unsere Bedürfnisse befriedigen zu wollen) verorten. Wir müssen uns in einem System von Bedeutungen und Werten positionieren. In diesem Prozess der Verortung stellen wir fest, wer bzw. was wir und wer bzw. was die anderen sind – wir schreiben uns selbst und den anderen eine Identität zu.

Nun sind wir mit dem Problem konfrontiert, dass unsere Umwelt so derartig viele Möglichkeiten zur Wahrnehmung bietet. Wir können daher nicht davon ausgehen, dass wir uns rein aufgrund von bewussten Entscheidungen für diese oder jene Handlung entscheiden. Eigentlich ist genau das Gegenteil der Fall. „Identität ist [...] etwas, das in andauernd wirksamen, unbewussten Prozessen über die Zeit hinweg gebildet wird; sie ist nicht seit der Geburt von Natur aus im Bewußtsein. Es gibt immer etwas 'Imaginäres', Phantasiertes an ihrer Einheit. Sie bleibt immer unvollständig, befindet sich immer im Prozeß, im 'Gebildet-Werden'.“ (Hall 1994:195) Hall schlägt daher vor: „Statt von der Identität als einem abgeschlossenen Ding zu sprechen, sollten wir von *Identifikation* sprechen

und dies als einen andauernden Prozeß sehen.“ (ebd.:196)

So recht und schlecht betrachtet, ergibt sich daraus, dass es keine eigentliche Identität gibt; dass es keinen Ursprung gibt, auf den mensch sich beziehen könnte; dass es keine letztendliche Garantie gibt, auf die ich mich stützen könnte und die mir die Gewissheit verschaffen könnte, dass ich mich auf der 'richtigen Stelle' verorte. Dennoch, es bleibt uns nichts anderes übrig als trotz all der Unsicherheiten eine Position zu beziehen. Damit sei erneut auf Hall verwiesen, der darauf hinweist, dass wir angesichts all der Entscheidungen, die wir alltäglich im Kleinen, wie im Großen; alleine, als auch gemeinschaftlich; für einen selbst, wie für andere treffen müssen, uns dazu zwingt, „die Spannung zwischen dem auszuhalten, was zugleich platziert und dennoch [...] nicht an seinem Platz festgeschrieben ist. [...] Positionierung und Bewegung gleichzeitig, zusammen, nicht eine nach der anderen zu denken, nicht mit der Differenz oder der Identität 'für eine Nacht' nur zu spielen, sondern in der Spannung von Identität und Differenz zu leben.“ (ebd.:76)

An einer anderen Stelle richtet sich Hall an den Leser und sagt: „Sie müssen irgendwo positioniert sein, um zu sprechen. Selbst wenn Sie sich nur positionieren, um später diese Position wieder aufzugeben, selbst wenn sie es später zurücknehmen wollen: Sie müssen in die Sprache eintreten, um aus ihr herauszukommen. Es geht nicht anders. Das ist das Paradox der Bedeutung.“ (ebd.:77) Wir haben also alle gemeinsam, dass wir uns immerzu positionieren müssen, obwohl wir keine Garantie dafür besitzen, wie richtig oder falsch wir uns mit unserer Position verorten.

Die vierte Gemeinsamkeit ist darin zu sehen, dass jeder einzelne Mensch gleiches Recht hat, sein Leben so zu führen, wie er oder sie es schätzt. Meine (moralischen) Überlegungen sind daher auf keinen anderen Rahmen beschränkt, als den globalen. (vgl. Benhabib 2008:26)

Mit diesem letzten Punkt habe ich ein grundlegendes Ziel von jeglichem Tun und damit auch von Entscheidungen festgelegt: Jeder sollte die Möglichkeit genießen können, sein Leben so zu führen, wie er oder sie es möchte. Wie kann dieses Ziel nun erreicht werden? Wie sollten Entscheidungen getroffen werden und wer sollte in Entscheidungen einbezogen werden, um es jedem Menschen zu ermöglichen, ein Leben zu führen, das er oder sie schätzt?

Politische Entwicklung: das Ideal von Entscheidungsfindung

Ich möchte mit der Frage beginnen: Wer sollte in Entscheidungen einbezogen werden?

Seyla Benhabib schreibt, „daß nur diejenigen Normen und normativen institutionellen Regelungen gültig sind, denen alle Betroffenen in einer speziellen Argumentationssituation, die als ›Diskurs‹ bezeichnet wird, zwangsfrei zustimmen können.“ (Benhabib2000:59)

Einer der wichtigsten Aspekte für Entscheidungsfindung ist daher, dass nur diejenigen Entscheidun-

gen berechtigt sind, denen alle Betroffenen zustimmen. Demnach sagt Benhabib Folgendes: „Zugespielt formuliert sind jedes Individuum und alle moralisch Handelnden, die Interessen besitzen und die mein Handeln oder die Konsequenzen meines Handelns in der einen oder anderen Art betreffen oder berühren können, potenzielle Gesprächspartner für mich.“ (Benhabib 2008:24) Ich habe bereits an einer anderen Stelle darauf hingewiesen (siehe Seite 55), dass jegliches Handeln Entscheidungen inkludiert. Dies bedeutet, dass ich immer dann andere in meine Entscheidungen einbeziehen muss, wenn meine Entscheidung bzw. die Konsequenz meiner Entscheidung andere betrifft bzw. betreffen könnte. Nun habe ich jedoch im Kapitel Diskurs auch dargelegt, dass mein Handeln einen Einfluss darauf haben kann, was jemand zu einer ganz anderen Zeit und an einem ganz anderen Ort tun wird. Das hat zur Folge, dass es sich als sehr schwierig darstellt, überhaupt bestimmen zu können, wen mein Handeln betreffen könnte. Und selbst wenn ich dazu fähig wäre, so könnte dies dazu führen, dass meine Handlungen eine unheimliche Vielzahl von Menschen beeinflussen und in Konsequenz all diese Menschen für eine einzelne Entscheidung zu konsultieren, könnte eine Lebensaufgabe darstellen. Darauf sollte die Aussage von Benhabib jedoch auch nicht hinauslaufen, denn sie spricht von potentiellen GesprächspartnerInnen und nicht von notwendigen GesprächspartnerInnen. Das Mindeste, was ich tun muss, sollte daher sein, dass ich niemanden zurückweisen kann, der das Gespräch sucht, weil er oder sie sich durch mein Handeln beeinträchtigt oder auch nur beeinflusst fühlt. Im Weiteren sollte ich das Ziel vor Augen haben, selbst das Gespräch zu suchen, wenn ich denke, dass bestimmte Menschen unmittelbar von meinen Handlungen (Entscheidungen) betroffen sein könnten.

Nun stellt sich aber noch die Frage, wie sich ein derartiges (ideales) Gespräch, wie sich diese spezielle Argumentationssituation, die Benhabib als „Diskurs“ bezeichnet wissen will, im Genauen darstellt? Auf welche Art und Weise sollten sich die Gesprächspartner gegenüber treten? Was sind die Kriterien für ein ideales Gespräch? Werfen wir hierfür erneut einen Blick auf Benhabibs Aufsatz, in dem sie Folgendes schreibt: „Ich habe eine moralische Verpflichtung, diesem Individuum, jenen Menschen oder ihren Repräsentanten gegenüber *mein Handeln durch Gründe zu rechtfertigen*. Ich respektiere den moralischen Wert der oder des Anderen, indem ich anerkenne, dass ich ihr oder ihm eine Rechtfertigung meines Handelns schulde.“ (Benhabib 2008:24f)

Ich möchte nun auch hier nicht behaupten, dass ich bei allem, was ich tue, offenlegen muss, warum ich es tue. Entscheidend ist jedoch, dass es in Situationen, in denen ein Gespräch gefordert wird, notwendig ist, oder besser gesagt, dass ich in derartigen Situationen bereit sein muss, meine Gründe für mein Handeln offenzulegen.

Was bedeutet nun Handeln durch Gründe zu rechtfertigen? Handeln bedeutet, sich für etwas zu ent-

scheiden. Jedes mal, wenn mensch handelt, dann muss mensch sich dafür entscheiden worauf mensch reagiert, sowie wie mensch darauf reagiert. Mensch entscheidet sich daher für das eine, jedoch nicht für das andere. Jede Entscheidung basiert darauf, dass mensch unterscheidet und demnach eine Möglichkeit (aus mehreren) wählt. Dadurch wählt mensch eine bestimmte Richtung. Daher erwartet mensch sich etwas. Mensch erwartet sich etwas von sich selbst und etwas von den anderen. Ein Handeln zu rechtfertigen bedeutet daher in erster Linie seine Erwartungen zu rechtfertigen. Es bedeutet, offenzulegen, was ich tue und was ich damit erreichen will; welches Ziel mir vor Augen schwebt.

Was sind jedoch nun Gründe, die mein Handeln rechtfertigen würden? Es lässt sich an dieser Stelle ein Kurzschluss schließen mit den „guten Gründen“, die dem Leben zu Grunde liegen, das von den Menschen geschätzt wird, also mit den „guten Gründen“ von denen Amartya Sen in Bezug auf eine Entwicklung zur Freiheit gesprochen hat. Nun, was sind diese Gründe, die mein Handeln rechtfertigen bzw. diese guten Gründe, die meinem Leben zu dem machen, das ich schätze?

Eigentlich, so habe ich festgestellt, gibt es keinen Grund, der nicht unanzweifelbar wäre, da es keinen Grund gibt, der einen Anspruch auf eine Allgemeingültigkeit erheben kann. Es gibt keinen Grund der sich auf etwas Letztendliches, auf etwas Ursprüngliches beziehen kann. Alles was ich daher als Grund angeben kann, stellt sich als bestreitbar und relativierbar dar. Es ist daher schwer das eine Argument als einen guten Grund und das andere Argument als einen schlechten Grund zu bewerten.

Meiner Meinung nach können Gründe solange relativiert werden, bis sich lediglich der Grund für die Relativität der Begründung selbst offenbart. Begründungen können sich - meiner Position nach – lediglich folglich darstellen: Ich möchte so agieren, weil ich es so sehe, wie ich es sehe, da ich in aktiver Auseinandersetzung mit meiner Umwelt gelernt habe es so zu sehen, es auf diese Weise als Wirklichkeit wahrzunehmen und es auf diese Art als wahr zu begreifen. Oder ich begründe folglich: Ich möchte jenes tun, weil ich glaube, dass es ein bestimmtes bzw. bestimmte Bedürfnisse von mir befriedigen wird; oder ich sage: ich möchte auf diese Art und Weise handeln, da ich mich in der Gesellschaft und in der Kultur verorten muss und weil ich deshalb dazu gezwungen bin, Werte festzulegen.

Diese drei Gründe, so habe ich in dieser Arbeit argumentiert, sind essentiell für das Handeln des Menschen. Doch selbst das könnte legitimerweise in Frage gestellt werden, da es eben keine letztendlichen Gründe gibt, auf denen mensch mit Gewissheit seinen Standpunkt systematisch aufbauen könnte. Es gibt keine Garantie, welche verhindern würde, dass der eigene Standpunkt nie davon bedroht sein könnte, in sich zusammenzufallen; sich aufzulösen. Daher ist meines Erachtens der erste und wichtigste Grund für das eigene Handeln derjenige, dass das eigene Handeln auf einem Stand-

punkt basiert, welcher kein verallgemeinerter ist, sondern lediglich den eigenen Standpunkt darstellt und ein solcher auch für immer bleiben wird. Das bedeutet jedoch, dass ich so lange meinen Standpunkt vertreten kann, dass ich so lange Argumente vorbringen kann, die mir in den Sinn kommen, solange ich nicht „zwanghaft“ versuche meinen Standpunkt zu verallgemeinern: Solange ich nicht versuche meinen Standpunkt als absolut darzustellen, kann ich jeglichen auch noch so facettenreichen und mit Vermutungen ausgeschmückten Standpunkt vertreten. Auf diese Weise kann eine Diskussion, ein Streit oder eine Verhandlung, die einer Entscheidung zugrunde liegt, nicht dadurch geführt werden, dass darum gerungen wird, welcher Grund der bessere oder essentiellere ist, sondern nur indem sich Standpunkte gegenüber stehen, die alle gleiche Beachtung verdienen. Seyla Benhabib bezeichnet dies als „universale Achtung“ und versteht darunter, „[...] daß wir einander als Wesen betrachten sollten, deren Standpunkte die gleiche Beachtung verdienen.“ (Benhabib 2000:56) Alle Standpunkte verdienen gleiche Beachtung, weil nicht angenommen werden kann, dass ein Standpunkt privilegiert ist, als ein anderer.

Dies bedeutet, dass eine allgemeingültige Entscheidung dann berechtigt ist, wenn alle Betroffenen, aufgrund ihres eigenen Standpunktes zustimmen. Die Betroffenen, die an der Entscheidung mitwirken, müssen sich bewusst sein, dass die Entscheidung durch ihren Standpunkt, sowie durch den Standpunkt jedes einzelnen Betroffenen mitgetragen wird. Es sollte dabei deutlich geworden sein, dass es nicht darum geht, dass alle Beteiligten die gleiche Meinung vertreten müssen. Wer welchen Standpunkt vertritt, ist eigentlich nachrangig – die Standpunkte können variieren und trotzdem kann es zu einer 'einheitlichen' Entscheidung kommen, vorausgesetzt jedeR Beteiligte kann seinen/ihren Standpunkt mit der Entscheidung und mit den Konsequenzen der Entscheidung vereinbaren. Das Wesentliche ist darin zu sehen, dass sich jedeR bewusst ist, dass die Entscheidung von seinem eigenen Standpunkt, sowie von allen anderen Standpunkten mitgetragen wird. Eine Entscheidung, die mehrere Menschen involviert, kann daher nur eine gemeinschaftliche Entscheidung sein. Eine grundlegende Voraussetzung hierfür stellt das immerwährende Bemühen, ich würde sogar sagen, das immerwährend Kämpfen um Machtgleichgewicht, dar. Kein Standpunkt hat die Berechtigung als wichtiger und richtiger wahrgenommen zu werden, als ein anderer, jeder Standpunkt hat das gleiche Recht angehört, wahrgenommen, verstanden und in die Entscheidung einbezogen zu werden. Aus diesem Grund ist insbesondere auch darauf zu achten, wie Machtverhältnisse wahrgenommen werden. Ich darf nicht ignorieren, dass selbst in Situationen, in denen ich davon ausgehe, dass ich persönlich keine übergeordnete oder untergeordnete Position einnehme, mein Gegenüber dies anders sehen könnte.

Ich habe nun auch bereits einen weiterführenden Standpunkt formuliert, indem ich dargelegt hatte,

wovon die Konstruktion der Wirklichkeit, sowie Handlungen bestimmt werden (siehe Kapitel Identität). Dies lässt nun weitere Aspekte aufzeigen, wie ein idealer Diskurs aus meiner Sicht aussehen sollte. Ich habe aufgezeigt, dass meine Vorstellung von der Welt, sowie mein Handeln und damit auch meine Entscheidungen in Zusammenhang stehen mit meinen Bedürfnissen, mit meinen Erfahrungen, sowie mit meiner Verortung in der Gesellschaft.

Demnach wäre es notwendig seinen eigenen Standpunkt so darzustellen, dass mein Gegenüber erfahren kann, welche Erfahrungen Einfluss darauf genommen haben, warum ich an dieser Stelle und zu dieser Zeit diese bestimmte Entscheidung befürworte. Interessant wäre zu erfahren, welche Bedürfnisse ich mir zu befriedigen erwarte, sowie was mein erwünschtes Handeln mit meiner Verortung in der Gesellschaft zu tun hat und welche Hoffnungen und Wünsche, aber auch welche Ängste und Befürchtungen mit meinem Standpunkt in Zusammenhang stehen.

Hierbei sind wir jedoch wieder mit weitreichenden Problemen konfrontiert. Denn wie kann ich mir all diesen Dingen bewusst werden, angesichts dessen, dass die Konstruktion der Wirklichkeit sowohl von unbewussten Prozessen, als auch von unterschiedlichsten Individuen und Orten aus beeinflusst wird und sich Bedeutungen immerzu verflüchtigen? Zweifelsohne ist es daher schwierig eine Position festzulegen, „[w]eil sich Identifikationen verändern und verschieben, weil sie durch ökonomische und politische Kräfte außerhalb von uns bearbeitet und in verschiedener Weise artikuliert werden können.“ (Hall 1994:84)

Diese Probleme können nicht gelöst werden, doch anstatt sie unter den Teppich zu kehren, sollten diese Probleme in Gesprächen mit ein Thema sein. Das Ziel sollte nicht sein, diese Probleme zu überwinden, sondern diese Problem bewusst im Hinterkopf zu behalten, sie sogar zu leben, so wie es Hall (ebd.:76) im Sinne von Positionierung und Bewegung gleichzeitig denken, ausgedrückt hat. Seyla Benhabib nennt diesen Aspekt „egalitäre Reziprozität“ und versteht darunter folgendes: „Egalitäre Reziprozität heißt, dass wir einander als menschliche Wesen behandeln sollten, deren Fähigkeit, den eigenen Standpunkt zu artikulieren, wir fördern sollten, indem wir, wo immer möglich, soziale Verhaltensweisen kultivieren, die das diskursive Ideal verwirklichen.“ (Benhabib 2000:59)

Zusammenfassend plädiere ich daher dafür, dass erstens keinem das Gespräch verweigert werden kann, der sich von meinen Handlungen beeinflusst fühlt. Zweitens muss ich in einem solchen Gespräch darlegen, was ich tue und was ich damit erreichen will. Drittens ist es notwendig, jedem Standpunkt gleiche Beachtung zu schenken. Viertens sollte in jedem Standpunkt offengelegt werden, wie er in der Gesellschaft verortet ist, an welche Bedürfnisse er geknüpft ist und mit welchen Erfahrungen er in Zusammenhang steht.

Dies stellt nun Grundlegendes für eine ideale Entscheidungsfindung dar, das ich jedoch noch nicht als ein abgeschlossenes Konzept betrachte. Ich frage mich zum Beispiel, auf welche Art und Weise Kinder in dieses Konzept involviert werden können. Muss mit Kindern anders umgegangen werden als mit anderen Menschen, um ihnen ein Leben zu ermöglichen, das sie schätzen? Kann ich mir erwarten, dass Kinder selbst ihren Standpunkt artikulieren können und falls ja, auf welche Art und Weise tun sie es? Dahingehend stellt sich generell die Frage, inwiefern ich den Aussagen von Menschen wortwörtlich glauben schenken sollte, oder ob ich mitbedenken muss, dass diese Aussagen eine völlig andere Bedeutung haben können - aus welchen Gründen dies auch immer so sein mag. Wie kann ich daher Aussagen von Menschen übersetzen oder ist dies ein Ding der Unmöglichkeit? Dieser Frage werde ich mich noch im nächsten Kapitel widmen. Eine schlussendliche Antwort werde ich jedoch nicht geben können.

Eine weitere Frage stellt sich meines Erachtens auch noch dahingehend, in welchem Ausmaß festgeschriebene Regeln und Gesetze notwendig sind, ohne Veränderungen unbeweglich zu machen und dabei aber eine gewisse ökonomische, psychische und soziale Absicherung und Entwicklung zu gewähren. Das Spannungsfeld zwischen Grundsätzen und freies Gewähren von Handlungen wird immer von Neuem verhandelt werden müssen und stellt eine Frage dar, die von äußerster Wichtigkeit ist.

Ein weiteres Problem liegt darin, dass das oben beschriebene Ideal von Entscheidungen eine Zielvorstellung darstellt. Dabei wird ein Machtgleichgewicht als Ziel ausgedrückt. Dieses Ziel ist nun vielleicht einleuchtend, Probleme sind dabei aber bei Weitem nicht ausgeschaltet. Denn es kann nicht bei einer Vorstellung des Möglichen bleiben, sondern es muss auch in Betracht gezogen werden, dass es sein könnte, dass dieses wünschenswerte, erstrebenswerte Ziel des Machtgleichgewichts nicht realisiert wird. Wenn also ein Einzelner oder eine Gruppe Entscheidungen mehr beeinflussen als andere Menschen, was sollte dann getan werden? Inwiefern und auf welche Art und Weise sollte dann reagiert werden? Dabei stellt sich auch die Frage, wie viel Energie und Motivation mensch selbst dafür aufwenden kann und sollte, um möglichst schnell dieses Ziel zu erreichen? Und wie viel kann ich von anderen erwarten, dass sie sich in die Richtung entwickeln sollten, wobei sich generell wieder die Frage stellt, inwiefern ich das Recht habe, von anderen etwas zu erwarten?

Der Mensch ist natürlich auch kein emotionsloses Wesen. Wie sollte daher mit Gefühlen, mit Vertrauen und Feindschaft, sprich mit FreundInnen und FeindInnen umgegangen werden? In welchem

Ausmaß sollte ich auf mein Gefühl achten, FreundInnen, FeindInnen und anderen vertrauen und missachten?

Angenommen ich könnte meinen Standpunkt darstellen, dann stellt sich noch immer die Frage was es bedeutet, zwangsfrei zuzustimmen. Wann gebe ich mein Ja zu einem Vorschlag und wann lege ich ein Veto ein oder verlange Bedenkzeit?

Zwangsfrei zustimmen würde dann bedeuten, dass durch die jeweilige Entscheidung meine Bedürfnisse nicht über kurz oder lang beschnitten würden. Dann stellt sich aber auch die Frage, wie Bedürfnisse gegeneinander abgewogen werden können? Wie kann ich meine Bedürfnisse ausbalancieren und diejenigen der einzelnen Betroffenen der Entscheidung abwägen?

Theorie und Praxis

Meine Arbeit war bis zu dieser Stelle äußerst theoretisch. Aussagen, Behauptungen und Beschreibungen, die dem Alltag und der Alltagssprache nahe gekommen wären, waren sehr rar. Meine Arbeit war so angelegt, äußerst allgemeine Aussagen treffen zu können. Äußerst allgemein bedeutet, dass die Aussagen alle Menschen einschließen sollten, sprich um das Menschsein an Sich ins Auge fassen können. Ich fühlte mich daher dazu gezwungen, meine Aussagen auf einer hohen Abstraktionsebene zu treffen. Zugegeben, ich persönlich bilde sehr gerne Strukturen in meinen Kopf und davon kommt wohl die, zumindest bis jetzt, relativ eingeschränkte Sichtweise auf das von mir behandelte Thema. Mein Drang zum Reflektieren ist wohl auch ein wichtiger Grund dafür, warum ich diese Arbeit so geschrieben habe, wie ich sie geschrieben habe. Das Nachdenken hat mich dazu gebracht, über 'große' Begriffe zu sprechen, wie Entwicklung, Wissenschaft, Wahrheit, Wirklichkeit, Identität, Diskurs, Macht Entscheidungen und Kritik.

Ich habe meine eigene Position, die ich diesen Begriffen gegenüber einnehme, entwickelt, indem ich verschiedene Sichtweisen in der (Sach-) Literatur kennen gelernt habe und folglich, indem ich mich an den unterschiedlichen Sichtweisen orientierte, meine eigene Sichtweise ausformulierte. Nun geschahen bei dieser Vorgehensweise zwei Entwicklungen.

Erstens: Es bedeutete für mich, dass ich mir meinem eigenen Verständnis von den Begriffen wie Erkenntnis, Wirklichkeit, Wahrheit und Identität erst im Laufe der Zeit in klarer Art und Weise bewusst wurde. Ich lernte die Begriffe zu verwenden und die Sprache zu sprechen und zwar während dem Prozess des Lesens unterschiedlicher Sichtweisen zu diesen Themen in der Literatur, während dem Herausarbeiten der Unterschiede und der Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Sichtweisen und während dem Niederschreiben der unterschiedlichen Sichtweisen und der Vergleiche zwischen ihnen.

Nun läuft diese Vorgehensweise darauf hinaus, viele Informationen zu sammeln und während dem Ausarbeiten der Informationen meine eigene Position zu konkretisieren, auszuschmücken, auszugestalten, zu präzisieren.

Zweitens begann ich, indem ich meine Position ausformulierte und niederschrieb, mitzusprechen. Es bedeutet, sich den Diskurs vorab anzusehen und sich dann bewusst in den Diskurs einzuschreiben. Meine Arbeit positioniert sich inmitten der genannten Konzepte. Insofern reiht sich meine Arbeit in einen Diskurs ein, der in der Geschichte bereits weit zurück reicht. Ich verweise zum Beispiel auf Personen, die im 17. Jahrhundert gelebt haben. Im Kapitel Erkenntnis, kam ich auf Descartes und seiner Ansicht von Erkenntnis zu sprechen. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich Descartes wiederum auf Menschen bezogen hat, die noch weiter in die Vergangenheit zurückrei-

chen. Insofern reiht sich meine Position in einen Diskurs ein, der bereits eine lange Geschichte schreibt. Der Vorteil der in dieser Art von Vorgehen zu sehen ist, verbirgt sich in der Einsicht, dass aus Geschichte gelernt werden kann. (Ich kann feststellen, welche Ideen es in Bezug zu dem Thema der Erkenntnis bereits gegeben hat und mich folglich festlegen, welche Sichtweise ich vertrete.)

Der Vorteil liegt dann im Wesentlichen darin, aus den Erfolgen und auch aus den Fehlern der Anderen zu lernen, die sich bereits mit diesen Themen eingehendst beschäftigt hatten. Positionierung ist äußerst wichtig, wie ich es in meiner Arbeit dargestellt hatte. Auf diese Art und Weise habe ich mich in die KritikerInnen eingefügt, die bereits davon ausgehen, dass Erkenntnis, Wahrheit, Wirklichkeit, Identität, Wissenschaft und/oder Kritik einen bedeutenden Bestandteil im Menschsein darstellen. Eine alternative Sichtweise auf das Menschsein, welche andere Begriffe, als Erkenntnis, Wahrheit usw. gewählt hätte, hatte ich im Großen und Ganzen von vornherein ausgeschlossen. Darin ist mehr oder weniger der Nachteil an dieser Vorgehensweise zu sehen. Die Gefahr, die ich darin sehe, ist, dass mensch mit einer derartigen Vorgehensweise in einen bestimmten Diskurs verankert wird und folglich die Dinge der Welt zu einseitig betrachtet. In meinem Fall würde dies bedeuten: zu theoretisch, im Gegensatz zu praktisch. Meine Sicht auf die Dinge auf einer hohen Abstraktionsebene macht meinen Standpunkt zu einer äußerst theoretischen Auffassung von der Welt. Theorie bedeutet etwas festzuhalten und Strukturen zu bilden. Es bedeutet die Zeit zum Stillstand zu bringen. Das, was ich hier in dieser Arbeit niedergeschrieben habe, wird noch jemand in 100 Jahren und mehr in der Form, wie ich sie niedergeschrieben habe, lesen können. In der Theorie wird zusammengefasst, verallgemeinert und eine Bestandsaufnahme gemacht. Eine Theorie zu formulieren bedeutet daher, eine Position zu beziehen, denn in der Positionierung bringt mensch die Dinge zum Stillstand und legt sich fest. Würden wir daher lediglich in der Theorie leben, blieben wir stehen - völlig starr und unbeweglich.

Im Gegensatz zur Theorie, verläuft nun die Praxis immer vorwärts und sie wird zu jeder Zeit von allen Seiten gedrängt und gerüttelt. Die Praxis ist die ununterbrochene Entwicklung in der gerungen und verhandelt wird. In der Praxis ist nicht die Einheit, sondern der Widerspruch bestimmend. In der Praxis werden sich Situationen niemals eins zu eins an einem anderen Ort und/oder an einer anderen Zeit so wiederfinden lassen. Leben wir lediglich in der Praxis, so sind wir dazu gezwungen dauerhaft vorwärts zu gehen und immerzu offen zu sein für 'Neues'. Da nun das Leben in der reinen Theorie genauso wenig möglich ist wie das Leben in der reinen Praxis, brauchen wir beides. Wir müssen festschreiben und uns dennoch bewegen. Auf welche Art und Weise wir dies auch immer ausleben, irgendwo und irgendwann müssen wir uns wieder positionieren um uns dann wieder bewegen zu können und umgekehrt. Ich denke jedoch, dass egal, worüber wir nachdenken, egal was uns gerade ein Problem bereitet oder was gerade ein ernstes Thema für einen darstellt, es sollte im-

merzu im Spannungsfeld von Positionierung und Bewegung bzw. im Spannungsfeld von Identität und Differenz gelebt werden. (Hall 1994:76)¹⁷

Auf eine solche Art und Weise zu leben würde bedeuten, kritisch zu handeln. Kritisches Denken basiert auf der Akzeptanz, kritisch handeln zu sollen. Kritisch zu denken bedeutet im Idealfall, in Strukturen zu denken, die die Notwendigkeit der Positionierung für genau so wichtig hält, wie die Veränderbarkeit der Dinge. Kritisches Denken bedeutet zum Beispiel jede verallgemeinerte Dichotomisierung und Stereotypisierung von Bedeutungen als umkämpft und als widersprüchlich zu verstehen.

Ein derartiges Denken wurde in einem Kunstprojekt provoziert. Im Juni 1994 ließ Christo den deutschen Reichstag verhüllen. Anja Besand äußert sich dazu folglich: „Über den künstlerischen Wert von Christos Aktion mag man [...] streiten, aber eine Sensibilisierung und Neubetrachtung scheint ihm nach einhelliger Meinung mit seiner Reichstagsverhüllung gelungen zu sein: Er ermöglichte einen neuen Blick auf ein Symbol der Politik, eine Neubeschreibung zur Wiederaneignung durch die Menschen.“ (Besand 2006:9)

Besand spricht von einem neuen Blick; von einer Neubeschreibung. Ein neuer Blick ist es wohl nicht, denn jeder Blick ist von seiner Geschichte abhängig, doch die Bedeutung, die dem Reichstag, als ein Symbol der Politik zugeschrieben wurde, hat sich merklich verändert – sie ist so quasi eine erneuerte; eine differenzierte Sichtweise. Ich würde sagen, die Sichtweise ist nicht mehr derartig festgefahren. Sie ist nicht mehr derartig konservativ. Sie ist offener für 'Neues'; für Entdeckungen; für Veränderungen. Die Verhüllung des Reichstags provozierte in diesem Sinne einen offeneren Blick auf die Politik. In dem Moment, in dem der Reichstag verhüllt wurde, kam Bewegung ins Spiel und in dem Moment, in dem er verhüllt war, war er offen für eine veränderte Positionierung. Das Gleiche wiederholte sich in dem Akt der Enthüllung. Beide Akte unterscheiden sich jedoch auch voneinander: Durch die Verhüllung des Reichstags wurde Distanz geschaffen zu der Bedeutung der Politik und durch die Enthüllung wurde wieder Nähe zugelassen. Als der Reichstag verhüllt wurde, hielt sich das ursprüngliche Symbol der Politik verborgen. Das, was dem Reichstag ursprünglich an Bedeutung zugeschrieben wurde, stand mit der Existenz des Gebäudes in Verbindung. Als die Existenz des Gebäudes verborgen wurde, rückte auch die ursprüngliche Bedeutung in die Ferne. Auf diese Weise wurde Distanz zu der ursprünglichen Bedeutung geschaffen. Als der Reichstag nun wieder enthüllt wurde, war auch die ursprüngliche Existenz des Gebäudes wieder ersichtlich. Dadurch wurde wieder der Rahmen für die Nähe geschaffen. Die Unterbrechung der Nähe war

¹⁷ Etwas im Spannungsfeld von Identität und Differenz zu leben bedeutet, es aus Sicht der Position aus zu sehen. Etwas im Spannungsfeld zwischen Positionierung und Bewegung zu erleben, bedeutet es aus der Sicht der Bewegung zu betrachten.

es, die die Möglichkeit für einen 'neuen' Blick schuf.

Die Unterbrechung war ein Schnitt, in das immer wieder erzählen von den alten Geschichten, das dafür verantwortlich ist, Stereotypen zu erzeugen – so wie es Bhabha (2000:114f) zu verstehen gegeben hatte. Der Vorteil von der Distanznahme ist daher darin zu sehen, dass dadurch die Offenheit gegenüber anderen Sichtweisen bewahrt bleibt.

Im Zusammenspiel von Verhüllung und Enthüllung, von Abstand nehmen und Neuentdecken, von Stop and Go, von Bewegung und Positionierung offenbart sich die Möglichkeit, das Denken immerzu daran zu erinnern, dass die Sichtweise auf die Dinge veränderbar ist, ohne dabei der Positionierung, dem Stellungseinnehmen eine geringere Rolle zuzuschreiben.

Empirische Forschung ist mir nun ein Begriff, mit dem ich während meiner Studienzeit nur wenig in Berührung kam. In dem Moment, in dem ich jedoch begriff, dass empirische Forschung ein wesentliches Arbeitsfeld des wissenschaftlichen Arbeitens darstellt, stieg meine Neugierde, empirische Forschung auszuprobieren. Das Feld der empirischen Forschung betrat ich so quasi als Neuling und diese Position wollte ich auch ausnutzen. Ich wollte meinen Zugang in der Praxis kennen lernen. Ich wollte den Vorteil nutzen, dass ich noch nicht viel über empirische Forschung wusste. Ich wollte den Überraschungsmoment ausnutzen, den ich mir erwartete, da ich vorher noch nicht fest positioniert war. Mir war bewusst, dass eine Positionierung, die mit einem umfassenden Wissen in Verbindung steht, so manche Fehler in der Praxis vermeiden kann. Ich sehe aber ebenso einen Vorteil darin, von Anfang an nicht auf festen Füßen zu stehen und zwar, dass dadurch 'Neues' entdeckt werden kann.

Als Vorwarnung: Im unmittelbaren Anschluss werde ich etwas über meine erste Erfahrung mit empirischer Forschung schreiben. Die Ergebnisse dieses ersten Versuchs habe ich weitgehend verworfen, da mich eine einträchtige Kritik an meiner Zugangsweise dazu gebracht hatte, meine Vorgehensweise meinem heutigen Wissenstand und Urteil nach als gefährlich einzustufen. Im Anschluss daran, werde ich jedoch eine andere Zugangsweise präsentieren, die meines Erachtens einen kritischen Blick und empirische Forschung zu vereinen vermag. Wer sich also für die Vorgeschichte nicht interessiert, kann die nächsten Zeilen überspringen und auf Seite 96 weiterlesen.

Meine erste Erfahrung mit empirischer Forschung

Das, was mich zur empirischen Forschung gebracht hat, war die Neugierde. Dieser Drang, empi-

risch forschen zu wollen, wuchs in mir während des Jahres 2006. Ein Jahr darauf hatte ich ein Ticket nach Accra - der Hauptstadt von Ghana - in meiner Hand und die feste Überzeugung, dass ich während meiner Reise für eine bestimmte Zeit empirisch forschen möchte.

Die empirische Forschung, die ich im Jahre 2007 in Ghana durchgeführt hatte, basierte auf der Idee, das kritische Denken der Studierenden in Ghana zu erheben. Ich ging nach Ghana mit der Meinung ein Konzept von kritischem Denken im Gepäck zu haben, mit welchem ich das kritische Denken der Studierenden in Ghana erheben könnte.

Ich wählte die Zielgruppe der Studierenden aus dem Grund, da ich dachte, dass ich am meisten über diese Menschen wissen müsste und dahingehend am ehesten Aussagen über diese Gruppe von Menschen in Ghana treffen könnte. Mir war zwar klar, dass ich mich in einem anderen kulturellen Raum bewegen würde, und eine Befragung an den kulturellen Kontext angepasst sein sollte (vgl. Diekmann 2010:441), doch ich ging davon aus, dass das Studierendendasein in Ghana mehr oder weniger ähnlich sein würde, wie dem Studierendendasein in Wien, dem ich selbst beiwohnte. Ich ging davon aus, dass die Studierenden in Ghana ebenfalls in die Institution Universität eingebunden wären, genauso wie ich, und dass für sie demnach Wissen ebenso ein zentrales Momentum in ihrem Leben darstellen würde. Dadurch erhoffte ich mir, so wenig kulturelle Missverständnisse wie möglich in meiner Forschungsarbeit aufkommen zu lassen. Ich berücksichtige demnach in der Wahl der Studierenden ebenfalls, dass ich Studierende befragen würde, die bereits eine bestimmte Zeit in das Studentenleben involviert sein würden. So wählte ich Studierende, die bereits mindestens zwei Jahre Studium absolviert hatten. Ich sollte meine Forschung am Campus Legon der University of Ghana durchführen, jener Campus, welcher die größte Streuung an Fakultäten und Studiengängen in Ghana vereint. Ich kam zu der Einsicht, dass das Studium an der University of Ghana in Jahrgänge, gemäß Level 100, Level 200, Level 300 und Level 400 gestaffelt waren. Ich wählte damit Level 300 und Level 400, als die zu befragende Zielgruppe.

Die Befragung wurde mittels eines standardisierten Fragebogens durchgeführt. Da ich von einer Art globalen Fragestellung ausging, erschien es mir passend mit einer quantitativen Studie zu beginnen. Der Fragebogen sollte das kritische Potential der Studierenden in Ghana erfragen. Die Idee dahinter war, nicht einen vollkommen standardisierten Fragebogen zu konzipieren, der kritisches Potential von Menschen unabhängig von Zeit und Ort ermitteln können sollte. Er sollte zwar auf ein bestimmtes Konzept, auf bestimmte Strukturen aufbauen, welche kulturunabhängige Parameter zur Verfügung stellten, um Aussagen über kritisches Denken machen zu können. Er sollte jedoch auch

angepasst sein an die Zielgruppe und daher konzipierte ich die Fragen mit einer kulturspezifischen Einfärbung – ich bettete die Fragen in den kulturellen Kontext ein. Es kann dennoch davon ausgegangen werden, dass das Interview von mir dominiert wurde. (vgl. ebd.:531) Die kulturunabhängigen Parameter reflektieren im Großen und Ganzen meine theoretischen Überlegungen, die ich hier in dieser Arbeit konkretisiert und ausformuliert habe. Für eine ausführliche Erläuterung siehe Anhang 1. Die kulturspezifischen Einfärbungen speiste ich aus meinem Wissen, dass ich durch Literaturrecherche und einem einmonatigen Aufenthalt in Ghana erlangte. Siehe hierzu ebenso Anhang 1.

Die Befragung war strukturiert bzw. standardisiert, und insofern wurden geschlossene Fragen in Form von Statements konzipiert. Die Statements hatten vorgegebene Antwortkategorien in Form von einer Ratingskala mit sieben Kategorien. Dadurch folge ich der Meinung einer Reihe von Autoren, die der Ansicht sind, „dass eine Differenzierung von mehr als sieben Kategorien kaum noch einen Zugewinn an Reliabilität erbringt.“ (ebd.:472)

Mit der Wahl von sieben Kategorien, wobei ich die erste Kategorie mit 'I don't agree at all' und die siebte Kategorie mit 'I totally agree' versehen hatte, habe ich auch eine Mittelkategorie inkludiert, die laut Diekmann ein „«unentschieden», «meinungslos» oder auch eine tatsächliche mittlere Einstellung signalisieren kann.“ (ebd.:476)

Im Grunde war mein Forschungsvorhaben als eine deskriptive Untersuchung nach Diekmann konzipiert. (vgl. ebd.:35, vgl. Brosius/Koschel/Haas 2008:22) Das Ziel meiner Forschungsarbeit ist darin zu sehen, eine Beschreibung bzw. eine Diagnose des kritischen Denkens der Studierenden in Ghana bewerkstelligen zu können. Das Ergebnis der Befragung sollte daher Werte ergeben, mit denen im Weiteren Vergleiche angestellt werden könnten. (Diekmann 2010:36) Es lag daher nahe, als Form der Befragung eine schriftliche Befragung zu wählen, sprich eine quantitative Befragung durchzuführen. (vgl. ebd.:438; vgl. Bortz/Döring 2006:252)

Da es in meiner Absicht stand, die Werte, die ich durch die Befragung erhalten werde, für weitere Arbeiten benutzen zu können, war es mir ein Anliegen, die Repräsentativität der Befragung zu gewährleisten. (Diekmann 2010:35) Um eine repräsentative Umfrage zu machen, schien mir der Campus Legon der University of Ghana am geeignetsten, da, wie bereits erwähnt, hier am meisten unterschiedliche Fakultäten und Studiengänge an einem Ort situiert waren. Zeit und Organisationsaufwandsgründe legten es daher nahe, diesen Campus zu wählen. Ich holte Informationen ein, mit denen ich die Gesamtzahlen der eingeschriebenen Studenten im Level 300 und im Level 400 feststellen konnte. Ich erfragte die Gesamtzahlen je Fakultät. Insgesamt gibt es fünf Fakultäten am Campus

Legon der Universität von Ghana. Ich peilte das Ziel an, pro Fakultät 6% der gesamt eingeschriebenen Studierenden in Level 300 sowie der Studierenden in Level 400 zu befragen. Zu berücksichtigen hatte ich auch, dass Studierende von verschiedenen Studiengängen pro Fakultät befragt wurden. Die Streuung pro Studiengang machte ich jedoch nicht anhand von Zahlen, sondern nach Schätzungen, da ich als Ort und Zeit der Befragung die Unterrichtsstunden zu nutzen beabsichtigte – was ich schließlich auch getan habe. Die Befragungen fanden daher in den Klassen- bzw. Vorlesungsräumen statt.

Ich habe per Absprache mit den Lehrenden 20 Minuten, entweder vor der Unterrichtsstunde oder am Schluss der Unterrichtsstunde zur Verfügung gestellt bekommen, um meine Fragebögen auszu- teilen, beantworten zu lassen und wieder einzusammeln. Die Befragung fand daher im Rahmen ei- ner Gruppenbefragung statt, wodurch eine beinahe 100%-Rücklaufquote erreicht wurde. (vgl. dazu auch ebd.:515)

Ich wollte also eine Beschreibung des kritischen Denkens der Studierenden in Ghana machen kön- nen, hatte dabei bereits Strukturen für die Fragen bereit und wollte den Anspruch an Repräsentativi- tät der Befragung nachkommen. Diesen Bedingungen nach lag es nahe, nicht zuletzt aus Gründen des Aufwands und der Kosten, eine standardisierte Befragung durchzuführen.

Mittels dieses Fragebogens habe ich über 563 Studierende an der University of Ghana aus verschie- denen Fakultäten und Studiengängen in Level 300 und Level 400 befragt. Bei einer Gesamtzahl von 9658 eingeschriebenen Studierenden in Level 300 und 400 (im WS 07) (Angabe laut persönlicher Auskunft des Direktors des Academic Affairs Directorate) ergibt sich daraus ein BefragInnenanteil von 5,83%.

Die Befragung, so muss in Betracht gezogen werden, basierte vorerst auf keiner Hypothese, da ich nicht danach fragte, wovon das kritische Potential beeinflusst wird. Ich hatte vorerst noch keine Ur- sache, die ich dem kritischen Potential zuschreiben wollte. Während meinem weiteren Aufenthalt in Ghana entwickelte ich jedoch eine solche. Vor allem zwei Begegnungen eröffneten mir eine Idee. Während ich das Buch: *A History of University of Ghana* (Agbodeka 1998) studierte, bemerkte ich, in welchem Ausmaß die University of Ghana von der europäischen Geschichte gekennzeichnet war. Die Universität wurde 1948 gegründet. Ghana erlangte seine Unabhängigkeit im Jahre 1958, was soviel bedeutet, dass die Universität gegründet wurde, noch während Großbritannien die politische Vorherrschaft über Ghana inne hatte. Dies mag nun nicht viel bedeuten müssen, doch das Problem der Besetzung von akademischen Stellen deutet schon eher darauf hin, inwiefern der Einfluss von

Großbritannien in die University of Ghana zu bewerten ist. Im Jahre 1960 zum Beispiel bestand das akademische Team aus 34 Ghanaern, aus 109 Großbriten, aus 14 Menschen aus dem restlichen Commonwealth und 19 aus restlichen Ländern. (Agbodeka 1998:49) Dabei ist auch zu beachten, dass die meisten ghanaischen Akademiker ihre Ausbildung in Großbritannien absolviert hatten. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass die Prägung der Wissenschaftsgeschichte von Großbritannien einen wesentlichen Einfluss auf die Wissensvermittlung und Wissensproduktion in Ghana genommen hat. In einem persönlichen Gespräch mit Kwame Gyekye – ein Philosoph, der sich dem afrikanischen Leben widmet - gibt dieser mir zum Beispiel zu bedenken, dass er mehr über die griechische als über die afrikanische Geschichte wüsste. Auch die Kritik von Takyiwaa Munah in ihrem Bericht *Change & transformation in Ghana's publicly funded universities* (2007) verwies mich auf das Problem, dass der Einfluss von fremdem Wissen in den Universitäten in Ghana ein großes Ausmaß annimmt. Sie spricht zum Beispiel davon, dass sich die Universitäten in Ghana entlang von internationalen Standards und Normen orientieren, jedoch auf Kosten des 'indigenous knowledge system'. (Munah 2007:53) Dieser Verweis machte mich auf die Frage aufmerksam, inwiefern ein Zusammenhang zwischen einem bestimmten Verhältnis von 'fremdem' und 'indigenous' Wissen und kritischem Denken besteht.

Meine zweite Begegnung begann mit der Information, dass es eine University for Development Studies im Norden von Ghana gibt. Auf der Webseite von GhanaWeb (2011) wird das Profil der University for Development Studies folglich eingeleitet:

„The University for Development Studies was established in 1992 as a multi-campus institution to serve the four northern regions of Ghana (Brong-Ahafo, Northern, Upper East and Upper West Regions), in which rural poverty and environmental degradation are generally prevalent. The University is expected to blaze a new trail in higher education by effectively combining academic work with practical hands-on training and experience and work among the communities encompassing its sphere of influence in particular and rural areas in the country, generally.“

Am interessantesten dabei fand ich, dass es ein Bestandteil des Studiums an dieser Universität ist, dass die Studierenden im dritten Trimester zwei Monate in einer Community verbringen.

Das 'Third Trimester Field Practical Training Program' wird folglich beschrieben: „Eight weeks of the third trimester are devoted to a practical work and extension among the local communities. During this period, the students live in the local communities, conduct research and interact with the populace.“ (GhanaWeb 2011)

Dies lies mich vermuten, dass in der University for Development Studies eher der Fokus auf der

Vermittlung von lokalem bzw. indigenem Wissen liegt, als in der University of Ghana. Dies erweckte in mir das Interesse einen Vergleich zwischen dem kritischen Denken der Studierenden der University of Ghana und der Studierenden der University for Development Studies anzustellen.

Diese Forschungsarbeiten hatte ich jedoch während diesem Aufenthalt in Ghana nicht mehr durchgeführt und ich habe sie auch bis heute nicht gemacht. Der Grund hierfür liegt in einer weiteren Begegnung und zwar in einer, die drei Jahre später im Jahre 2010 im DiplomandInnen-Seminar bei Stefan Hopmann an der Universität Wien stattgefunden hat. Im Anschluss an die Präsentation meines Vorhabens für meine Diplomarbeit, das die empirische Forschung in Ghana einschloss, machte mich Stefan Hopmann auf einen mir einleuchtenden Kritikpunkt aufmerksam: Das Erfragen von kritischem Denken anhand eines Fragebogens, der auf ein Konzept basiert, das ich aus meinen Ideen erstellt habe, bei Menschen, von denen mensch annehmen muss - und was ich persönlich während meiner Reise in Ghana auch eindringlich erfahren habe - dass sie ihr Bild von der Welt in einem von meinem sehr unterschiedenen kulturellen Kontext erzeugen, ignoriert die Kontextabhängigkeit von Bedeutungen. Das heißt nicht nur, dass wahrscheinlich viel mehr Elemente in meinen Fragen kulturabhängiger sind, als ich dachte, sondern, dass das, was ich unter kritischem Denken verstehe, nicht auf andere projiziert werden kann. Ein derartiger Fragebogen dürfte gar keine kulturabhängigen Parameter beinhalten. Im Grunde muss das Konzept Fragebogen, an sich bereits als kulturabhängig bewertet werden. Es war eine Kritik, die mein bis dahin verfolgtes Ziel als eine positivistische Konzeption ausstellte. Mein Fragebogen basierte zum Teil auf einem rein theoretischen Konzept. Theorie ist jedoch ein verallgemeinertes Konzept. Ein Fragebogen bleibt solange Theorie, bis er die Praxis der Befragten in sich aufgenommen hat.

Das Erste, was mir daher in den Sinn kam, war, dass meine nächste empirische Forschung das Ziel vor Augen haben sollte, danach zu Fragen, was die Studierenden in Ghana unter kritischem Denken verstehen. Nun geht es mir nicht um das Wort 'kritisches Denken', sondern um die Bedeutung, die ich damit verbinde. Ich habe in dieser Arbeit jene Aspekte, die für mich kritisches Denken ausmachen, mit Entscheidungen in Verbindung gebracht. 'Entscheiden' bedeutet soviel wie Handlungen als politisch zu betrachten, da eine Handlung immer voraussetzt, dass mensch sich zwischen Alternativen entscheidet. Entscheidungen stehen daher im Mittelpunkt meines Interesses, wenn ich der Frage nachgehe, was die Studierenden in Ghana als kritisches Denken betrachten.

Im November 2010 reiste ich für eineinhalb Monaten erneut nach Ghana, um dieser Frage nachzugehen. Ich wählte als Zielgruppe erneut die Studierenden, diesmal jedoch ging ich an die University

for Development Studies, um es genauer zu nehmen an den Campus Wa der University for Development Studies nahe der Stadt Wa im Nord-Westen von Ghana.

Die University for Development Studies habe ich deshalb gewählt, weil das, was ich bis dahin über diese Universität wusste, als sehr spannend empfand, und weil ich dachte, dass sie merkliche parallele Zugangsweisen zu Wissen vermittelt, wie es mein Studiengang der Internationalen Entwicklung tut. Eine umfassendere Darstellung meiner empirischen Forschung in Ghana werde ich im Folgenden präsentieren.

Ich stellte es mir zur Hauptaufgabe alles zu hinterfragen, keine Vorannahmen zu machen, alles zu vergessen, was ich bis jetzt gewusst habe und den Turm von ganz unten an erneut aufzubauen. Mit dem Turm meine ich eine Metapher, mit der ich das Konstrukt zu bezeichnen versuche, das all die Elemente in sich trägt, die um den Begriff der Entscheidung kreisen. Ich musste mich daher auch von Annahmen distanzieren, die behaupten, dass sich die Studierenden von einer KleingewerbetreiberInn, von einer PolitikerInn, von einer FischerInn oder sonst wem, auf diese oder auf jene Art und Weise unterscheiden.

Entscheidungen und die Studierenden an der University for Development Studies in Ghana

Das Forschungsvorhaben in Ghana im Jahre 2010 basierte auf dem Interesse, von den Studierenden zu erfahren, wovon sie denken, was mit Entscheidungen in Zusammenhang gebracht werden sollte? Ich suchte daher einerseits im Allgemein nach dem, was sie mit Entscheidungen in Verbindung bringen und andererseits suchte ich im Speziellen nach Antworten auf folgende Fragen: Welche Ziele sollten mit Entscheidungen ins Auge gefasst werden? Wie sollten Entscheidungen getroffen werden? Wer sollte in Entscheidungen einbezogen werden? Die letzten zwei Fragen miteinander verknüpft ergeben die Frage: Wer sollte wie in Entscheidungen einbezogen werden?

Ich setze also auch bei dieser Forschung voraus, dass Menschen Entscheidungen treffen. Ich setze ebenfalls voraus, dass Menschen auf unterschiedliche Weisen Entscheidungen treffen können, und dass daher die Frage, wie Menschen Entscheidungen treffen, von Bedeutung ist. Zu guter Letzt setze ich auch voraus, dass Menschen unterschiedlich sein könnten und daher unterschiedliche Menschen in Entscheidungen einbezogen werden können. Ich frage daher danach, wer in Entscheidungen einbezogen werden sollte. Ich halte es dabei für wichtig, insgesamt danach zu fragen, wie es sein sollte, da ich auch davon ausgehe, dass ein utopisches Denken, dass ein Wunschdenken, dass

ein Ziel vor Augen die Richtung vorgibt, in die sich die Menschen entwickeln werden.

Nun betrachte ich diese Punkte als eine Orientierungshilfe und als nichts mehr. Im Wesentlichen achtete ich während meiner Forschung, sowie während meiner Analyse des Erlebten meines Forschungsaufenthaltes darauf, was alles mit Entscheidungen in Verbindung gebracht wird. Auf diese Weise beobachtete ich zum Großteil Handlungen und versuchte dabei, Ähnlichkeiten und Unterschiede festzustellen, sowie einen Zusammenhang zu Entscheidungen zu hinterfragen.

Diekmann würde meine Vorgehensweise als eine explorative Studie bezeichnen. Laut ihm führt mensch eine explorative Studie dann durch, „wenn der soziale Bereich, den es zu erforschen gilt, relativ unbekannt ist und nur recht vage oder gar keine spezifischen Vermutungen über die soziale Struktur und die Regelmäßigkeiten sozialer Handlungen vorliegen.“ (Diekmann 2010:33f) Ein wesentliches Ziel von explorativen Studien ist laut Diekmann die „Entwicklung von Typologien, Kategoriensystemen“. (ebd.:531)

Auch Bortz und Döring kommen auf explorative Studien zu sprechen: „Explorative bzw. erkundende Untersuchungen werden in erster Linie mit dem Ziel durchgeführt, in einem relativ unerforschten Untersuchungsbereich neue Hypothesen zu entwickeln oder theoretische bzw. begriffliche Voraussetzungen zu schaffen [...]“. (Bortz/Döring 2006:50)

Indem ich nach den Unterschieden und Ähnlichkeiten, die mit Entscheidungen in Zusammenhang stehen, suche, spreche ich damit genau diese Typologien, Kategoriensysteme oder begrifflichen Voraussetzungen an, von denen in den vorherigen Zitaten die Rede war.

Es lassen sich in diesem Sinne auch Parallelen zu der Grounded Theory, wie sie von Bohnsack beschrieben wird, feststellen:

„Die Grounded Theory (empirisch fundierte Theorie) ist eine qualitative Forschungsmethodologie, deren Endzweck die Theoriebildung auf der Basis von empirischen Daten ist. Ihre Verfahren sind dazu entworfen worden, die Bedeutung menschlicher Erfahrung zu entdecken und die größeren sozialen Strukturen aufzudecken, in denen Bedeutung konstruiert und rekonstruiert wird.“ (Bohnsack 2006:70)

Bohnsack schreibt weiter: „Am Anfang ist das theoretische Sampling offen und der/die Forschende schreitet mehr oder weniger willkürlich von Gegenstand zu Gegenstand und Untersuchungsperson zu Untersuchungsperson voran. Er ist für alle Möglichkeiten offen, während er sehr genau auf Ereignisse achtet, die auf Konzepte hinweisen, die aus früheren Analysen stammen. Später, wenn die Analyse fortgeschritten ist, sucht der/die Forschende zweckgerichtet nach Situationen und Ereignissen, die Variationen in einer Dimension eines Konzepts bereithalten.“ (ebd.:71)

Hierzu auch Bortz und Döring:

„Diese sorgfältige Zusammenstellung von Fällen (Sampling) entlang der Dimensionen von Konzepten, wobei deren Ähnlichkeiten und Unterschiede untersucht werden, ermöglicht es den Forschenden, theoretische Erklärungen anzubieten, die mehr als eindimensional sind. Je mehr Variationen in eine Theorie durch das theoretische Sampling inkorporiert werden, desto variantenreicher ist die Erklärung und desto umfassender die Theorie.“ (Bortz/Döring 2006:72)

Und auf eine ähnliche Weise erklärt auch Bohnsack weiter:

„Während die Ereignisse hinsichtlich ihrer Ähnlichkeit und Unterschiede verglichen werden, werden solche Ereignisse, die einander konzeptuell ähneln, gruppiert, sodass Kategorien entstehen. Kategorien sind höhere, abstraktere Konzepte, die für eine Gruppe von aufeinander bezogenen Ereignissen stehen; jedes dieser Ereignisse mag einen eigenen konzeptuellen Namen haben.“ (Bohnsack 2006:73)

Die zu entwickelnden Kategorien, so meine Herausforderung, sollten sich nicht an eine Theorie anlehnen, die von mir entwickelt wurde oder wird, sondern auf der Basis von den 'vorgefundenen'; von den 'genannten' Konzepten, die von den Menschen in Ghana und insbesondere von den Studierenden in Ghana selbst hervorgebracht werden. In diesem Sinne stellt meine Studie eine in den 'empirischen' Daten verankerte Theorie dar.

Es ist nun auch eine Parallele meiner Vorgehensweise zu der Diskursanalyse zu sehen. Eine Kurzdefinition von Bohnsack von Diskursanalyse lautet folglich: „Die Diskursanalyse untersucht die Produktion, die Verbreitung und den historischen Wandel von Deutungen für soziale und politische Handlungszusammenhänge. Ihr Untersuchungsgegenstand sind Texte und die Beziehungen, die diese Texte untereinander eingehen, wenn sie sich zu spezifischen Diskursen verflechten.“ (Bohnsack 2006:35)

Bohnsack nennt hier als Untersuchungsgegenstand: Texte. Ich habe jedoch bereits im Kapitel Diskurs dargestellt, dass alle sozialen Praktiken zu einem Diskurs beitragen. Wenn in folgenden Zitaten von Texten die Rede ist, gehe ich von Getanem und Gesagtem bzw. von Gehörtem und Beobachtetem aus.

Zwei weitere Aspekte von Diskursanalyse haben Einfluss auf meine Vorgehensweise genommen. Der erste Aspekt bezieht sich darauf, dass individuell Gesagtes oder Getanes immer gesellschaftlich rückgebunden ist:

„Texte sind [...] niemals etwas nur Individuelles, sondern immer auch sozial und historisch rückgebunden. Anders ausgedrückt: Sie sind oder enthalten Fragmente eines (überindividuellen) sozio-historischen Diskurses. [...] Sie sind Bestandteil bzw. Fragmente von *Dikurssträngen* (= Abfolge von Diskursfragmenten mit gleicher Thematik), die sich auf verschiedenen *Diskursebenen* (= Orte, von

denen aus gesprochen wird, also Wissenschaft, Politik, Medien, Alltag etc.) bewegen und in ihrer Gesamtheit den *Gesamtdiskurs* einer Gesellschaft ausmachen, den mensch sich als ein großes wucherndes *diskursives Gewimmel* vorstellen kann; zugleich bilden die Diskurse (bzw. dieses gesamte diskursive Gewimmel) die jeweiligen Voraussetzungen für den weiteren Verlauf des gesamtgesellschaftlichen Diskurses.“ (Jäger 2004:117)

Jäger beschreibt hier eine 'analytische' Aufgliederung des Diskurses – von den einzelnen Texten zu dem gesamtgesellschaftlichen Diskurs. Ich nehme in diesem Sinne an, dass alles Gesagte und Getane zu einem gesamtgesellschaftlichen Diskurs beiträgt. Eine offene Herangehensweise in meiner Forschung war insofern angebracht. Eine offene Herangehensweise wurde bereits in dem Zitat von Bohnsack (2006:71) in Bezug auf die Grounded Theorie angesprochen. Auch Bortz und Döring formulieren Ähnliches über die explorative Studie: „[...] Sie sind relativ wenig normiert und lassen der Phantasie und dem Einfallsreichtum des Untersuchenden viel Spielraum. Dementsprechend sind die Richtlinien für die Planung derartiger Untersuchungen und die Anfertigung des Untersuchungsberichtes [...] weniger verbindlich als für hypothesenprüfende Untersuchungen.“ (Bortz/Döring 2006:50) Die Offenheit ist daher von Nöten, da ich auf der einen Seite im Vorhinein nicht voraussetzen kann, welche Konzepte zu welchen Kategorien bzw. welche Fragmente zu welchen Diskursen beitragen, und auf der anderen Seite muss ich annehmen, dass alles Gesagte und Getane zu einem Konzept und folglich zu irgendeiner Kategorie bzw. zu irgendeinem Diskurs und folglich zu einem gesellschaftlichen Gesamtdiskurs beitragen.

Der zweite Aspekt, der von der Diskursanalyse berücksichtigt wird, ist, dass Gesagtes und Getanes mit Macht besetzt ist. Bohnsack kommt auf diskursive Auseinandersetzungen zu sprechen, die jene Situationen darstellen in denen Diskurse erzeugt und reproduziert werden:

„Sie [die diskursiven Auseinandersetzungen] finden in mehr oder weniger öffentlichen Arenen statt, die als *diskursive Felder* den Akteuren dieser Auseinandersetzungen spezifische Rollen zuweisen, ihre Zugangschancen zum Diskurs begrenzen und ihre diskursiven Möglichkeiten vorstrukturieren. Diese Diskursfelder bestimmen in entscheidender Weise sowohl die Chancen der DiskursteilnehmerInnen, in der Öffentlichkeit Gehör zu finden, als auch ihre Chancen, sich mit ihren Deutungsangeboten gegen konkurrierende Deutungsangebote anderer Akteure durchzusetzen. Sie sind das stets umkämpfte Produkt einer Differenzierung und Institutionalisierung von Handlungsrollen. Ihre soziale Struktur besteht aus den Machtverteilungen, Bündniskonstellationen und Konfliktlinien zwischen den Akteuren dieser Felder. Ihre diskursive Struktur besteht aus Konventionen und Regeln für eine diesen Feldern angemessene Produktion diskursiver Beiträge. Diskursfelder besitzen fließende Grenzen und können mehr oder weniger eng miteinander kooperieren. [...] Und Diskursfelder unter-

gliedern sich intern zumeist in spezifische Unterfelder.“ (Bohnsack 2006:37)

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass ich primär davon ausgehe, dass sich Aussagen und Handlungen ähnlicher oder unähnlicher sein können. Jede Aussage und Handlung positioniert sich in diesem Sinne in ähnlicher oder unähnlicher Differenz zu anderen. Ähnlichkeiten nun als Bündnisse zu bezeichnen und Unähnlichkeiten als Konflikte, bedeutet Aussagen und Handlungen auch unter dem Vorzeichen von Macht zu denken. Zugespitzt formuliert bedeutet eine Bündniskonstellation eine Zustimmung und eine Konfliktlinie eine Nicht-Zustimmung.

Ich gehe nun davon aus, dass sich Aussagen und Handlungen auf einem Kontinuum zwischen Bündnissen und Konflikten wiederfinden lassen. Im Prinzip bedeutet jede Aussage an sich bereits ein Bündnis: Es wird gesprochen und dadurch wird festgelegt. Dies spricht nun dafür, dass die einzelne Aussage als eine 'Einheit' wahrgenommen werden kann.

Nun geht es mir jedoch darum, Positionen aus meinen Beobachtungen und Interviews herauszustreichen. Die Aussagen sind jedoch erst dann als eine Position zu betrachten, wenn sie in ein System eingebettet sind; wenn sie sozusagen in einem Kontext stehen; wenn also die jeweilige Aussage in Zusammenhang steht mit anderen Aussagen. Demnach sind Bündnisse oder Konflikte zwischen Aussagen von Bedeutung. Dadurch können Positionen festgestellt werden, denn lediglich indem die Position eine Alternative zu sich selbst behaupten kann, stellt sie sich als eine Position dar. Es gilt daher darzustellen, inwiefern sich Positionen ähnlicher oder unähnlicher sind.

Positionen herauszustreichen, die sich einander ähnlich sind, stellt meine Herausforderung in dieser Arbeit dar.

Was bedeutete es nun für mich, in der Praxis eine offene Herangehensweise zu wählen?

In erster Linie erachte ich es für wichtig, mich auf die Menschen einzulassen und aus diesem Grund lag es mir fern, die Forschung auf einen Fragebogen oder auf einen festgeschriebenen Leitfaden aufzuhängen. Sich auf Menschen einlassen bedeutete für mich, spontan reagieren zu können, aufzunehmen, was einem erzählt wird, sowie selbst zu erzählen. In Ghana bedeutet dies vor allem auch, so meine Erfahrung, Einladungen anzunehmen und auch selbst einzuladen.

Es bedeutete auch Freundschaft zu schließen und zuzuhören. Von Forschung zu sprechen, fällt mir in diesem Sinne auch nicht einfach, da ich damit ein Bild vor Augen habe, bei der eine klare Rollenverteilung bestimmend ist, ganz im Sinne von ich als Forscher und mein Gegenüber als Erforschte(r). Ich bin derjenige, der fragt, und er oder sie ist derjenige bzw. diejenige, die antwortet. Ich nehme, er oder sie gibt. Außerdem verbinde ich damit, dass ich meine Forschung lediglich in

der Öffentlichkeit durchführe. Während meiner privaten Zeit wäre ich dann frei und könnte mich verhalten, wie ich das in meinem privaten Leben in Wien gewohnt bin. Dies würde während meines Forschungsaufenthaltes dann bedeuten, dass ich Distanz schaffe und mich in einem Gästehaus oder in einem anderen abgeschirmten Raum 'verkrieche'.

Das Forschen in Ghana war für mich jedoch ein Nehmen und ein Geben und bedeutete für mich Öffentliches und Privates, bis zu einem gewissen Grad nicht zu trennen. Dabei muss ich sagen, dass ich mir nicht vornahm, Freundschaften zu schließen, sondern dass ich mich in erster Linie auf die Menschen einlassen wollte. Die Freundschaften waren etwas, das daraus resultierte – zugegebenermaßen zu meiner Überraschung. Das Private und das Öffentliche nicht zu trennen, bedeutete für mich zum Beispiel, spontane Einladungen anzunehmen, sowie auch selbst spontane Einladungen auszusprechen.

Am 24sten Tag meines Aufenthaltes legte ich einen 'Urlaubstag' ein, an dem ich niemanden besuchen gehen wollte und mir den Tag für Schreiben und Lesen reserviert hatte. An diesem Tag schrieb ich in mein Tagebuch (Seite 10): „Heute ist Ausruh-Tag. Ich werde niemanden besuchen. Falls mich jemand besuchen will, gerne!“ Obwohl ich selbst keinen Kontakt suchte, so war ich dennoch offen für BesucherInnen.

Zu 'forschen' bedeutete in diesem Sinne auch für mich, dass ich mir eine Unterkunft organisierte, die sich dort befand, wo auch Studierende meine Nachbarn waren und wo der Raum offen sein konnte für (spontane) Besucher. Meine Unterkunft unterschied sich auf diese Weise nicht von den Räumen, die ansonsten andere Studierende nutzten, wiewohl diese meistens zu zweit oder auch zu dritt solch ein Zimmer besetzten. Ich wohnte für vier Wochen in einem Dorf namens Bamaho, welches zirka zwei Kilometer von dem Campus und zirka vier Kilometer von der Regionalhauptstadt Wa, welche seit einigen Jahren mehr und mehr zu einer 'Studentenstadt' wird, entfernt war. Das Dorf, in dem ich lebte, hatte ich in einem Tagebuch Eintrag (Tag 13b; Seite 5) als ein von „Studenten überfülltes Dorf“ beschrieben.

In einem weiteren Tagebucheintrag (Tag 17; Seite 3) habe ich es (aus meiner Perspektive) folglich beschrieben:

„Die ganzen Sandspuren, die sich durch das Dorf ziehen, gleichen einem Irrgarten: links ein Haus, dann wieder rechts ein Haus, ein Mangobaum und ein kleines, natürlich zu wachsen scheinendes Getreidefeld. Als zusätzliche Hindernisse schwirren immer wieder überall Hühner, Schafe, Hunde und auch Schweine umher. Alles gleicht allem und dennoch findet mensch nichts, das dem anderen ganz gleich wäre. Es gibt keine Regelmäßigkeiten und fixe Grenzen (außer die Häuser, Sandspuren und Einfriedungen von Gemüseärten natürlich), aber dennoch hat jeder Platz, jede Stelle ihre Be-

sonderheiten. Das Ganze gleicht auch einem Märchen, bei dem die Umgebung verzaubernd und weich ist und in dem während der Geschichte immer etwas ganz Neues und Überraschendes passiert. Mensch bewegt sich zwischen Fesselung, Überraschung, aber auch zwischen Unbestimmtheit und Gefahr.“

In meinem 'Zuhause' stand meine Tür jedem Besucher und jeder Besucherin offen, was aber gleichzeitig nicht immerzu bedeutete, dass ich jedem zu jeder Zeit so lange zur Verfügung stand, wie er oder sie wollte. Nun führte dies auch dazu, dass ich nicht nur Studierenden begegnete, sondern auch Menschen aus der „Community“. Meine Einsichten resultieren insofern nicht nur aus Begegnungen mit Studierenden, sondern auch aus Begegnungen mit anderen. Sich auf die Menschen einzulassen, bedeutete also für mich Nähe zu suchen und meinen Raum zu öffnen. In einem weiteren Sinn bedeutete es, viel zuzuhören und zuzusehen. Es bedeutete nicht, davor zurückzuschrecken, Fragen zu stellen, welche mich als naiv, unwissend und dumm hinstellen könnten. Und es bedeutete auch, mit dem, was ich gehört und beobachtet hatte, zu experimentieren, es weiter zu hinterfragen oder es zu imitieren und die Reaktionen darauf zu beobachten.

In einem Tagebucheintrag (Tag 26a; Seite 1f) habe ich festgehalten, auf welche Art und Weise ich mich auf die Menschen eingelassen habe:

„Es sind zwei Wochen vergangen, die ich in Bamaho und auf dem Campus verbracht habe. [...] In den letzten zwei Wochen war ich bereit, mich auf alles einzulassen. Ich habe mich zu den „elders“ einen ganzen Nachmittag lang gesetzt und ihnen zugehört und war dabei, als sie ein ernstes Problem ausdiskutieren mussten. Ich habe mich in Freundschaften involvieren lassen. Habe Studenten kennen gelernt; habe sie in ihrem Zuhause besucht und sie haben mich besucht. In den Gesprächen habe ich genau zugehört und mich darauf konzentriert, welche Frage ich als nächstes stelle. Ich habe mich bemüht die Begrüßungsphrasen der lokalen Sprache zu erlernen. Ich besuchte den Landlord und den Chief vom Dorf. Ich besuchte auch regelmäßig zwei Freunde, bereits ältere Männer, vom Dorf. Hat mich jemand gerufen, obwohl ich ihn nicht kannte bzw. noch nicht erkannte, bin ich trotzdem stehen geblieben bzw. habe umgekehrt und habe mich auf ein Gespräch eingelassen.“

In einem weiteren Tagebucheintrag reflektiere ich über ein Ereignis, dass mich sehr beschäftigte. Mit diesem Ereignis stand in Zusammenhang, dass mich ein Studierender, den ich zu diesem Augenblick zwei Wochen kannte, um „Hilfe“ bat - und zwar um finanzielle Hilfe. Ich habe ihm darauf hin nur teilweise finanzielle 'Hilfe' geleistet, zum anderen Teil habe ich ein Treffen mit anderen Menschen organisiert, bei dem sie sich darüber austauschen konnten, wie mein Freund selbst sein

finanzielles Leben managen könnte. Ich habe dazu folgende skeptische Gedanken niedergeschrieben:

„Ich bin hier in Ghana und habe die Rolle eines 'Leaders' übernommen. Ich habe ein Problem an mich gezogen und Dinge ins Rollen gebracht, um das Problem zu lösen. Ich habe Dinge bewegt, die mir teilweise so unheimlich fremd erscheinen. Ich habe das Problem aus meiner Sichtweise heraus analysiert und daraus Schlussfolgerungen gezogen.,, (Tag 26b; Seite 1)

Auf Seite 6 des selben Tagebucheintrags kommen ähnliche Gedanken zum Ausdruck:

„Einerseits denke ich mir, ich könnte viele Fehler gemacht haben: bei der Bestimmung des Problems und bei der Einschätzung der Personen, von denen ich denke, dass sie mit dem Problem vertraut sind und Tipps geben können. Vielleicht ist das Problem ein ganz anderes und die Personen ganz andere. [...]“

Um mich auf die Menschen einzulassen habe ich also viel beobachtet, zugehört und ich habe selbst gehandelt und gesprochen. Neben diesen 'Tätigkeiten' verbrachte ich viel Zeit mit Schreiben. Auf diese Weise habe ich viele Eindrücke gesammelt und Gesagtes und Getanes festgehalten. Ich habe die Eindrücke einerseits in Form von Geschichten ausformuliert, und andererseits habe ich Gespräche, die ich gezielt mit Studierenden gesucht habe, niedergeschrieben. Außerdem organisierte ich eine Gruppendiskussion, die ich anleitete und auf einen Rekorder aufnahm. Diese drei Arten von Wissen werden für meine Analyse des kritischen Denkens in Ghana herangezogen. Die erste Wissensform, die Geschichten, basieren auf Erlebnissen, die ich während meiner Reise und meines Aufenthaltes in Bamaho gemacht hatte. Ich habe die Geschichten so geschrieben, dass sie auch 'angenehm' zu lesen sind. Jede Geschichte ist entweder einem konkreten Erlebnis, einer konkreten Situation oder einer Person gewidmet. Ich habe sie aus meiner Erinnerung heraus geschrieben und dabei versucht meine eigenen Eindrücke, aber auch Emotionen und 'Zustände' von mir darzustellen. Eine Geschichte (Tag 17) stellt insofern zum Beispiel einen Vergleich dar, wie ich die Begegnung mit einem „Community-Leader“ erlebte, als ich 'müde' war und wie ich im Vergleich dazu die Begegnung mit einem anderen 'Community-Leader' erlebte, als ich 'fit' war. Manche Geschichten habe ich noch am selben Tag verfasst, andere zwei, drei Tage später. Bei anderen wiederum spielt ein größerer Zeitraum eine Rolle, beispielsweise bei der Beschreibung von Personen.

Die zweite Art von Wissensform stellen die informellen Gespräche mit Studierenden dar. Diese Gespräche habe ich in der Regel spätestens drei Stunden nach dem Gespräch niedergeschrieben. Ich habe dabei darauf geachtet, alles, was ich als Bedeutend erachtete, in der Form niederzuschreiben, wie ich es während dem Gespräch wahrnahm. Manche Wörter oder Aussagen habe ich nicht aus dem Englischen übersetzt, da ich mir damit erhoffte, von der 'ursprünglichen' Bedeutung nicht zu

sehr abzuweichen. Eine bestimmte Vorsortierung und Auswahl von Konzepten bzw. Diskursfragmenten fand dabei bereits durch die aktuelle Gesprächssituation, sowie durch das Gedächtnis statt. Nachdem ich zwei Wochen auf diese Art und Weise in Bamaho lebte, Geschichten und informelle Gespräche festhielt, begann ich eine Gruppendiskussion zu organisieren. In der dritten Woche machte ich eine Vorbesprechung und eine weitere Woche später fand eine einstündige Gruppendiskussion statt.

Meine Vorgehensweise lässt sich, wenn ich Diekmann folge, als qualitative Forschung bezeichnen. Er äußert sich dazu folglich:

„Qualitative Forschung ist an der Subjektperspektive, an den «Sinndeutungen» des Befragten interessiert. Es sind im Wesentlichen die folgenden Anforderungen an die Datenerhebung, die – neben einer Reihe weiterer Kriterien – in Textbüchern und Aufsätzen zur Methodik qualitativer Sozialforschung betont werden (z.B. Hopf und Weingarten 1993; Spöhring 1989; Lamnek 2005; Mayring 2001):

1. Subjektbezogenheit,
2. Offenheit bezüglich der Fragen, Antworten und Methoden,
3. Untersuchung in alltäglichen Situationen.“ (Diekmann 2010:531)

Es lassen sich drei methodische Schwerpunkte in meiner Vorgehensweise feststellen: 1) offene Befragungen; 2) Feldbeobachtung; 3) Reflexion:

Zu offenen Befragungen äußert sich Diekmann folglich:

„Offene Befragungen sind eigentlich keine Interviews im engeren Sinne, da das typische Frage-Antwort-Muster fehlt; sie werden deshalb häufig als **Forschungs- und Feldgespräche** bezeichnet. Der Interviewer hat in einem qualitativen Interview nicht die Rolle des distanzierten »Befragers«, sondern eher die eines engagierten, wohlwollenden und emotional beteiligten Gesprächspartners, der flexibel auf den »Befragten« eingeht und dabei seine eigenen Reaktionen genau reflektiert.“ (ebd.:308f)

Hierzu auch Bortz und Döring:

„Durch **offene Befragungen** von Einzelpersonen (z.B. biographische oder narrative Interviews) oder von Gruppen (z. B. Gruppendiskussion) erfährt man, welche Probleme den Betroffenen besonders am Herzen liegen, welche Erklärungen oder Meinungen sie haben und welche besonderen lebensgeschichtlichen Ereignisse ihre aktuelle Situation bestimmen [...]“ (Bortz/Döring 2006:50)

Bortz und Döring sagen zu Feldbeobachtung folgendes:

„Bei der **Feldbeobachtung** (Feldforschung) nimmt man am sozialen Leben des interessierenden Systems teil und hält dabei nach besonderen Ereignissen und Verhaltensmustern ebenso Ausschau wie nach den unausgesprochenen Gesetzen und Regeln des Zusammenlebens.“ (ebd.)

Bortz und Döring erwähnen zur offenen Befragung, dass die Reflexion der eigenen Reaktionen von Bedeutung ist. Auch für mich war wichtig die eigene Position zu reflektieren, da ich mich durch eine offene Herangehensweise in eine Situation begeben hatte, in der ich mir selbst zum Ziel setzen musste, alle vorher gewussten Denkstrukturen zu verdrängen. Natürlich ist dies nicht möglich, denn wenn ich mich in diese Rolle hineinzwängen würde, wäre ich niemand mehr. (vgl. Dickmann 2010:33f) Es sollte so quasi die Idealvorstellung sein, da dies jedoch nicht im Rahmen des Möglichen ist, sollte meine eigene Sicht auf die Dinge niedergeschrieben werden, um einen Einblick darin zu bekommen, inwiefern ich die anderen in ihrem Sprechen und Tun beeinflusse, sowie inwiefern ich selbst das beeinflusse, was ich niederschreibe: Was bewirken bestimmte Ereignisse in mir? Wie reagieren die anderen auf mich? Welche Auswirkung könnte dies wiederum auf mein Handeln haben?

Gruppendiskussion

Die Gruppendiskussion war darauf ausgelegt das Thema Entscheidungen vorzugeben und die DiskussionsteilnehmerInnen dann solange frei sprechen und diskutieren zu lassen, wie sie irgendetwas sagen, dass auch nur im Entferntesten für sie mit Entscheidungen zu tun hat. Erklärungen und Meinungen von Studierenden zu dem Thema Entscheidungen stellten die Basis der Diskussion dar.

Das Interview, das ich führte, kann insofern als ein offenes (Gruppen-) Interview oder auch als ein narratives (Gruppen-) Interview bezeichnet werden, welches das Thema Entscheidungen fokussierte (vgl. ebd.:437f) bzw. nach Bortz und Döring als eine offene Befragung, denn „[d]urch **offene Befragungen** [...] von Gruppen (z. B. Gruppendiskussion) erfährt man, welche Probleme den Betroffenen besonders am Herzen liegen, welche Erklärungen oder Meinungen sie haben [...].“ (Bortz/Döring 2006:50)

In der Form eines Gruppeninterviews können in der Interviewanalyse nun nicht nur die einzelnen Meinungen zum Thema gemacht werden, sondern auch die Meinung von mehreren oder von der ganzen Gruppe, sowie die Gruppendynamik der Kommunikation. (ebd.:319f) Das Interview war dabei so angelegt, dass es von den Interviewten gesteuert und gestaltet wird. Ich selbst sollte dabei nur bei Gelegenheit steuernd eingreifen. (vgl. Diekmann 2010:438; vgl. Bortz/Döring 2006:308)

Ich beabsichtigte acht Menschen an der Diskussion teilnehmen zu lassen. Dadurch erhoffte ich mir, allen TeilnehmerInnen ausreichend Raum zu bieten, ihre Meinungen einzubringen. Indem jedem genügend Raum zum Sprechen gegeben wird, kann ich im Folgenden – in der Analyse des Interviews - verschiedene Aussagen der einzelnen TeilnehmerInnen vergleichen und eventuelle eine tendenzielle Position der einzelnen TeilnehmerInnen feststellen.

Die unterschiedliche Zusammensetzung der Gruppe entlang der Differenzlinien Geschlecht, Region (Ethnie) und Sprache sollte ein 'Experiment' darstellen, ob diese Differenzlinien ein Thema ausmachen, indem sie sich etwa auf die Gesprächskultur und den Gesprächsverlauf auswirken.

Mein Anliegen des Gruppeninterviews habe ich den TeilnehmerInnen im Zuge einer Vorbesprechung, welche eine Woche vor dem eigentlichen Interview stattfand, dargelegt. Zu der Vorbesprechung erschienen alle, die ich zu der Gruppendiskussion eingeladen hatte: acht Menschen, davon vier Studenten und vier Studentinnen, die sich entweder im ersten oder im dritten Semester ihres Studiums bzw. generell ihres StudentInnendaseins befanden. Sie stammten aus fünf verschiedenen Regionen/ethnischen Herkunft/Sprachräumen. Die Vorbesprechung sollte dazu dienen, den TeilnehmerInnen zu vermitteln, was das Thema des Interviews sein sollte. Zu diesem Zweck hatte ich ein Handout ausgeteilt. Das Handout sah wie folgt aus:

Handout for the group discussion to the issue of decisions

Issue:

When it comes to decisions, we talk about something has to be changed or it has to be left as it is.

When we make decisions, we change something in this or in that direction, or we leave it as it is.

We take decisions to chose something.

Always when we make decisions we go for something and we leave something else. We chose this, but not that. The something can be just everything, whatever comes in your mind.

The main questions are:

How should decisions be made?

Who should be involved in decisions?

You can join the two questions together:

Who should be involved in decisions in which manner?

First of all we should be clear about the goal of decisions!

Ich habe folglich auch die Frage gestellt, ob ihres Erachtens ein anderer Begriff als 'decisions' passender wäre. Darauf hin wurde das Wort 'planning' eingeworfen und diskutiert, welche Bedeutung dieser Begriff hat. Schließlich einigten sich die TeilnehmerInnen wieder auf 'decisions', als geeignetsten Begriff. Im Folgenden ließ ich die TeilnehmerInnen eine Übersetzung in ihrer Sprache auf ein Plakat schreiben, was anfangs etwas Verwirrung schuf. Anschließend hatte ich noch nach dem Einverständnis gefragt, das Interview auf einem Aufnahmegerät aufzunehmen und angesprochen, dass das Interview anonymisiert werden sollte. Alle TeilnehmerInnen gaben ihr Einverständnis bzw. ihre Zustimmung. Schließlich sollte noch ein gemeinsamer Zeitpunkt für das Interview gefunden werden, sowie der Ort und die Gestaltung des Interviews gemeinsam beschlossen werden. Die Zeit wurde auf den darauf folgenden Freitag festgelegt, wobei es im Laufe der Woche nochmals zu einer Änderung kam und das Interview schließlich am Sonntag mit sechs TeilnehmerInnen – zwei Studenten und vier Studentinnen - stattfand. Als Ort wurde ein Klassenraum der örtlichen Schule gewählt, in der bereits die Vorbesprechung stattfand. Die Gestaltung des Interviews erregte keine Diskussion; sie sollte so vonstatten gehen, dass in der Runde diskutiert wird.¹⁸

Im Folgenden werde ich die Analyse des Gruppeninterviews vornehmen. Ich werde dann im Anschluss in meinen Aufzeichnungen der informellen Gespräche und Geschichten, nach Ähnlichkeiten bzw. generell nach Zusammenhängen mit den Positionen des Gruppeninterviews suchen.

Die Vorgehensweise der Analyse: Das Gruppeninterview

Die Analyse der Gruppendiskussion bedeutet für mich die Sprache zu erlernen. Ich meine damit nicht die Sprache im Sinne von den Sprachen, die in Ghana im Gegensatz zum Deutschen gesprochen werden. Mit Sprache erlernen meine ich die unterschiedlichen Begriffe und Redearten kennen zu lernen, die verwendet werden, wenn es um das Thema Entscheidungen geht.

¹⁸ In mein Tagebuch schrieb ich Folgendes:
Tag 24; Seite 5f

Gestern war das erste Treffen. Das Treffen bei dem ich etwas über meine Forschung erzählte; bei dem ich das mit dem Aufnehmen auf einen Recorder klarstellte; bei dem ich den Grund nannte, warum ich ihre Namen nicht publizieren möchte; bei dem ich mein Interesse schilderte, auch nach dem Interview in Kontakt bleiben zu wollen, um unsere Ideen und Interpretationen zu dem Interview und Thema auszutauschen. Es war auch das Treffen, wo ich versucht habe ihnen klarzumachen, Was das Thema ist. Ich habe den 8 Menschen, ein Handout mit kurzer Erklärung und den Fragen ausgeteilt. Dann haben wir darüber gesprochen, ob mensch ein anderes Wort für 'decisions', das Thema der Diskussion nächste Woche, verwenden könnte, ob ein anderes Wort passender wäre. Und ich habe sie eine Übersetzung in ihre Sprache auf ein Plakat schreiben lassen. Das jedoch erzeugte etwas Verwirrung und ich wusste auch nicht ganz, wie ich mich erklären sollte. [...]

Ich fokussiere dabei im Wesentlichen auf zwei Aspekte der Diskussion:

Erstens suche ich nach Begriffen bzw. nach ähnlichen Begriffen, die eingehender behandelt werden – entweder, indem sie öfters genannt werden, oder indem sie eingehender diskutiert werden. Wenn einem Begriff über einen längeren Zeitraum Beachtung geschenkt wird, so stelle ich diesen Begriff als ein zentrales Thema der Diskussion heraus. In dem Moment, in dem etwas zum Thema gemacht wird, werde ich auch einen Blick darauf werfen, ob Aspekte dieses Themas auch an anderen Stellen wiederzufinden sind. Ich verfolge damit das Ziel, die Hauptaspekte von Entscheidungen, die in dieser Diskussion zum Thema gemacht wurden, herauszugreifen.

Folglich stelle ich heraus, welche unterschiedlichen Positionen zu dem jeweiligen Thema eingenommen werden. Zu diesem Zweck werfe ich einen Blick darauf, womit die zum Thema gemachten Begriffe in Zusammenhang gebracht werden; wovon sie unterschieden oder mit was sie verknüpft werden. Die Positionen können von Person zu Person, jedoch auch von einer Person selbst unterschiedlich eingenommen werden.

Die zentrale Frage, die sich dabei stellt, ist: Wo lassen sich Einheiten bzw. Übereinstimmung und wo lassen sich Differenzen bzw. konkurrierende Sichtweisen wiederfinden?

Im Laufe der Analyse werde ich auch darauf achten, ob sich Positionen feststellen lassen, die themenübergreifende Ähnlichkeiten aufweisen.

Zweitens, werde ich die Interaktion der DiskussionsteilnehmerInnen bei der Analyse ins Auge fassen. Ich habe dazu jene Aussagen aus dem Gesamttext herausgekürzt, die einen entsprechenden Bezug zu einem anderen Menschen herstellen, in dem zum Beispiel Bezug genommen wird auf jemanden in der Gruppe; in dem danach gefragt wird, ob er/sie verstanden worden ist usw.

Während dieses ganzen Prozesses stellt sich durchgehend die Problematik, wann davon ausgegangen werden kann, dass Gleiches und Unterschiedliches gemeint ist: Diese Problematik stellt sich, wenn ich etwas zum Thema mache und dabei davon ausgehe, dass den genannten Wörtern die gleiche Bedeutung zugeschrieben wird. Sie stellt sich auch, wenn ich eine Position formuliere und sie von anderen unterscheide, als auch dann, wenn ich eine Position formuliere, die während der ganzen Diskussion, bzw. über einen bestimmten Zeitraum der Diskussion Ähnlichkeiten aufweist. Begriffe bzw. Bedeutungen sind damit zu vergleichen, dass sie sich von anderen unterscheiden oder eben wie gesagt, dass sie anderen ähnlicher oder unähnlicher sind. Eigentlich müsste dadurch jedes Wort, jedes Zeichen aufs genaueste in Hinblick auf ihren Kontext hin untersucht werden. Nichts wäre gleich dem anderen – so ist es in der Praxis nun eben auch und dennoch muss ich sprechen und aus diesem Grund muss ich Grenzen formulieren. Ich muss Kategorien bilden und vorerst einmal davon ausgehen, dass bis zu einem gewissen Grad Unähnlichkeiten vereinheitlicht und zusam-

menge kürzt werden, sprich unberücksichtigt bleiben. Um handlungsfähig zu bleiben, mache ich Gesagtes zu Aussagen, zu Themen und zu Positionen.

Die folgende Darstellung meiner Vorgehensweise in einer Schrittabfolge, sollte demnach verdeutlichen, in welchen Arten und Weisen ich den ursprünglichen, transkribierten Text verändert hatte. Der Originaltext stellt ein Transkript des Interviews dar, bei dem ich keine sprachlichen Ausbesserungen oder Weglassungen vorgenommen hatte. Meine Vorgehensweise bei der Analyse bzw. Interpretation lässt sich in fünf Schritte einteilen.

1. Ich veränderte den originalen Text dadurch, dass ich zentrale Aussagen identifizierte und so den Text auf einen Anteil von seinem originalen Text reduzierte. Dabei hatte ich darauf geachtet, ob Aussagen inhaltlich von Interesse sind, und ob Aussagen einen entsprechenden Bezug zu einem anderen Menschen herstellen.
2. Ich veränderte den Text in einem weiteren Schritt, indem ich nach häufig auftretenden Begriffen bzw. ähnlichen Begriffen Ausschau gehalten hatte und folglich Themen formulierte.
3. Ich veränderte den Text, indem ich die herausgekürzten Aussagen den Themen zuordnete.
4. Ich veränderte den Text, indem ich Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Aussagen, einzelnen Sätzen oder Wortgruppen festgestellt und in unterschiedlichen Positionen beschrieben habe.
5. Ich stellte Zusammenhänge zwischen Positionen bzw. Positionsveränderungen und Aussagen, die einen bestimmten interaktionistischen Charakter aufwiesen, heraus.

In meiner Vorgehensweise, habe ich nicht immer die Reihenfolge der Schrittabfolge eingehalten. Als ich jedoch mit dem Analysieren fertig war, wusste ich, dass bei jedem dieser Schritte etwas in dem Text von mir verändert wurde. Die Schrittabfolge sollte daher weniger über meine Vorgehensweise aussagen, als dass ich bei jedem dieser Schritte etwas mehr meinen eigenen Einfluss ins Spiel gebracht hatte.

Meine Vorgehensweise verfolgt das Ziel, das sich auch in der Grounded Theory wiederfinden lässt. Mein Ziel ist, unterschiedliche Positionen, die jeweils von der Situation abhängig sind, zu dem Thema Entscheidungen herauszustellen. Bohnsack beispielsweise beschreibt ein Beispiel einer (Grounded Theorie) Studie und stellt im Anschluss Folgendes fest: „Indem [der/die Forschende] absichtlich die Bedingungen variiert, unter denen bestimmte Konzepte auftreten, und jedes Ereignis auf Unterschiede und Ähnlichkeiten hin vergleicht, ist es möglich, die signifikanten Variablen zu identifizieren und die Konzepte dimensional zu variieren.“ (Bohnsack 2006:72) Dieses Zitat lässt sich nun so verstehen, dass eine Erklärung mehrdimensional ist, da die Bedingungen (die Situation, in der jeweils gesprochen wird) variiert werden kann. Es gibt dahingehend nicht die eine Erklärung,

sondern Erklärungen. Erklärungen lassen sich zum Beispiel im Interview zu der Frage wiederfinden: Wer sollte in Entscheidungen einbezogen werden?

Bohnsack geht hier davon aus, dass „[der/die Forschende] absichtlich die Bedingungen variiert [...]“ (ebd.), was während meinem Gruppeninterview nicht nötig war, da ohnehin mehr oder weniger kreuz und quer unterschiedliche Themen und Positionen in Bezug zu Entscheidungen aufgezeigt und eingenommen wurden. Von dem geht auch Jäger aus:

„Besonders in Interviews werden i.R. sehr viele Themen (=Diskursfragmente) angesprochen, vor allem wenn es sich um „freie“ Interviews handelt, bei denen der Interviewer nur Redeimpulse gibt und der Erzählfreude der Interviewten freien Raum gibt [...]. So kann ein Thema mehrfach angesprochen werden, so dass sich Streuungen über den gesamten Text ergeben, die zunächst thematisch gebündelt werden müssen.“ (Jäger 2004:178)

Der Diskussionsverlauf: die Themen; die Positionen; die Gruppe und Ich

Die Namen sind in der Darstellung der Textanalyse anonymisiert. Die zwei Studenten heißen in der Analyse T. und K. und die vier Studentinnen P., O., F. und Y.

Ich werde im Folgenden in einem ersten Schritt die Themen aufzeigen, die in der Diskussion eingehender behandelt worden sind und dabei einzelne Positionen herausstellen. Die Themen sind: 1. experienced people, 2. children/ age group, women/gender and disabled – people the problem is affecting, 3. individual decisions – societal decisions, 4. goals (of decisions), 5. personal interest(s), 6. majority; to sacrifice, 7. government(system) und 8. leader.

Im Anschluss werde ich Positionen darstellen, die themenübergreifend Zusammenhänge zwischen einzelnen Positionen herstellen, sowie Aspekte der Gruppendynamik miteinbeziehen.

In den folgenden Ausführungen werde ich immer wieder aus dem transkribierten Text des Gruppeninterviews zitieren. Die Zitate sind am Ende mit einer Nummer gekennzeichnet, welche das Ende des Sprechens derjenigen Aussage darstellt, aus der das Zitat bzw. die einzelne Aussage stammt.

Das erste Thema stellt **experienced people** dar:

Einigkeit herrschte zwischen T., F. und P., dass es von der Art der Entscheidung abhängig ist, ob ein Experte einbezogen/eingeladen¹⁹ werden sollte oder nicht. Die Art der Entscheidung wird in erster

¹⁹ Bei einer Aufzählung von mehreren Begriffen, die mit einem Slash (/) getrennt sind, möchte ich andeuten, dass unterschiedliche Begriffe verwendet wurden. Solange ich die unterschiedlichen Begriffe nicht näher erläutere, ist anzunehmen, dass ich nicht mehr darüber weiß, inwiefern sich die Begriffe anderwertig ähnlich

Linie unterschieden in individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen.

P. unterscheidet nicht nur in individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen, sondern wirft auch die Frage auf, bei welchen individuellen Entscheidungen überhaupt ein Experte herangezogen werden kann (00:18:20).

Für F. ist es (ganz allgemein ausgedrückt) von der Situation abhängig, ob ein Experte einbezogen werden sollte: „It depends on the situation“ (00:10:53).

Von T. werden „experienced people“ ins Spiel gebracht: „those who are supposed to be involved in decision making are basically experienced people.“ (00:07:48) Auch die Unterscheidung in individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen wurde als erstes von T. erwähnt. Er bezeichnet einen Experten als jemanden, der ein Gefühl für die Situation hat. Die Rolle des Experten besteht darin, so T., anzuleiten. (00:10:52)

Die Differenzierung von Entscheidungen in individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen werde ich noch eingehender behandeln.

Thema: Children/age group, women/gender and disabled – people the problem is affecting

Es ist ein Thema, ob in Entscheidungen insbesondere einbezogen werden sollten: Frauen und Kinder (und Menschen mit Beeinträchtigung) (00:11:18 bis 00:16:22) O. diskutiert diesen Aspekt mit K., wobei K. in einem ersten Zug die Position bezieht, dass Kinder, Frauen und Menschen mit Beeinträchtigung am meisten von Entscheidungen betroffen sind (00:11:18).

Daraufhin plädiert O. dafür, dass „gender“ keinen „prayer“ darstellen sollte, sagt jedoch nicht mehr zu diesem Thema. Im Gegensatz dazu bezieht sie eine ausführlichere Position zu „age group“: die jüngere Generation sollte in Entscheidungen einbezogen werden, was sie einerseits durch den Hinweis begründet: „changes almost now and then“ und andererseits durch die Aussage: „what's an old person would think is right a younger person may think its wrong“ (00:15:22).

Daraufhin bezieht K. erneut Position zu dem Männer – Frauen / gender Aspekt und stellt dar, dass es einen Unterschied gibt zwischen Männern, Frauen und Kindern: die einen sind schwächer, die einen sind schwach,... Er fordert demnach Folgendes: „there is a law and is supposed to take everybody in law. Then it's not going to be bad, at least there should be some kind of pity.“ Während K. hier zu sprechen beginnt, wirft O. (mit einer erhobenen Stimme) ein: „I'm not ignoring gender! I'm not ignoring gender!“ (00:16:22)

oder unähnlich sind.

P. erwähnt ebenfalls die zukünftige (jüngere) Generation: „But the societal decision making must involve the people who are going to decide, because going to benefit them and the future generation who are not their“ (00:18:20)

T. spricht in der letzten Aussage der Gruppendiskussion davon, dass auch ihre „wise people“ Entscheidungen treffen wollen: „our wise people will also given decisions: let's do this, let's do this [lachen]“ (01:07:52). Hier lässt sich vermuten, dass unter „wise people“ tendenziell Menschen aus der älteren Generation gemeint sind. Die genauere Bedeutung von „wise people“ sollte jedoch noch hinterfragt werden.

Im Weiteren schlussfolgert T. aus K.s erster Position, dass nur diejenigen Menschen in Entscheidungen einbezogen werden sollten, die von der Entscheidung betroffen sind und nimmt diesen Aspekt in einer späteren Aussage erneut auf (00:13:45; 00:38:35).

Es lässt sich nun schlussfolgern, dass die Unterscheidung oder Nicht-Unterscheidung zwischen Frauen und Männern ein Thema darstellt. Wobei einerseits die Unterscheidung von K. zum Thema gemacht wird und andererseits O. diese Unterscheidung erst gar nicht begrifflich fasst, denn sie verwendet nur eine Kategorie: „gender“ und tritt dieses Thema nicht breit – sie macht so quasi gar keine Unterscheidung und macht es auch nicht zum Thema. Inwiefern die Position von K. eine ist, die (gegenwärtig oder in der Vergangenheit) tendenziell bei 'Männern' in Ghana wiederzufinden ist und inwiefern die Position von O. tendenziell bei 'Frauen' in Ghana wiederzufinden ist, stellt eine interessante Frage dar: Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Geschlechtern werden in Ghana von welchen Personen getroffen?

Von O., P., K. (und T.) lässt sich eine Einigkeit darüber erkennen, dass die „children“, die „younger persons“, die „future generation“ in Entscheidungen einbezogen werden sollten. Ob sich dahinter ein tiefgreifender Konflikt mit der 'älteren Generation' befindet, stellt ebenfalls eine weiterführende Frage dar.

Thema: **Individual decisions - societal decisions**

Die Unterscheidung zwischen individuellen/persönlichen und gesellschaftlichen/nationalen/gemein-

schaftlichen/allgemeineren/breiteren Entscheidungen²⁰ wird von Beginn an zum Thema gemacht – siehe T. (00:10:52), der das erste mal die Unterscheidung in Zusammenhang mit der Frage, wann Experten in Entscheidungen einbezogen werden sollten, erwähnt.

Ein weiteres Kennzeichen für die Präsenz des Themas stellt die Frage von P. an mich an einer bestimmten Stelle der Diskussion (00:16:37) dar, ob die Diskussion, die sie führen sollten, von „individual decision making“ oder von „broad decision making“ handeln sollte.

Dass die Unterscheidung bedeutend ist, zeigen auch die vielen Beispiele, die aufgezeigt wurden. Einige Beispiele sind in der Fußnote²¹ aufgelistet.

Folgende merkbare Positionen haben sich dabei während der Diskussion kenntlich gezeigt:

Von K. werden in einer Aussage persönliche Entscheidungen nicht als Entscheidungen bezeichnet: „a decision making is not a personal. You have an organizational decision, a national decision, it can be a family decision.“ (00:14:06) Ein weiteres Mal zeigt er klar auf, worin sich persönliche und nationale Entscheidungen unterscheiden: persönliche Entscheidungen werden von „selfish interests“ geleitet, wohingegen eine nationale Entscheidung „is taken on behalf of the people“ (00:30:01).

P. differenziert Entscheidungen in individuelle und gesellschaftliche/breite Entscheidungen, sagte aber auch generell: „everybody has different decisions“. (00:24:06)

O. betrachtet persönliche und gesellschaftliche Entscheidungen als verlinkt. (00:20:02)

T. unterscheidet zwischen individuellen/persönlichen und gesellschaftlichen/nationalen/gemeinschaftlichen/allgemeineren Entscheidungen. T. setzt der Unterscheidung (bzw. der Wichtigkeit der Unterscheidung) zwischen individuellen und gesellschaftlichen Entscheidungen, jedoch auch an ei-

²⁰ Inwiefern von individuellen oder persönlichen Entscheidungen bzw. inwiefern von gesellschaftlichen, nationalen, gemeinschaftlichen, allgemeineren oder breiteren Entscheidungen die Rede ist, stellt einen interessanten Aspekt in der Diskussion dar. Mehr zu sagen, als dass es mehrere Bezeichnungen für die Differenz zwischen Entscheidungen gibt, die meinem Verständnis nach auf der anderen Seite eine Entscheidung eines einzelnen Menschen (Individuums) fokussieren und auf der einen Seite Entscheidungen benennen, die mehrere Menschen involvieren, bleibt mir jedoch bis zu diesem Zeitpunkt fern, da ich keine Regelmäßigkeit feststellen kann, mit denen die unterschiedlichen Bezeichnungen in Zusammenhang gebracht werden könnten. Auffallend war lediglich eine Position und zwar jene von K., der vornehmlich von nationalen Entscheidungen gesprochen hat.

²¹ Einige Beispiele für individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen:
individuelle Entscheidungen:

T.: I want to take the bus from Campus to town. 00:10:52

P.: if you are going to chose the career you want for your future / taking a bath 00:18:20

P.: you can decide about your health, someone is deciding about hear 00:24:06

P.: maybe I'm deciding on where to stay and I'm going to square 00:28:45

gesellschaftliche Entscheidungen:

O.: the president decides to locate a sports stadium in any of the regions. It's a decision that has been made by the leader of the whole country 00:20:02

T.: Let's assume, we are making law, okey, just regulations to regulate our movements here. / Let's say one class room, we are making the decision as when we should meet this night today. 00:38:35

T.: when we will be meeting today, the time 00:41:19

T.: if the government is deciding as to how to locate our resources 00:43:28

ner bestimmten Stelle – siehe T. (00:31:55) - in einem gewissen Sinne ein Ende, indem er explizit darauf verweist, dass beide Entscheidungsarten von „personal interest(s)“ bestimmt sind.

Ab diesem Zeitpunkt stellt die Unterscheidung kein Thema mehr dar: Es geht primär um gesellschaftliche Entscheidungen. Mein persönlicher Einfluss hat dabei eine Rolle gespielt. Während dem Thema „majority“ (siehe jenes Thema, das auf das Thema „personal interest(s)“ folgt) habe ich ein Beispiel in die Diskussion eingebracht. Ich habe danach gefragt, wie die Regierung ihre Ressourcen verteilt und wie sie entscheidet, was die Mehrheit darstellt. Die restliche Diskussion drehte sich folglich um das Regierungssystem.

Die Unterscheidung in persönliche und gesellschaftliche Entscheidungen wird nicht als ein Soll-Zustand, sondern als ein Ist-Zustand beschrieben. Es wird nicht zum Thema gemacht, dass die Unterscheidung gemacht werden sollte, sondern lediglich, dass die Unterscheidung von Bedeutung ist, wenn es beispielsweise darum geht, ob ein Experte in die Entscheidung einbezogen werden sollte oder nicht.

Die Unterscheidung löst sich jedoch auch bei zwei (sich konträr gegenüberstehenden) Positionen auf: Wenn K. davon spricht, dass persönliche Entscheidungen keine Entscheidungen darstellen, und wenn T. den Unterschied zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Entscheidungen relativiert, indem er davon ausgeht, dass in beiden Arten „personal interest(s)“ bestimmend sind. Letztere Position hatte auch einen entscheidenden Einfluss auf den weiteren Verlauf der Diskussion.

Thema: **goals**

Die Behandlung der Frage, die von T. hervorgebracht wurde, indem er sich an meinem Handout orientierte: „the basic goals of decision making?“ (00:21:16) wird von denen, die dazu eine Aussage treffen, einzeln beantwortet. T. nennt: „the cost and the time“ (00:07:48; 00:21:16; 00:22:14; 00:27:34); O.: „to maximise profit“ (00:22:09); F.: „the impacts“ (00:22:55); P.: „to watch changes or improve or leave it as it is“ (00:24:06) und K.: „to influence the rights of people“ (00:29:29) oder es wird von ihm einerseits für individuelle Entscheidungen als Ziel erachtet, den eigennützigen („selfish“) Interessen nachzugehen und andererseits für nationale Entscheidungen „on behalf of the people“ zu entscheiden. (00:30:01)

Lediglich das von P. genannte Ziel, das sich weitgehend an eine Aussage von meinem Handout orientiert, löste eine Diskussion zwischen P. und O. aus und zwar darüber, ob „to watch changes or improve or leave it as it is“ ein Ziel darstellen kann oder nicht. (00:24:06 bis 00:26:11)

Eine Gemeinsamkeit ist darin zu sehen, dass sich O. (00:22:09) und P. darüber einig sind, dass es nicht das eine Ziel gibt, sondern mehrere, wobei P. von einem primären Ziel: „to watch changes or improve or leave it as it is“ und von unterschiedlichen sekundären Zielen ausgeht. (00:24:06)

T. hingegen bleibt bis zu diesem Zeitpunkt auf seinem Standpunkt, dass das Ziel von Entscheidungen sein sollte bzw. ist, auf die Kosten und die Zeit zu achten.

Thema: **personal interest(s)**

K. ging im Thema „goals“ noch davon aus, dass individuelle Entscheidungen getroffen werden, um ein „selfish interest“ zu verfolgen. (00:30:01)

T. zeigt nun ein Beispiel auf²² und bezieht darauf basierend die Position, dass jeder versuchen wird, auf der Basis seiner persönlichen Interessen eine Entscheidung zu treffen – ob dies nun eine persönliche oder eine gesellschaftliche Entscheidung betrifft. (00:31:55)

Ich werde nun angesprochen, wie ich die Aufgabe, die in dem Beispiel gegeben ist, lösen würde. Daraufhin versuche ich, nicht direkt eine Antwort zu geben, sondern auf drei Arten zu 'intervenieren', sprich das Beispiel infrage zu stellen: Erstens spreche ich eine Alternative an, bei der das Beispiel in Frage gestellt wird. (00:32:29) Zweitens, spreche ich an, dass das Beispiel nicht 'realistisch' ist, weil es eine Konsequenz voraussetzt, die nicht gewusst werden kann. (00:33:08) Drittens, spreche ich den Aspekt Hoffnung an. (00:33:14)

T. geht nicht auf meine 'Interventionen' ein bzw. weist sie zurück und nimmt erneut seine Position ein, wobei er jedoch nun seine Aussage etwas anders formuliert: Er spricht davon, dass jeder versuchen wird, sein persönliches Interesse bzw. seine persönlichen Interessen in Entscheidungen darzustellen/einzuwerfen. (00:34:25; 00:35:32)

Auch P. zeigt anhand eines Beispiels auf, dass das eigene Interesse in (gemeinschaftlichen) Interessen gegenwärtig sein wird: „their are going to be a stadium here, when we all need to think the decision on how the stadium is beeing to locate, where we want it to be. My interest will be in it, because if my house is here I will drawing the stadium to be wide behinde my house.“ (00:36:33)

P. nimmt auch Stellung dazu, was unter „personal interest“ zu verstehen ist: “what you want, or something you like, that's the persons interest.” (00:36:49)

²² T.: I wish to pose this concept for us [...] to can see how decisions makes. [...] If you go and meet your wife and your mother in a river, who are you going to safe? It's a complex decision: you meet your mother and your wife in a river [...]. In terms of you ladies your husband and your mother, [...], they are doing drown in a river, who are you going to safe? It's a complex decision to make.
00:30:41

Begibt mensch sich nun auf die Suche nach dem Wort „want“ im Sinne von, etwas zu wollen, in dem transkribierten Text des Interviews so ist auffällig, dass dies äußerst oft verwendet wird, vor allem wenn Beispiele angeführt werden.²³ Insofern lässt sich darauf schließen, dass „personal interest(s)“ bzw. „what you want“ häufig verwendete und damit wichtige Begriffe darstellen, die entweder das Ziel von Entscheidungen darstellen, in dem Sinne, dass es darum geht, sein eigenes Interesse/Wollen zu behaupten, oder dass Entscheidungen unumgänglich von persönlichen Interessen/Wollen beeinflusst sind.

Thema: **majority; to sacrifice**

Mehrheit bedeutet für T.: die dominante Sichtweise bzw. Sichtweisen, die in die selbe Richtung verweisen. (00:41:19; 00:43:28) Entscheidungen können daher niemals die Interessen von allen befriedigen („favour“, „satisfy“, „still“). (00:43:38; 00:44:54) Eine Erklärung dafür, dass niemals alle Interessen befriedigt werden können, legt T. in folgender Aussage dar: „if the government is deciding as to how to locate our resources, and decide to consider everybody's interest, we will end up not having determination.“ (00:43:28)

In einer früheren Aussage stellt T. bereits heraus, dass es notwendig ist zu opfern: „how much I'm supposed to sacrifice before I get it?“ (00:27:34) In einer späteren Aussage zu dem Thema „government“ kommt er auf diesen Aspekt zurück: „we need to sacrifice“ (00:54:31) Für ihn ist dennoch das Problem gelöst: „the problem is still solved“ (00:41:19) bzw. das Ziel erreicht: „the goal is still achieved“ (00:42:10; 00:43:28)

Nachdem ich die Frage gestellt hatte, ob es keine Möglichkeit für so etwas wie einen Kompromiss gäbe, stellte T. eine Entscheidung (die auf der Mehrheit basiert) folglich dar: “it's more or less like a force that pool it. [...] It pools it together to form one.” (00:46:33)

²³ T.: we want to take decision on how to construct borehole here./ we want to take decisions among ourselves 00:07:48

T.: I want to ? the bus from Campus to town. 00:10:52

P.: if you are going to chose the career you want for your future / I know to I want to become a layer 00:18:20

F.: maybe you want to establish a internet café / if you want to establish what you want to 00:22:55

O.: I want to improve 00:25:21

T.: you want to change / if you want to take decision you have to look at the costs 00:27:34

P.: I'm chosen this particular or alternative to suite what I want to achieve. 00:28:45

K.: to achieve what you want 00:30:01

T.: You want to improve our living standard in Bamaho 00:31:55

T.: we wanted to meet here at twelve o'clock / she wants to locate the resources 00:43:28

P.: Maybe you want to school, the course you want to do is in Wa 00:44:07

T.: the head get the information, as to how the people wants the thing to be done. 00:54:31

K.: government wants to redistribute resources / they did not go their to eager to tell the government what you want 00:56:35

Die Mehrheit setzt sich für P. aus ähnlichen Sichtweisen zusammen. (00:47:17) P. erklärt den Aspekt, dass nicht alle Interessen in eine Entscheidung einbezogen werden können folglich: „you have to still come to a conclusion“ (00:41:19) Den Aspekt des Opfern bezieht P. auch auf die unterschiedlichen Interessen des Individuums: „Because, as for an individual one [...] you have to sacrifice something in order to get something.“ (00:44:07)

O. geht ebenso darauf ein, dass es notwendig ist, „to loose something for your interest of something“. (00:37:18)

Ob das Ziel erreicht ist, wenn nicht alle Interessen in die Entscheidung eingeschlossen sind, formuliert O. als Frage: „have we achieved the goal for which we made a decision, since are people are not be covered in [...]“ (00:41:58)

F. geht ebenso darauf ein, dass Entscheidungen niemals alle begünstigen („favour“) können. (00:43:42)

Der Aspekt des Opfern wird von T., P. und O. als wichtiger Aspekt geteilt. F. spricht in diesem Zusammenhang an, dass niemals alle Interessen berücksichtigt werden können. T. und P. äußern sich ebenso darüber, dass niemals alle Interessen berücksichtigt werden können. Beide sprechen von einer 'gewissen' Notwendigkeit, die es nicht zulässt, alle Interessen in Entscheidungen einzubeziehen. T. erachtet das Ziel dennoch als erreicht. O. stellt hingegen die Frage, ob dadurch das Ziel erreicht wird.

Thema: **government(system)**

T. verweist am Beispiel der Regierung erneut darauf, dass geopfert werden muss, und dass in Entscheidungen nicht alle Interessen berücksichtigt werden können. Er drückt dies folglich aus: Jeder Minister, als Repräsentant der „people“, muss etwas opfern. Der Zweite Aspekt ist: Entscheidung kann nicht als etwas Ganzes erreicht werden.

Ein weiterer Aspekt, der von T. genannt wird, ist Folgender: Die Information, so wie es die „people“ getan haben wollen (das Interesse der „people“), wird zur Regierung kanalisiert. (00:54:31)

Auch P. stellt hier erneut dar, dass die dominante Sichtweise entscheidet, sowie dass nicht alle Interessen berücksichtigt werden können. Sie fügt hier jedoch auch hinzu, dass die Interessen gewählt werden, welche am Dringendsten sind; welche Priorität haben. (01:01:26) An dieser Stelle wird für mich unklar, ob damit gemeint ist, dass damit von einer quantitativen oder von einer qualitativen Dominanz der Sichtweisen („views“) / Interessen die Rede ist.

Für F. achten die meisten Departments darauf, dass die Meisten glücklich sind. Sie finden einen Kompromiss. (00:50:33)

F. stellt dar, wie durch das TTFPP-Programm der University for Development Studies die Probleme von einer Community gesammelt und dann weitergereicht werden (zu den höheren politischen Ebenen). (01:02:20)

F. spricht hier nicht mehr von Interessen der Community-(Mitglieder), sondern von den Problemen. Der Begriff „problem(s)“ scheint vor allem an Präsenz zu gewinnen, wenn von den Communities zu sprechen begonnen wird.²⁴

K. stellt die unterschiedlichen Ebenen des Regierungssystems dar. Die „unity committee members“ sind so, wie die in der Community und wissen daher was die in der Community wollen. Die ganzen Regierungsebenen durch werden diese Informationen weitergeben, bis sie zur Regierung gelangen: „Even they are not their, they did not go their to eager to tell the government what you want, but it is the influence that is the government to ask upon.“ (00:56:35)

K. führt hier nun einerseits an, was die „assembling members“ tun müssen/sollten: „he has to consult them, he has to take their decisions to the, like to the top, he is not supposed to act on his own“. Andererseits geht er auch davon aus, dass sie dies auch tatsächlich tun: „he is not going to act on his own, he is going to act on behalf of the people“ (00:59:29) bzw. wie er in der vorhergehenden Aussage sagte: „it is not going to be the district chief secretive interests, neither the assembling men interest, it is going to be the interests of the masses, those in the community.“ (00:58:35)

Dennoch sieht er auch den Einfluss des Einzelnen in der Entscheidung mitwirken: „even though human being is so complex, at least when we are doing something, his influence will influence it“. (00:59:29)

Thema: **leader**

F. erachtet es als sehr wichtig einen „leader“ zu haben und begründet dies folglich: „if you don't have a leader, you can't organize them“ (01:06:36)

Für T. hat ein „leader“ nicht nur die Aufgabe des Organisierens, sondern auch des Analysierens. Er

²⁴ T.: that means, we only invite those people the problems is affected 00:12:24

F.: they [the government] will come into compromise and at the end [...] to solve that problem. 00:50:33

T.: the problem is on health 00:54:31

K.: they know the problems this communities faces / so they will channel the problem / the problems of the individuals, those communists 00:56:35

K.: where the people of that community goes to add their views, to tell what problem, the kind of problem they are facing. 00:58:35

P.: in a community maybe you can have various problems 01:01:26

F.: the community, they have a lot of problem / at the end [...], you got to know that, we are having problem on that 01:02:20

sagt auch ein “leader” ist jemand, “Because it is assumed that you are highly experienced, this is why this mandate be vested you.” (01:07:52)

Weitere Positionen und Interaktionen

Ich werde nun einige wesentliche Punkte herausstreichen, die Hinweise darauf geben, wo während der Diskussion entweder ein Bezug zu meinem Handout oder zu einer anderen Person, inklusive mir hergestellt wurde. Einige wenige Punkte habe ich bereits herausgestellt: Die Diskussion zwischen K. und O. im Thema Männer – Frauen / Gender; die Diskussion zwischen P. und O. über das, ob es möglich ist, „to change something, to improve or to leave it as it is“ als Ziel festzulegen; und über meine 'Interventionsversuche', das angeführte Beispiel von T. infrage zu stellen. Weitere Aspekte von Interaktionen und der Gruppendynamik allgemein, sowie dessen Zusammenhang mit inhaltlichen Aspekten, sollten nun noch dargestellt werden.

Die Diskussion orientierte sich weitgehend (vor allem in den ersten 30 Minuten) entlang meines Handouts:

Das Interview beginnt damit, dass ich frage: „[...] last week, did somebody thought about it [the issue of decision-making], made some notes or were discussing with somebody else.“ (00:04:11)

T. meldet sich und trägt 3 Minuten und 20 Sekunden einige Punkte vor²⁵, die er sich in Gesprächen mit anderen zu den jeweiligen Fragen des Handouts notierte. Die Diskussion orientiert sich im Folgenden entlang eines Punktes, der von T. vorgetragen wurde: „experienced people“. Schließlich wurde von K. festgestellt, dass T. die Frage behandelte: „Who should be involved in decision making?“ (00:11:01) Diese Frage stand nun weitestgehend im weiteren Verlauf der Diskussion im Mittelpunkt, bis schließlich T. die Frage einwarf: „The basic goals of decision making [vorgelesen vom Handout], the basic goals, what do you mean with goal? My friend and me had time and cost, but I don't know if you guys are sure about that?“ (00:21:16)

Von nun an blieb die Diskussion an dieser Frage hängen. Es wurden währenddessen unterschied-

²⁵ Ich fasse hier folgende wesentlichen Punkte von T. (00:07:48) zusammen:

- decision in itself is a psychological thing: we think before we make decisions
- decisions are conscious
- decisions should be made based on planning.
- Experienced people should be involved in decisions.
- The person [the expert] is only here to guide us, and not to give us detail
- you yourself, you have to assess your capability to save a decision that you are going to take would benefit you.
- the basic goal: the time and the cost involved. Let's say, when we take the decision are we go to forgo other things, which is going to be at our lost or we are going to benefit from it.

lichste „goals“ aufgezählt, sowie die Themen „personal interest(s)“ und „majority“ eingehender behandelt. Die Darstellung der unterschiedlichen Ziele ist in klarer Weise an eine Frage des Handouts angelehnt, wohingegen bei den Themen „personal interest(s)“ und „majority“ darüber gestritten werden könnte. Doch zumindest T. ist der Ansicht, dass bis zu diesem Punkt „all this is still under the question, the goal of decision“ (00:44:31).

Von dem Moment an, wo ich danach gefragt hatte, wie die Regierung ihre Ressourcen verteilt und wie sie entscheidet, was die Mehrheit darstellt – in der 47 Minute - wurde der Begriff „goal“ nicht mehr verwendet, sowie sonst kein direkter Bezug mehr zu dem Handout hergestellt, welcher eine weiterführende Diskussion ausgelöst hätte. Von diesem Moment an orientierte sich die Diskussion an den Themen „government(system)“ und „leader“.

Auf eine andere Art und Weise wurde auch von P. ein Bezug zu meinem Handout hergestellt. Sie übernahm eine Erklärung von dem Handout, die meinerseits dafür gedacht war, das Thema der Diskussion klar zu machen und definiert es als Ziel von Entscheidungen: „the primary one [goal] is to watch changes or improve or leave it as it is“. (00:24:06) Zu beachten ist, dass sie dabei „to improve“ hinzufügte. Warum und Weshalb bleibt für mich jedoch eine offene Frage.

Außerdem ist nicht klar, inwiefern mein Handout die Diskussion beeinflusste, indem ich versuchte, Entscheidungen so darzustellen, dass bei jeder Entscheidung etwas gewählt wird (to chose) und dadurch aber gleichzeitig auch etwas anderes nicht gewählt wird, dass also jede Entscheidung einschließt, sich für eine bestimmte Richtung (direction) zu entscheiden und nicht für eine andere, kurz, dass Entscheidung immer die Möglichkeit von Alternativen einschließt. „To chose“ wurde zwei Mal in diesem Sinne in ähnlicher Art und Weise verwendet.²⁶

Die Diskussion darüber, dass es nötig ist etwas zu opfern, um zu Entscheidungen kommen zu können, läuft ebenfalls auf ein ähnliches Verständnis hinaus. Überspitzt formuliert drückt sich dies zum Beispiel in einer Aussage von O. aus: “make a decision to loose something for your interest of something or, let's say [...], I have to lose my mother, because I saved my husband or something on that sort.” (00:37:18)

Auch der Begriff “directions” der Einklang in meinem Handout gefunden hat, wurde verwendet und zwar von T.: “we ended up having different interests, coming from different directions”. (00:41:19) Inwiefern hier die Aussagen auf meinem Handout Einfluss genommen haben oder ob zufällig das Verständnis und die Wortwahl korrelierten, kann vorerst nicht gesagt werden.

²⁶ P.: I'm chosen this particular or alternative to suite what I want to achieve. / you have to consider which one would best suite you at different times, then you chose right as suite us 00:28:45
T.: either we chose this or that 00:38:35

Die meisten Themen wurden von T. eingeführt oder auch bestimmt. Er fragte „Do you agree to the fact, that experienced people should be involved in decision-making.“ (00:08:59) - was „experienced people“ zum ersten Thema machte und auch zu dem zweiten Thema führte, in dem Sinne, dass K. Bezug auf T. genommen hatte: „you are tackling on the issue who should be involved in decision making? (00:11:01). T. stellte dann auch die Frage: „the basic goals of decision making [vorgelesen vom Handout], the basic goals, what do you mean with goal? my friend and my had time and cost, but I don't know if you guys are sure about that?“ (00:21:16) - was „goals“ zum dritten Thema machte.

Im Anschluss an das Thema „goals“ führte T. ein Beispiel als Aufgabe an (siehe Thema: „personal interest(s)“) um damit aufzuzeigen, dass „personal interest(s)“ eine bedeutende Rolle in Entscheidungen spielen. „Personal interest(s)“ wurde dadurch zu einem Thema. Ich habe im Folgenden danach gefragt, ob die „personal interest(s)“ ein Problem für Entscheidungsfindung darstellen (00:39:38), woraufhin von T. der Begriff „majority“ ins Spiel gebracht wurde, was in Zusammenhang mit „to sacrifice“ zu einem weiteren Thema gemacht wurde. Als ich dann danach fragte, inwiefern die Regierung über Ressourcenverteilung entscheidet und wie sie weiß, was die Mehrheit ist, lieferte T. erneut eine Erklärung mit den Begriffen „to sacrifice“ und „personal interest(s)“.

Es kann daher davon gesprochen werden, dass T. eine präsenste und auch dominante Rolle in der Diskussion einnahm.

Obwohl nun T. viele Themen eingeleitet hatte, so ist auch ersichtlich, dass in den ersten angesprochenen Themen immerzu unterschiedliche Positionen von unterschiedlichen TeilnehmerInnen eingenommen wurden. Die Positionen vereinheitlichten sich jedoch tendenziell von dem Moment an, an dem das Thema „personal interest(s)“ angesprochen wurde. P. und F. beispielsweise und teilweise auch O. sprachen von den selben Aspekten von Entscheidungen wie T.: „personal interest(s)“, „majority“, „not all interests can be satisfied“ und „to sacrifice“. Von O. wurde zwar die Frage aufgeworfen, ob das Ziel erreicht sei, wenn nicht alle Interessen in einer Entscheidung berücksichtigt würden; ein Widerspruch oder eine alternative Position wurde jedoch nicht eingenommen. Diese Aspekte von Entscheidungen wurden daher weitestgehend von T., P., F. (und O.) geteilt.²⁷

²⁷ Eine weitere merkliche Position lässt sich noch bei P. und teilweise bei O. feststellen. Vor allem P., jedoch auch O. unterschieden sehr stark – sie differenzieren:

P. unterscheidet nicht nur in individuelle und gesellschaftliche Entscheidungen, sondern wirft auch die Frage auf, inwiefern bei welchen individuellen Entscheidungen ein Experte herangezogen werden kann – sie differenziert daher auch individuelle Entscheidungen (00:18:20). Sie geht außerdem davon aus, dass „everybody has different decisions“ (00:24:06); sowie auf die Frage, wie die Mehrheit gewählt werden kann, sagt sie: „those who have

K. hingegen distanziert sich in gewisser Weise von diesen Positionen. K. verwies bereits im Vorhinein darauf, dass es nicht nur darum gehen sollte, Entscheidungen nur auf persönlichen Interessen basieren zu lassen, sondern so wie er sagte: „if it is a national decision then it is taken on behalf of the people to influence them, either to improve their lives or to...“ (00:30:01)

Als Alternative zu einer Entscheidung, die nicht alle Interessen berücksichtigen kann und/oder in denen lediglich jeder auf seine eigenen Interessen achtet, stellt K. Folgendes dar:

“he [the assembling member] is not supposed to act on his own, and is going to take our goods, he is not going to act on his own, he is going to act on behalf of the people” (00:59:29) „So it is not going to be the district chief secretives interests, neither the assembling mens interest, it is going to be the interests of the masses, those in the community.“ (00:58:35)

K. fordert in diesem Sinne zum Beispiel, dass Kinder, Frauen und Menschen mit Beeinträchtigung, vom Recht/Gesetz geführt und geschützt („guide and protect“) werden: “their is a law and is supposed to take everybody in law. Then it's not going to be bad, at least their should be some kind of pity.” (00:16:22)

K. verwendet kein einziges mal “to sacrifice” oder “dominate”. Er verwendet hingegen eher Begriffe wie: “nation(al)”; “law”; “rights” und “in behalf of”, denen er positiv gegenüber gestimmt scheint.

Eine gesonderte Position stellte auch jene Teilnehmerin dar, die das ganze Interview über nichts sagte.

Welche weiteren Interaktionen lassen sich nun noch feststellen?

Im Zuge der Diskussion bezog sich T. einige Male auf andere Personen, inklusive auf mein Handout:

T.: „for me, i think, one the point your reason is provide, that means, we only invite those people the problems is affected“ (00:12:24)

T.: „you said, those the problem affect, that means you only take decision when their is a problem“ (00:13:45)

similar views, definitely all have different ones“ (00:47:17)

O. sagt beim Thema „goals“ Folgendes: „the goal in decision making I think they are in divers ways, we cannot say their is just one goal in decision making.“ (00:22:09)

T.: „so in respect to time and cost, I'm going with you“ (00:22:14)

T.: „I wish to pose this concept for us to [...]“ (00:30:41)

T.: „You see decision here something personal. Have you get that?“ (00:31:55)

Die letzten zwei Zitate sind nun nicht mehr ein Ausdruck davon, dass sich T. auf jemanden anderen bezieht, sondern, dass er andere in seine Thematik mit hinein bezieht: Er stellt ein Konzept für uns dar, also müssen wir darauf Achten, was er uns im Folgenden präsentieren wird; Er fragt danach, ob ich/wir es verstanden haben – was er gesagt hat. Kurz, es geht nicht mehr darum, dass er auf jemand anderen achtet, sondern, dass die anderen auf ihn achten sollten. „Have you get that/it?“ benutzte T. noch viele Male von den Moment an, wo er „personal interest(s)“ zum Thema gemacht hatte.

T. bezog nun auch einige male **mich** in die Diskussion mit ein:

“Berni what do you think?” (00:16:23)

“Berni, I think we need your view.” (00:20:15)

“Berni if it's for you, your wife or your girlfriend or your mother [...]” (00:31:55)

“Mr. Berni, you got the whole point?” (00:39:15)

“Berni, have you get it now?” (00:44:31)

“So one thing is, Berni, decision is not something you can get as a whole (00:54:31)

Auffallend war auch, dass in dem Moment, wo T. „Have you get that?“ des öfteren benutzte, er mit mir Augenkontakt suchte, wodurch ich selbst mehr und mehr aktiv in die Diskussion eingriff. Die Frage „Have you get that?“, also, ob mensch es verstanden hatte, könnte in diesem Sinne zu einem erheblichen Anteil mir gewidmet gewesen sein, natürlich auch aus dem Grund, weil ich mich involvieren ließ.

Das erste mal aktiv einbezogen war ich (abgesehen von meiner Anwesenheit und meinem Handout), als sich die Diskussion um das Beispiel drehte, das dazu führte, dass „personal interest(s)“ zum Thema gemacht wurde. Im Thema „personal interest(s)“ habe ich bereits darauf hingewiesen, dass ich auf drei verschiedene Arten versuchte zu 'intervenieren'.

Auch im folgenden Verlauf der Diskussion, ging ich nach wie vor auf die Problematik ein, dass Entscheidungen von „personal interest(s)“ bestimmt seien und beteiligte mich aktiv, indem ich immer wieder Fragen stellte. Auffallend ist dabei auch, dass ich des öfteren Aspekte von Entscheidungen aus vorherigen Diskussionsbeiträgen aufgenommen hatte und folglich daraus eine Frage formulierte:

Interviewer: “When you say, you have to decide if you maintain and improve it or which direction every you want to go, it means more or less that you always have to look at the alternatives.” (00:26:33)

Interviewer: “their is something interesting, because before you were discussing, that you never know the impact, so this case, is it reality?” (00:33:08)

Interviewer: “It's just, because before you said, [...] everybody is [...] just doing for his own interest.” (00:58:51)

Beispielsweise in letzterem hier angeführten Zitat, beabsichtige ich eigentlich eine Aussage von K. infrage zu stellen. K. hatte jedoch nie erwähnt, dass in nationalen Entscheidungen jeder nur nach persönlichen Interessen handelt. Es lässt sich daher vermuten, dass ich in meinen Fragen nicht differenzierte, sondern die Gruppe als mehr oder weniger eine Einheit betrachtete – ich fasste Aspekte der Diskussion auf, die von unterschiedlichen Personen erwähnt wurden, formulierte sie jedoch so, als ob sie von der ganzen Gruppe vertreten würden.

Diese Vermutung führt mich nun zu einer weiteren Vermutung und zwar, dass von dem Zeitraum an, wo über „personal interest(s)“ gesprochen wurde, die Gruppe²⁸ stärker eine Einheit bildete und eine 'Erklärer'-Rolle gegenüber mir einnahm: T. fragte immer wieder nach, ob ich es verstanden habe; Die Unterschiede zwischen den einzelnen Positionen in den Themen „personal interest(s)“, „majority“ und „government(system)“ sind sich (im Gegensatz zu den vorherigen) sehr ähnlich; ich stelle viele Fragen und nehme dabei die Gruppe als Einheit wahr.

Nun ist die Wortwahl mit 'Erklärer'-Rolle jedoch kein Begriff, der weder in der Gruppendiskussion noch in den Geschichten oder informellen Gesprächen vorkommt, sprich der mir in Ghana irgendwo untergekommen wäre. Ich suche dahingehend nach Begriffen, die jemanden oder mehreren in einer Gruppe eine besondere Rolle zuweisen, die ihn von den anderen unterscheidet. In diesem Sinne war zum Beispiel von 'expert', 'representative' oder 'leader' die Rede. Ein Experte wurde von T. beschrieben als jemand, der bereits Erfahrungen gemacht hat, bzw. jemand, der ein Gefühl für die Sache hat. Stellte T. bzw. die Gruppe daher einen Experten bzw. Experten dar? Da ein Experte etwas mit Erfahren-Sein zu tun hat, so könnte auch angenommen werden, dass die Gruppenmitglieder auch als Experten auftreten konnten, denn ich wollte ja von den Einzelnen, dass sie ihre Erklärungen und Meinungen preis geben; dass sie von ihrem Wissen und von ihren Erfahrungen sprechen. Insbesondere gilt dies im Hinblick auf die Erklärungen des Regierungssystems.

Explizit wurden sie jedoch nicht als 'experts' eingeladen, sondern als welche, die an einer Diskussion teilnehmen sollten, die zwar ein Thema, jedoch kein eigentliches Ziel, das zu erreichen wäre, vor Augen hatte. Daher ist der Rolle des Experten entgegenzusprechen, da ein Experte herangezogen wird, wenn klar ist, über was entschieden werden sollte. Die Freiheit, die Diskussion ohne vorgege-

²⁸ Unter Gruppe verstehe ich hier die DiskussionsteilnehmerInnen, außer mir, wobei ich die Differenzen zwischen den Positionen bereits herausgestellt hatte.

benen Experten oder jemanden mit einer anderen aktiven Funktion zu führen, könnte jedoch dazu geführt haben, dass die Rolle des Experten aus dem Prozess heraus entstanden ist.

Über den Charakter des Repräsentanten wurde in der Diskussion nicht viel erwähnt. Als ein Repräsentant wurde von T. der Minister genannt, der die „people“ repräsentiert. (00:54:31) Im Weiteren erwähnt K. an einer anderen Stelle: „we have a district, where there are those representing the government“. (00:56:35)

Meinem geringen Wissen zufolge ist daher nichts darüber auszusagen, ob die Gruppe eine Rolle eines Repräsentanten einnahm.

Dass die Rolle (der Gruppe) jedoch auch eine gewisse Ähnlichkeit mit der eines „leaders“ darstellte, lässt bereits die Aussage von T. vermuten: “Because it is assumed that you are highly experienced, this is why this mandate [leadership] has been vested in you.” (01:07:52) Ein “expert”-Sein und ein “leader”-Sein scheinen daher miteinander verwandt zu sein, und da meiner Vermutung zufolge in einem gewissen Sinne die Gruppe die Rolle des „experts“ eingenommen hatte, so liegt es auch nahe, dass sie auch die Rolle eines „leaders“ einnahm.

Im Weiteren wurden Aussagen über einen „leader“ in der Gruppendiskussion dahingehend getroffen, dass dieser für Folgendes zuständig ist: Er ist „in charge“ (T.: 01:04:57); er muss organisieren (F.: 01:06:36) und er muss analysieren (T.: 01:07:52).

Von F. wurde nun auch erwähnt, dass ein „leader“ notwendig ist; dass ein „leader“ gebraucht wird. Ähnliche Aussagen lassen sich nun auch in meinen Aufzeichnungen (in den Geschichten und informellen Gesprächen) wieder finden:

Aus den informellen Gesprächen:

Tag 12 - Gespräch mit B. vom Weg von Bamahö zur UDS

B. meinte „Every Institution needs its leader“ Und er sagte: „Leadership is a position and not personal inheritance.“

Aus den Geschichten:

Tag 18 - Abends; Quatschen mit meinen Nachbar-Jungs

Dann frage ich noch nach dem Unterschied des traditionellen politischen Systems und des modernen politischen Systems. Ein Nachbar von mir meint, man muss entweder das eine oder das andere wählen. Ich frage K., ob er das auch so sieht. Er meint, er glaubt nicht. Dann redet mein Nachbar auf ihn ein: „... somebody must be there. Either the one or the other, but somebody must be there!“ Daraufhin K. mit dem Kopf nickend und gleichzeitig ins Abwaschen vertieft: „somebody must be there, not all can be there.“

Das letzte Zitat spricht zwar nicht direkt von einem „leader“ jedoch von jemanden der dort sein muss, denn nicht alle können dort sein. Ich denke, dass damit eine Position (in B.s Worten ausgedrückt) gemeint ist, die einen besonderen Status in einer Gruppe einnimmt, die mit besonderen Rechten und Verpflichtungen besetzt ist (so in meinen Worten ausgedrückt).

Geht mensch nun davon aus, dass die Aussagen von D., von K. und auch von F., die auf die Notwendigkeit hinweisen, dass ein „leader“ oder Ähnliches in einer Gruppe gebraucht wird, für alle DiskussionsteilnehmerInnen Gültigkeit beansprucht, so kann davon ausgegangen werden, dass das Interview durchgängig davon geprägt war, mindestens eine Person aus der Gruppe als „leader“ wahrzunehmen. Geht mensch nun auch davon aus, dass „leader“-Sein eine Position darstellt und nicht vom Erbgut abhängig ist, so kann auch davon ausgegangen werden, dass die Position des „leaders“ von einer Person zu einer anderen Person während der Diskussion gewechselt haben könnte, sowie, dass auch mehrere gleichzeitig die Position des „leaders“ eingenommen haben könnten.

Nun möchte ich jedoch nochmals auf die genannten Aufgabenbereiche oder Tätigkeiten eines „leaders“ eingehen. In einem gewissen Sinne lagen “to be in charge” und “to organise” in meinem 'Aufgabenbereich'. Ich hatte das Thema organisiert und war dafür zuständig, dass das Treffen stattfindet. Das Diskutieren organisierte ich jedoch nicht mehr – zumindest beabsichtigte ich dies nicht.

Wie ich jedoch bereits herausgestellt hatte, so wurde ich vor allem von T. einige Male in die Diskussion einbezogen:

“Berni what do you think?” (00:16:23)

“Berni, I think we need your view.” (00:20:15)

“Berni if it's for you, your wife or your girlfriend or your mother [...]” (00:31:55)

“Mr. Berni, you got the whole point?” (00:39:15)

“Berni, have you get it now?” (00:44:31)

Die ersten zwei (und eventuelle auch das dritte) hier angeführte Zitat könnten nun so verstanden werden, dass damit explizit die Forderung an mich gestellt wurde, mich zu involvieren, die Diskussion zu organisieren und demnach die Position des „leaders“ zu wahren. Auch eine Frage von P., die explizit an mich gerichtet war, kann auf diese Weise interpretiert werden: „is it the individual decision making or a broad decision making, you want us to talk about?“ (00:16:37)

Die letzteren zwei Zitate (von T.) könnten jedoch darauf hinweisen, dass an dieser Stelle bereits T. (bzw. die Gruppe) die Position des „leaders“ übernommen hatte.

Insofern das Analysieren ebenso einen wesentlichen Bestandteil des Aufgabenbereiches eines „lea-

ders“ darstellt, so ist auch hier zu bedenken, dass diese Aufgabe in der Diskussion eher den DiskussionsteilnehmerInnen zukam als mir, zum Beispiel, indem sie die vorhergehenden Aussagen analysieren und dann darauf aufbauend selbst eine Aussage treffen. Dass sich T. (sowie auch andere) immer wieder auf andere bezog, könnte auf diese Weise interpretiert werden. Was jedoch genau unter analysieren verstanden wird, kann ich nicht sagen. Eine Vermutung wäre, dass es darum geht dem anderen etwas verständlich zumachen (“Have you get that!“(“)). Geht mensch davon aus, dass dies zutrifft, so lässt sich noch Folgendes feststellen:

Ab dem Zeitpunkt, an dem das Thema „personal interest(s)“ ins Spiel gebracht wurde, bekam ich während dem Interview mehr und mehr das Gefühl, dass nicht mehr davon gesprochen wird, wie die Dinge sein sollten, sondern wie sie sind. Ich nahm die Darstellung der Entscheidungen so wahr, als ob die TeilnehmerInnen die Gegenwart darstellen würden, obwohl dabei ein Bild vermittelt wurde, das frei von Problemen zu sein schien.

Ich habe daher im transkribierten Text des Interviews danach Ausschau gehalten, wo sich Aussagen wiederfinden lassen, bei denen von einem Soll-Zustand und welche bei denen von einem Ist-Zustand gesprochen wurde. Einige Aussagen sind in der Fußnote²⁹ aufgelistet. Es ist hier interessant zu

²⁹ T.: experienced people should be involved in decision making / you have to assess your capability to save a decision that you are going to take would benefit you. 00:07:48
K.: I think children, women and disabled should also be part in taking decisions. 00:11:18
K.: so something like that law, i think those, the disabled should be part of taking decision, that decision, should be part of law 00:12:15
K.: a decision making is not a personal. You have an organizational decision, a national decision, it can be a family decision. 00:14:06
O.: I don't think gender should be a prayer [...] in decision making. / when decision is made, it should, in my opinion, i think usually we should quest, we should be concerned about the age group we should consult the various age groups in the society or in the area where the decision is to be made. 00:15:22
P.: the societal decision making must involve the people who are going to decide 00:18:20
O.: the goal in decision making I think they are in divers ways, we cannot say their is just one goal in decision making. 00:22:09
F.: when you make decisions, you should think about the impacts those people around the area, how they benefit. 00:22:55
P.: I think the goal, the primary goal of every decision is to make a change or leave it as it is / everybody has different decisions 00:24:06
T.: in every decision that we take, whether national or personal their is this principle the time and the cost 00:27:34
P.: I'm still toward our primary goal of decision is to make a change or maintain or leave it. 00:28:56
K.: if I taken an decision on my own, we are taken it to achieve a selfish interest, to achieve what you want and if it is a national decision then it is taken on behalf of the people to influence them 00:30:01
T.: You see decision here is something personal. / nobody takes decisions for the social one / everybody will try to pose his personal interest in the decision making. 00:31:55
T.: whether decision is, in general is, is a world wide decision thing, or a national thing, or a personal thing, we find our own interest been influenced in the decisions that we make. 00:34:25
P.: we all need to think the decision on how the stadium, is being to locate of, where we want it to be. / My interest will be in it 00:36:33
T.: we consider a decision does not really satisfy everybody. 00:41:19
P.: majority; this is how decisions make 00:41:19
F.: decisions will never favour everyone in the group 00:43:42
F.: they [government] make a decision and most of them they will look at the plenty are lucky 00:50:33

beobachten, dass zu Beginn der Diskussion noch davon gesprochen wurde, wie es sein sollte. Vor allem ab dem Thema „goals“ und den darauf folgenden Themen wurde jedoch nur mehr selten davon gesprochen, wie etwas sein sollte. Inwiefern hier ein Zusammenhang dazu zu sehen ist, dass die Gruppe die Rolle eines „leaders“ übernommen hatte, ist einerseits fraglich, denn es kann auch analysiert und erklärt werden, wenn von einem Soll-Zustand gesprochen wird. Außerdem sind diese Kategorien (Ist- und Soll-Zustand) von mir und nicht welche, die im Gruppeninterview, noch sonst wo in meinen Aufzeichnungen ein Thema darstellen würden.

Der Wandel könnte auch so interpretiert werden, dass, solange sich die Diskussion noch an dem Handout orientierte, auch von Soll-Zuständen gesprochen wurde, da die Fragen auf dem Handout auch auf diese Weise formuliert waren.

Andererseits könnte der Wandel zu einer Ist-Zustand-Sprache auch so ausgelegt werden, dass dadurch eine 'gefestigtere', eine 'objektivere', eine 'überzeugendere' Darstellung der Meinungen und Erklärungen geboten wurde, da mensch sich dadurch näher an der 'Realität' orientierte (und nicht im Gegensatz dazu in Utopien verlieren konnte) und dadurch die Gruppe ihre Legitimität als „leader“ behaupten wollte. Insofern könnte der Wandel auch daher rühren, dass sich die Gruppe als 'Wissende'; als 'Erfahren'; sprich als 'Leader' in Szene setzte.

Als interessant stellt sich dahingehend auch dar, dass zwar davon gesprochen wurde, wie gegenwärtig Entscheidungen, beispielsweise im Regierungssystem, getroffen werden, dabei jedoch keine Probleme erwähnt wurden, die dem gegenwärtigen Regierungssystem inhärent wären. Dies widerspricht jedoch meinen Aufzeichnungen, worin in vielfältigster Weise Probleme angesprochen wurden. Vor allem bei K. lässt sich dadurch ein Widerspruch zwischen dem aufzeigen, was er mir einst in einem persönlichen Gespräch erzählte und dem, was er in der Gruppendiskussion sagte:

K. zeichnet ein sehr 'positives' Bild von Entscheidungsprozessen im Regierungssystem. Über einen „assembling man“, der dafür zuständig ist, Entscheidungen der Community an die nächst höher gelegene politische Ebene weiterzureichen, sagt er Folgendes: “he is not going to act on his own, he is going to act on behalf of the people” (00:59:29)

In einem informellen Gespräch sagt K. jedoch folgendes:

Tag 18 – Abends; Quatschen mit meinen Nachbar-Jungs

K.: Er möchte nicht in die Politik, da viele dann Geld in die eigene Tasche stecken. Er weiß nicht,

T.: if we take a decision, that means, [...] we don't think about their interests / decision is not something you can get as a whole 00:54:31

K.: the assembling man members are not going to take decisions on their own 00:58:35

K.: he has to take their decisions to the, like to the top, he is not supposed to act on his own, and is going to take our goods 00:59:29

T.: you influence those decisions 01:04:57

ob er nicht auch so werden würde. Er möchte nicht in die Politik.

K. stellt in dem zuletzt genannten Zitat ein Problem heraus, das in Gesprächen mit anderen auch als ein solches benannt wurde. Ich werde im Weiteren auch noch andere genannte Probleme aufzeigen.

Drei meiner Gesprächspartner während meines Forschungsaufenthaltes haben insbesondere über Probleme gesprochen:

Auszüge aus informellen Gesprächen:

Tag 15; 10:00 – 11:15 - W. und sein Freund unter dem Baum auf der Bank:

„The main problem is corruption, bribery and tribalism!“ Wenn du nach dem Studium einen Job haben willst, musst du jemanden kennen. Ein Ga stellt nur Ga Leute ein, ein Ashanti nur Ashanti, ein Wali nur Wali-Leute.

W. beklagt sich, dass die Umstände auf der Uni so schlecht sind. 1500 Studierende, zwei große Vorlesungssäle und ein kleiner, selbst die Lehrenden sind zu wenig. Ich frage ihn, warum die Studierenden nicht protestieren gehen. Er erklärt, diejenigen im „students body“ (in der Studentenorganisation) müssen unterschreiben, wenn die Studis protestieren gehen wollen. Das tun sie nicht, sondern sie sagen, mensch soll „patriotic“ sein. Mensch soll zu der Partei halten. So ist es, wenn es zu „authorities“, zu „leadership“ kommt: Die Regierung, die Autoritäten, die Leader der Studentenorganisation. „They have the money for their selfsustainment“.

W. sein Freund: „A rich person gives his money to his relatives, to his friends in Ghana.“

Tag 25; 10 – 11:30 - Gespräch mit J., 400L

Das Problem der UDS – Wa sind die zu vielen Studenten. Sie sind zu viele. Sie erklärt mir wie die Eintrittsregeln in Ghana funktionieren. Ich frage, ob es keine Beschränkung in Wa gibt. Sie sagt ja, aber die Administration vermisst es auf eine Beschränkung zu achten. Und durch Bestechung (bribery) kommen mehr dazu, [...] Die Reichen bekommen so Zugang; die Armen, die gleichzeitig keine Verbindungen zu jemanden in einer höheren politischen Position oder zu jemanden, der mehr Ressourcen besitzt, hat, haben keinen Zugang, auch nachdem sie die Uni absolviert haben und einen Job suchen.

Die zu vielen Studenten verursachen viele Probleme. Die Hörsäle sind überfüllt. Sie hat um 12:30 eine Vorlesung und wartet 3 Stunden um einen Platz vorne zu bekommen. [...] Wenn mensch nicht

vorne sitzt, hört mensch nichts, vor allem wenn „lightoff“ ist.

Es gibt auch Probleme in der Stadt. Am Markt, wenn die Verkäufer merken, dass mensch nicht von hier ist, dann verlangen sie für etwas das, 50 Pesuas kostet, 1 Ghana cedi, sprich das doppelte. In ihrem Haus, wo Studenten eingemietet sind, gibt es zwei Duschen, die Frau vom Haus sperrt dann eine Dusche ab und verwendet sie für sich und ein oder zwei Kinder. Die anderen Studenten müssen sich dann eine Dusche teilen, es sind dann 20 Studenten für eine Dusche. Sie muss dann managen in der früh zu Duschen und dann 3 Stunden früher auf der Uni zu sein. Wenn dann der Lehrende nicht kommt, hat mensch Zeit und Energie verschwendet [...]

Auszüge aus den Geschichten:

Tag 20

Die 'elders' des Dorfs diskutieren ein Problem: Seite 4f

Das Mädchen ist sieben Tage lang nicht in der Schule gewesen. Sie hat das Haus ihrer Eltern in ihrer Schuluniform verlassen und hat sich dann versteckt. Ihre ältere Schwester hat auch die Schule abgebrochen und hat sehr jung ein Kind bekommen und geheiratet. Das Mädchen will jetzt ihre Schwester imitieren. Eine Frau hat sie entdeckt, als sie sich versteckte und die Leute zusammengerufen. [...] Das Problem ist nun, dass sich der Vater seiner Verantwortung entzieht. Er ist auch gerade nicht auffindbar. Gestern hat mensch ihn gesehen, da hat er unsinniges Zeugs geredet. Solange er nicht da ist, können sie das Problem nicht lösen.

Tag 26

S.: Seite 3f

Heute tadelt S. Männer, die das Geld für Pitu ausgeben und dadurch kein Geld haben um ihre Familie gut zu nähren und/oder ihnen die Bildung zu finanzieren.

Seite 6f

Die Menschen, wo ich herkomme, also aus Europa, wissen, wie mensch Dinge „maintained“. Auch die Menschen im Süden von Ghana wissen es. Sie achten auf ihre Tiere und verkaufen sie, wenn sie das Geld für die Bildung ihrer Kinder benötigen. Wenn ein Kakao-Farmer darauf achtet, dass sein Junge gebildet ist, dann wird dieser vielleicht eines Tages ein Chief-Kakao-Farmer und kann dann seinem Vater zeigen, wie mensch mehr Ertrag aus der Kakao-Farm erwirtschaften kann. Wenn seine Familie ihm jedoch keine Bildung finanziert und nun auch noch alle Kühe verloren hat, wie soll er da mehr daraus machen?

Seite 8f

Das größte Problem im Norden sind die Kämpfe. [...] Die Leute kämpfen.

[...] Ich frage, warum sie kämpfen. Er sagt um Chieftaincy. Im Süden, die Akan, haben einen reichen Chief-Schemel (stool). Deren Schemel ist mit Gold verziert, doch sie kämpfen nicht darum. Wenn ein Chief geht, kommt der nächste. Aber im Norden wird um einen armen Schemel gekämpft; es wird getötet. Es gibt ein Problem – der eine holt seine Schusswaffe, der andere seinen Pfeil und Bogen und es wird gekämpft. „Den Afrikanern fehlt die Unity.“

Das Problem besteht eben, weil die Menschen im Norden nicht gebildet sind. Manche Kinder in entlegenen Dörfern wissen nicht einmal, was Schule bedeutet.

Tag 26b; Seite 4

Es kostete allen eine Überwindung zu dem Treffen zu erscheinen. „I don't want to voice out, but...“, hörte ich wohl öfters als zehn mal aus dem Mund von U.. K. hatte mir vorher noch erzählt, dass Leute in Ghana ihre Probleme, vielleicht meinte er finanzielle Probleme, nicht laut aussprechen.

Es stellt sich nun die Frage, ob die DiskussionsteilnehmerInnen der Gruppendiskussion tatsächlich keine Probleme sehen, die mit Entscheidungen in Zusammenhang gebracht werden könnten (was nun K. eigentlich widerlegte), oder ob eigentlich darüber gesprochen wurde, wie es sein sollte, von mir jedoch wahrgenommen wurde, als ob über die Gegenwart gesprochen werden würde.

In einer Gegenüberstellung von der Zeit vor dem Thema „personal interest(s)“ und nach dem Thema kann nun folgendes festgestellt werden:

Vor dem Thema „personal interest(s)“ orientierte sich die Diskussion weitgehend an meinem Handout; ich wurde immer wieder in die Diskussion einbezogen; die Positionen zu den jeweiligen Themen unterschieden sich tendenziell voneinander; es wurde wesentlich von Soll-Zuständen gesprochen.

Ab dem Thema „personal interest(s)“: es wurde immer wieder nachgefragt, ob ich verstanden hätte, was gesagt wurde; ich nahm die Gruppe als eine Einheit wahr und stellte viele Fragen; die Positionen in den jeweiligen Themen waren sich tendenziell ähnlich; es wurde davon gesprochen, wie es sein sollte, jedoch in einer Sprache, die ich wahrnahm, als ob von der Gegenwart gesprochen werden würde.

Angesichts dessen, dass davon ausgegangen wird, dass ein Leader notwendig ist und eine Position

darstellt, könnte dies nun so interpretiert werden, dass vor dem Thema „personal interest(s)“ die Forderung an mich gerichtet war, die Position des „leaders“ zu übernehmen, bzw. das Handout eine gewisse Art von „leadership“ übernommen hatte. Ab dem Thema „personal interest(s)“ wurde jedoch die Position des „leaders“ von den DiskussionsteilnehmerInnen (von der Gruppe) übernommen, wobei T. eine weitreichendere 'leadership' Rolle übernommen hatte.

Ich persönlich lerne aus diesen Einsichten, dass es interessant ist, darüber nachzudenken, inwiefern eine Position mit einem besonderen Status in einer Gruppe von Menschen gebraucht wird. Können alle TeilnehmerInnen einer Diskussion gleich sein, oder braucht mensch jemanden, der leitet, führt, begleitet, organisiert, analysiert, lenkt, usw.? Wie könnte ein derartiges Lenken, Führen usw. aussehen? Wann bleibt trotz einer derartigen Position in einer Gruppe, dennoch ein Machtgleichgewicht aufrecht? Muss es immer die gleiche Person sein, die diese Position einnimmt? Wie festgelegt sollte es sein, was die Aufgabe und Funktion dieser Person darstellt? Können auch mehrere Personen eine solche Position einnehmen? Wann braucht eine Gruppe eine solche Position und wann nicht?

Resümee

Die Forschungsarbeiten, die ich in Ghana angestellt habe, stellen eine Überprüfung der Theorie in der Praxis dar. In der theoretischen Abhandlung (siehe die ersten drei Kapiteln) ging ich der Frage nach: Wie sollten Entscheidungen getroffen werden? Als Antwort auf diese Frage nahm ich einen Standpunkt ein, der dafür einsteht, dass all jene in Entscheidungen einbezogen werden, die sich von der Entscheidung betroffen fühlen (könnten), sowie dass in einem Entscheidungsfindungsprozess niemand mehr Recht auf Wahrheit beanspruchen kann als jemand anderes. Als Konsequenz sollte jedeR zur Findung einer Entscheidung seinen Standpunkt darlegen, wenn sich dies als notwendig erweist.

In einer konkreten Situation, sprich in der Praxis, stellt sich jedoch nun die Frage: Was ist ein Standpunkt? Ich gehe erstens davon aus, dass ein Standpunkt darauf basiert, dass er so ist, wie er ist, weil der Mensch der ihn vertritt, die Vergangenheit erlebt hatte, wie er sie erlebt hatte, weil sich dieser Mensch in der Gesellschaft verorten muss und weil dieser Mensch danach trachtet Bedürfnisse zu befriedigen. Ich gehe jedoch zweitens auch davon aus, dass es keine universelle Erklärung für einen Standpunkt gibt und daher ist es wichtig in Betracht zu ziehen, dass ein Standpunkt auf (Vor-)Annahmen basieren kann, die einem persönlich fremd erscheinen. Im Grunde wird dadurch sogar die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass sich zwei (oder mehrere) Standpunkte von in eine Entscheidung involvierte Menschen unvergleichbar gegenüber stehen.

Wie stellt sich nun eine Situation dar, in der sich das Darlegen der Standpunkte als notwendig erweist? Der Einzelne ist dabei vor der Herausforderung gestellt, erstens den eigenen Standpunkt darzulegen, sowie zweitens, den Standpunkt des anderen bzw. der anderen zu verstehen.

Es stellt sich daher die Frage, auf welche Art und Weise mensch seinem bzw. ihrem Gegenüber gegenüber treten sollte, wenn er bzw. sie versucht den Standpunkt des Gegenübers zu verstehen.

Im Zuge einer Forschung habe ich ausgehend von der Frage, wie kann kritisches Denken erforscht werden, zwei unterschiedliche methodische Herangehensweisen 'erprobt'.

Die quantitative Befragung im Jahre 2007 basierte auf einer tendenziell objektivistischen Sichtweise von kritischem Denken, da ich hierbei davon ausgegangen bin, dass es universelle Strukturen kritischen Denkens gibt. Diese Herangehensweise hatte sich nicht bewährt, da eine Vorannahme, dass es universelle Strukturen kritischen Denkens gibt, zurückzuweisen ist. Ein derartiger Zugang verweigert die Möglichkeit, dass ein Standpunkt als Ganzes kritisierbar bleibt.

Die qualitative Forschung im Jahre 2011 verfolgte daher das Ziel mittels einer radikal subjektivistischen Herangehensweise kritisches Denken zu erforschen. Das Ergebnis dieser Forschung ist eine Liste einiger zentraler Begriffe, die von den Studierenden in Ghana mit dem Begriff Entscheidung

in Verbindung gebracht, sowie eine Liste unterschiedlicher Positionen, die jeweils zu den zentralen Begriffen eingenommen werden. Obwohl diese Forschungsherangehensweise, die zu bevorzugende ist, so haben sich auch hier Grenzen aufgezeigt: Als optimal hätte sich dargestellt, wenn gänzlich ohne Vorannahmen die Forschung begonnen worden wäre. Doch eine rein subjektivistische Herangehensweise war nicht möglich, da für die Analyse der unterschiedlichen Positionen, sowie für das Herausgreifen von zentralen Begriffen, davon ausgegangen werden musste, dass es Begriffe überhaupt gibt, die zentral für den Begriff der Entscheidung sind, sowie, dass es ähnliche, wie unähnliche Positionen gibt. Es musste also im Hinblick auf den Begriff der Entscheidung identifiziert und differenziert werden. Erst durch diese Vorannahme war es mir möglich, davon auszugehen, dass Entscheidungen in Ghana nicht durch Zufall oder Chaos getroffen werden, sondern von bestimmten Strukturen abhängig sind.

Aus diesem Grund basiert die Forschungsarbeit auf einem Paradox, das sich nicht lösen lässt. Einerseits versuche ich jene Denkstrukturen zu erforschen, die in Ghana bei der Frage nach der Entscheidungsfindung relevant sind, ohne dabei von meinen eigenen Strukturen auszugehen. Andererseits bin ich jedoch dazu gezwungen von eigenen Strukturen auszugehen, da ich ansonsten von nichts ausgehen könnte, auf dem sich die Forschung aufbauen könnte. Das Ziel einer optimalen Herangehensweise kann daher nicht erreicht werden, da die eigene Geschichte immerzu die Ausrichtung der Forschung(-sergebnisse) beeinflussen wird.

Indem ich versuche einen anderen Standpunkt zu verstehen, bin ich davon abhängig von meinem eigenem Bedeutungssystem auszugehen. Ausgehend von meinem eigenen Bedeutungssystem, beginne ich den Dingen von der Welt eine veränderte Bedeutung zuzuschreiben: Ich verschiebe die ursprüngliche Bedeutung.³⁰ D.h. dass ich in dem Prozess, in dem ich den Standpunkt meines Gegenübers verstehen lerne, sehr wohl von meinem Bedeutungssystem ausgehe, jedoch nach und nach das eigene Bedeutungssystem in das Bedeutungssystem meines Gegenübers verwandle. Es ist ein Spiel von Dekonstruieren und Konstruieren. Ich zerlege und baue wieder zusammen. Ein Zerlegen kann durch Fragen-stellen hervorgerufen werden, was einem Hinterfragen der eigenen Kategorien von der Welt gleich kommt. Ein Bauen kann durch zuhören und beobachten und infolge durch das Formulieren von (neuen) Positionen erzeugt werden. Es ist ein Spiel von Identifizieren und Differenzieren. Ich stelle fest was ist und versuche gleichzeitig eine Alternative für Möglich zu halten. Es ist ein Spiel von Positionieren und Bewegen. Ich lege mich fest und bestimme und bin in einem nächsten Schritt wieder bereit offen dafür zu sein, dass es auch anders sein kann.

Soweit lässt sich nun für einen Entscheidungsfindungsprozess zusammenfassen:

³⁰ Die ursprüngliche Bedeutung ist der Ausgangspunkt für meinen Standpunkt, die verschobene Bedeutung ist mein Verständnis von dem Standpunkt meines Gegenübers.

Wenn ich meinen Standpunkt darstelle, sollte ich dabei davon ausgehen, dass dies hier und jetzt meinen Standpunkt darstellt, dieser jedoch in sich, als auch als Ganzes kritisierbar bleibt. Und ich sollte meinen Standpunkt so artikulieren, so dass darin explizit zur Geltung kommt, dass ich mit meinem Standpunkt ein Ziel verfolge, sowie im Weiteren, dass dieser Standpunkt von meiner Geschichte geprägt ist, dass er davon abhängig ist, dass ich in einer Gesellschaft verortet bin, sowie dass ich nach Bedürfnisbefriedigung trachte.

Zweitens, wenn ich zu begreifen versuche den Standpunkt meines Gegenübers zu verstehen, sollte ich wahrnehmen, dass sich in meinem Verständnis von dem Standpunkt meines Gegenübers, nie völlig meine eigene Sicht auf die Welt verbergen wird.

Die Praxis zeigte, was ich bereits in der Theorie versuchte aufzuzeigen. Einen Standpunkt zu verstehen kann nur in den Spannungsfeldern von Objektivismus und Subjektivismus, Identifizieren und Differenzieren, Positionierung und Bewegung, Konstruieren und Dekonstruieren, sowie von Lernen und Verlernen stattfinden.

Inwiefern die Gewichtung auf der einen oder auf der anderen Seite in den Spannungsfeldern gesetzt wird, ist situationsabhängig, denn auch meine Forschung ist im Kontext zu betrachten. Die Forschung fand in einem kulturellen Raum statt, der mir äußerst fremd war, und aus diesem Grund stellte sich hierbei eine extrem subjektivistische Herangehensweise als Ideal dar, was soviel bedeutet, als dass der Standpunkt des Gegenübers als ein Standpunkt mit völlig anderen Kategorien von der Welt wahrgenommen wird.³¹ Dabei ist zu bedenken, dass der ganze Prozess lediglich darauf basierte, den Standpunkt meines Gegenübers zu verstehen und noch weit davon entfernt war eine ideale Entscheidung herbeiführen zu können. Der einmonatige Forschungsaufenthalt stand zu einem Großteil im Zeichen des Fragestellens. Das Ergebnis der Forschung ist nun eine erste Annäherung daran, den Standpunkt der Studierenden in Ghana zu verstehen. Es würde daher noch viel Energie und Zeit in Anspruch nehmen, um davon ausgehen zu können, dass wir eine (ideale) Entscheidung treffen können, bei der ich den Standpunkt des anderen verstehe. Es stellt sich daher die Frage, wie (dringende) Entscheidungen getroffen werden können, wenn sich das Darlegen des eigenen Standpunktes als schwierig erweist, da sich die Zuschreibung von Bedeutungen als sehr unterschiedlich darstellt.

In dieser Arbeit habe ich nun zwar grundlegende Fragen versucht zu beantworten, gleichzeitig hat sich jedoch auch gezeigt, dass noch viele Fragen offen bleiben. Die offenen Fragen sollten jedoch nicht entmutigen an einer Idealvorstellung festzuhalten. Wir kommen ohnehin nicht drum herum zu

³¹ Als weiteren Grund ist hier zu nennen, dass mir der Status eines Wissenschaftlers auch diejenige finanzielle Unterstützung ermöglichte, mich lediglich den Fragen zu widmen, die auf das Verstehen des anderen Standpunktes abzielten.

handeln und solange wir eine Hoffnung auf eine ideale Welt haben, glauben wir auch daran, dass wir etwas ändern und verbessern können.

Anhang 1

Das Konzept:

Das Konzept besteht aus vier Hauptstrukturen, die im Folgenden aufgelistet und erläutert sind. Jeweils zu den Hauptstrukturen sind Fragen aus dem Fragebogen aufgelistet, die auf dessen Struktur basieren. Manche Fragen bauen auf zwei Hauptstruktur auf und sind deshalb doppelt aufgelistet.

Umgang mit Wissen:

Einige Fragen fokussieren das Verständnis von Wahrheit und den Umgang mit Wissen. In einer Welt in der auf keiner Weise mit Gewissheit angenommen werden kann, dass jemand die objektive Wirklichkeit erkennt, muss Wahrheit als etwas relatives betrachtet werden. Wir wissen nicht wer mit welcher Aussage die objektive Wirklichkeit erkennt oder nicht und daher kann nicht ausgeschlossen werden, dass jemand ebenso, und sei er noch so unerfahren auf ein bestimmtes Thema bezogen, etwas zu einer Erkenntniserweiterung beitragen kann. Eine Person kann daher aufgrund seines Status bzw. aufgrund seiner Identität, z. B. als Professor, als Vater oder als Wissenschaftler, nicht von vornherein behaupten, dass nur er/sie wüssten was Sache ist.

Da Bedeutungen bzw. Diskurse keine abgeschlossenen Systeme darstellen, sondern Teil eines Systems sind, sollte die Suche nach Wissen nicht nur in die Tiefe sondern auch in die Breite gehen.

When graduating from university I hope to achieve...

2. ... not only to have more knowledge, but also to have different approaches to topics

7. If a professor focuses only on explaining his topic, rather than answering questions of students, he can achieve more.

Which of these influences on the university are important:

8. economic cooperations

12. Not only can students learn from the professor, but also the professor from the students

18. Male attributes of fathers are the reason why they should have the final say in decisions in family.

28. Information about politics should be as independent as possible from personal political opinion.

30. The influence of scientists on politics leads inevitably to more wealth for all members of a society.

Science should...

32. ... specialise itself

34. ... orient towards religious norms

- 35. ... pay attention that there are different views to various aspects possible
- 36. ... primarily push technical development
- 37. ... orient towards ethnical norms
- 39. A scientist can grasp things by its true appearance.

Identität:

Einige Fragen stehen vor dem Hintergrund Identitäten (Religion, Ethnie, Profession, Geschlecht) als essentiell darzustellen bzw. bestimmte Identitäten als besser; richtiger zu bestimmen.

Which of these influences on the university are important:

- 9. specific ethnical characteristics
- 10. politicians
- 11. religion

14. Ethnic differences among couples don't have an influence on the style of marriage.

17. A marriage cannot exist without religious values.

18. Male attributes of fathers are the reason why they should have the final say in decisions in family.

27. It's natured for politicians to be corrupt.

Science should...

- 34. ... orient towards religious norms
- 37. ... orient towards ethnical norms

39. A scientist can grasp things by its true appearance.

Machtstruktur:

Manche Fragen gehen von einem Machtungleichgewicht aus, und stellen dessen Legitimität in Frage. Darunter fallen auch Fragen, bei denen entweder Konflikte als prinzipiell zu vermeiden dargestellt werden.

1. Student representatives should fight for the interests of students.

When graduating from university I hope to achieve...

- 4. ... to make Ghana a competitive state in the world system

- 5. ... a higher position in society
- 13. Student representatives should make students obey rules.
- 20. Bad children can only be raised with strict punishment measures.
- 21. Conflicts are inevitable in society.
- 22. Hierarchical structures are necessary in making decisions.
- 23. Civil disobedience, for example squat, harms the development of the society.
- 25. It is important to be subordinate to members of society that have a higher position.
- 26. Ghana needs a strong leader to establish order and development in society.
- 29. It is necessary to discipline the population and to punish them if necessary to restore law and order.
- Science should...
- 33. ... strengthen political parties
- 38. ... make it possible for people to live a rational and humane life

Diskurs, Bedeutung, Verortung in der Gesellschaft

Manche Fragen beschäftigen sich mit dem Einfluss der Umgebung, der Umwelt, der Kultur, der Gesellschaft auf das Leben des Einzelnen bzw. umgekehrt: der Einfluss des Einzelnen auf die Gesellschaft. Bedeutungen entstehen aufgrund der Verortung in der Gesellschaft. Lebensweisen sind daher davon abhängig in welchen Umfeld mensch sich bewegt und verorten muss.

- 6. The various backgrounds of students don't have an influence on how they live together on campus.
- 14. Ethnic differences among couples don't have an influence on the style of marriage.
- 15. It is important that I will teach my children exactly those values that my parents taught me.
- 16. A fixed distribution of tasks among family members leads to peace and order in the family.
- 19. The plans that my parents have for my future are, for me, the most important ones.
- 24. my actions don't have an impact on society's development.
- 31. When a scientist makes a decision he is influenced by his background.

Kulturspezifisches

Wie im Fragebogen (siehe Anhang 2) ersichtlich ist, wurden die Fragen in vier Gruppen geteilt, welche die grundlegenden Lebensbereiche darstellen, welche die Studierenden von Ghana beeinflussen, in und mit welchen sie Leben, wo Probleme als auch Möglichkeiten für ihr Leben entstehen, die sie beschäftigen sollten, die ihre Realität darstellen: Studium, Familie, Gesellschaft und Wissenschaft.

Diese Themenblöcke stellen kulturspezifische Parameter dar: Die Gesellschaft hat als zentrales Element den sozialen Menschen. Begriffe sind hier: 'society'; 'civil', 'ghana', 'leader', 'politics/politician', 'law and order'. Begriffe die in anderen Themenblöcke einklang nehmen, sind: 'a competitive state'; 'world system'; 'political parties'. Es zeigt sich, dass die Fragen vor allem den politischen Aspekt der Gesellschaft anspricht, um genauer zu sein den Staat und ein politisches System, welches von Strukturen wie Gesetze, Parteien, PolitikerInnen, Zivilgesellschaft und Weltsystem bestimmt ist. Diese Form von Gesellschaft stammt einerseits aus einer sehr eingehenden polit-ökonomischen Analyse der Geschichte von Ghana seit der Unabhängigkeit von Eboe Hutchful in dem Buch *Ghana's Adjustment Experience* (2002), sowie von einer Zeitungsrecherche, in der ich drei Wochen lang die Zeitungen analysiert hatte. Daraus wurden als einige der meist genannten Themen, Wahlen sowie Parteiinterne Angelegenheiten zum Thema gemacht.

Die Familie fokussiert die zentrale Institution der Erziehung. Zentrale Begriffe stellen hier dar: 'marriage', 'to teach', 'family members', 'family', 'father', 'parents', 'children'. In dem Buch *Social Structure of Ghana* (Assimeng 1999), sowie in *African Cultural Values* (Gyekye 1996) stellt jeweils die Familie ein zentrales Kapitel dar. Dabei werden zum Beispiel von Gyekye Ehe, Status der Frau und Kinder insbesondere zum Thema gemacht.

Das Studium stellt den (gegenwärtigen) zentralen Ort der sozialen Begegnung dar. Begriffe sind hier: 'student representatives', 'student', 'campus', 'university', 'professor'.

Die Wissenschaft ist der Gegenstand der die Studierenden am wesentlichsten beeinflusst: 'scientists', 'specialise', 'true appearance'.

Das Leben auf dem Campus habe ich selbst in Erfahrung gebracht.

Zweitens lassen sich folgende kulturspezifische Begriffe in den Fragen wiederfinden:

Ethnie, Religion, Korruption

Korruption ist ein Thema dem ebenfalls viel Beachtung in den Zeitungen gewidmet wird.

Religion wird von Gyekye als auch von Assimeng als eigenes Thema behandelt. Die unzähligen und unterschiedlichsten Kirchen in Ghana lassen ebenfalls darauf schließen, dass die Religion keinen geringen Stellenwert in der Gesellschaft darstellt.

Das Thema der Ethnien wurde ebenfalls von Assimeng und Gyekye als eigenes Kapitel behandelt.

Anhang 2

Ete Sen! I am from the University of Vienna in Austria and I am making an opinion pool concerning critical thinking among Ghanaian students. For this purpose, I want to ask you to answer this questionnaire. This is an anonymous survey and your personal information will be dealt with strictly confidentially.

Please read all the statements carefully. Please rate the following statements on a *scale between 1 and 7* according to your opinion:

1. I don't agree at all

7. I totally agree

Please fill out the form completely!

Statement		1. I don't agree at all						
		7. I totally agree						
Study:		1	2	3	4	5	6	7
1.	Student representatives should fight for the interests of students.							
	When graduating from university, I hope to achieve...							
2.	... not only to have more knowledge, but also to have different approaches to topics.							
3.	... earn a lot of money.							
4.	...to make Ghana a competitive state in the world system.							
5.	... a higher position in society.							
6.	The various backgrounds of students don't have an influence on how they live together on campus.							
7.	If a professor focuses only on explaining his topic, rather than answering questions of students, he can achieve more.							
	Which of these influences on the university are important:							
8.	economic cooperations							
9.	specific ethnical characteristics							
10.	politicians							
11.	religion							
12.	Not only can students learn from the professor, but also the professor from the students.							
13.	Student representatives should make students obey rules.							
Family:								
14.	Ethnic differences among couples don't have an influence on the style of marriage.							
15.	It is important that I will teach my children exactly those values that my parents taught me.							
16.	A fixed distribution of tasks among family members leads to peace and order in the family.							

17.	A marriage cannot exist without religious values.							
18.	Male attributes of fathers are the reason why they should have the final say in decisions in family.							
19.	The plans that my parents have for my future are, for me, the most important ones.							
Statement		1	2	3	4	5	6	7
20.	Bad children can only be raised with strict punishment measures.							
Society:								
21.	Conflicts are inevitable in society.							
22.	Hierarchical structures are necessary in making decisions.							
23.	Civil disobedience, for example squat, harms the development of the society.							
24.	My actions don't have an impact on society's development.							
25.	It is important to be subordinate to members of society that have a higher position.							
26.	Ghana needs a strong leader to establish order and development in society.							
27.	It's natured for politicians to be corrupt.							
28.	Information about politics should be as independent as possible from personal political opinion.							
29.	It is necessary to discipline the population and to punish them if necessary to restore law and order.							
Science:								
30.	The influence of scientists on politics leads inevitably to more wealth for all members of a society.							
31.	When a scientist makes a decision he is influenced by his background.							
	Science should...							
32.	... specialise itself.							
33.	...strengthen political parties.							
34.	...orient towards religious norms.							
35.	... pay attention that there are different views to various aspects possible.							
36.	... primarily push technical development.							
37.	... orient towards ethnical norms.							
38.	... make it possible for people to live a rational and humane life							
39.	A scientist can grasp things by its true appearance.							

Statistics:

Age _____
Sex _____
Course(s) _____
Level _____
Nationality _____

Job of your father _____
Job of your mother _____
Do you join an
organisation, if yes which one

Thank you very much for your cooperation!

Bibliographie:

Adorno, Theodor W. (1976a): Einleitung. In: abd. u.a. (1976): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Berlin: Luchterhand. 7–80.

Adorno, Theodor W. (1976b): Soziologie und empirische Forschung. In: abd. u.a. (1976): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Berlin: Luchterhand. 81–102.

Agbodeka, Francis (1998): A History of University of Ghana. Accra: Woeli Pub. Services.

Albert, Hans (1992): Kritischer Rationalismus. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 177 – 182.

Appiah, Kwame (1992): In My Father's House. Africa in the Philosophy of Culture. London: Methuen.

Auernheimer, Georg (1989): Kulturelle Identität. Ein gegenaufklärerischer Mythos? In: Das Argument. 175. 381 – 394.

Becker, Werner (1992): Ideologie. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 144 – 150.

Benhabib Seyla (2008): Kosmopolitismus und Demokratie. Eine Debatte mit Jeremy Waldron, Bonnie Honig und Will Kymlicka. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Benhabib, Seyla (2000): Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Frankfurt am Main:

Bestand, Anja (2006): Verhüllen oder Enthüllen? Ästhetik als Herausforderung für Sozialwissenschaft und sozialwissenschaftliche Bildung. 02.03.2010.
<http://www.jsse.org/2006/2006-2/pdf/besand-enthuelen.pdf> [Zugriff: 28.04.2011]

Bhabha, Homi (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.

Bortz, Jürgen; Döring, Nicola (2006): Forschungsmethoden und Evaluation. Für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg: Springer.

Brosius, Hans-Bernd; Koschel, Friederike; Haas, Alexander (2008): Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Carrier, Martin (2007): Wege der Wissenschaftsphilosophie im 20. Jahrhundert. In: Bartels, Andreas; Stöckler, Manfred [Hg.]: Wissenschaftstheorie. Paderborn: Mentis. 15 – 44.

Chalmers, Alan F. (1994): Wege der Wissenschaft. Berlin [u.a.]: Springer

Diekmann, Andreas (2010): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Hamburg. Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Dtv-Lexikon (1995): Band 5. Eit-Fle. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

- Foucault, Michel (1980): Power / knowledge. selected interviews and other writings 1972-1977. New York: Pantheon Books.
- Feyerabend, Paul (1999): Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feyerabend, Paul (1992a): Relativismus (2). In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 292 – 296.
- Feyerabend, Paul (1992b): Erkenntnistheorie, anarchische. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 58 – 61.
- Freire, Paulo (1985): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. Hamburg: Rowohlt.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument-Verlag.
- Hall, Stuart (1997): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London: Sage.
- Hejl, Peter M. (2001): Konstruktivismus und Universalien. Eine Verbindung contre nature?. In: Hejl, Peter M. [Hg.]: Universalien und Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jaeggi, Rahel (2008): Was ist Ideologiekritik? In: Jaeggi, Rahel; Wesche, Tilo [Hg.]: Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp. 266 – 295.
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: UNRAST.
- Kant, Immanuel (1974): Kritik der reinen Vernunft. Bd. 1. und 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klinger, Cornelia (1997): Die spätmoderne Wendung zur Kultur. Vortrag am Institut für Sozialforschung. Hamburg.
- Krüger, Lorenz (1992): Erfahrung. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 48 – 51.
- Kutschera, Franz von (1982): Grundfragen der Erkenntnistheorie. Berlin (u.a.): de Gruyter.
- Landwehr, Achim (2004): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: Ed. Diskord.
- Lauth, Bernhard; Sareiter, Jamel (2002): Wissenschaftliche Erkenntnis. Eine ideengeschichtliche Einführung in die Wissenschaftstheorie. Paderborn: Mentis.
- Munah, Takyiwaa; Gariba, Sulley; Budu, Joseph (2007): Change & Transformation in Ghana's Publicly Funded Universities: A Study of Experiences, Lessons & Opportunities. Oxford, Accra: Woeli Publishing Service.
- Musgrave, Alan (1992): Objektivismus. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 234 – 236.

Novy, Andreas (2004): Entwicklung gestalten. Gesellschaftsveränderung in der Einen Welt. Frankfurt am Main; Wien: Brandes & Apsel; Südwind. (Geschichte, Entwicklung, Globalisierung. 5.)

Popper, Karl R. (2005): Logik der Wissenschaft. Tübingen: Mohr Siebeck

Röd, Wolfgang (1992): Erkenntnistheorie. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 52 – 57.

Said, Edward (1981): Orientalismus. Frankfurt am Main: Ullstein.

Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: Walter de Gruyter.

Schneider, Norbert (1998): Erkenntnistheorie im 20. Jahrhundert. Klassische Positionen. Stuttgart: Reclam.

Schweppenhäuser, Gerhard (2010): Kritische Theorie. Ditzingen: Reclam.

Schurz, Gerhard (2006): Einführung in die Wissenschaftstheorie. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Seiffert, Helmut (1992a): Wissenschaft. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 391 – 399.

Seiffert, Helmut (1992b): Wissenschaftstheorie, allgemein und Geschichte. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 461 – 463.

Seiffert, Helmut (1992c): Wahr und falsch; Wahrheit. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 369 – 375.

Seiffert, Helmut (1992d): Einleitung. Das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaftstheorie. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 1 – 4.

Sen, Amartya (1999): Entwicklung als Freiheit. In: Fischer, Karin; Hödl, Gerald; Sievers, Wiebke [Hg.] (2008): Klassiker der Entwicklungstheorie. Wien: Mandelbaum, 280-291.

Sen, Amartya (2002): Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

Stachowiak, Herbert (1992): Erkenntnistheorie, neopragmatische. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 64 – 68.

Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Varela, Maria do Mar Castro; Dhawan, Nikita (2005): Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien. In: ebd.: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript. 11–28.

Vowinckel, Gerhard (2001): Biotische, psychische und soziokulturelle Konstruktionen der

Wirklichkeit und wie sie zusammenhängen. In: Hejl, Peter M. [Hg.]: Universalien und Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Warren Bartley, William (1992): Rationalität. In: Seiffert, Helmut [Hg.]: Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 282 – 287.

Internet-Seiten:

GhanaWeb (2011): University for Development Studies. 14.01.2008.
<http://www.ghanaweb.com/GhanaHomePage/education/tamale.html> [Zugriff: 14.01.2008]

Wikipedia (2010): Entwicklung. 11.11.2010. <http://de.wikipedia.org/wiki/Entwicklung> [Zugriff: 07.01.2011]

Abstrakt deutsch

Diese Arbeit stellt eine Positionierung des Autors in den Spannungsfeldern Objektivismus und Subjektivismus, Identität und Differenz bzw. Positionierung und Bewegung und im Spannungsfeld Theorie und Praxis dar. Diese Themen werden im Hinblick auf politische Entwicklung, sprich im Hinblick auf die Frage, wie Entscheidungen getroffen werden sollten, behandelt.

Diese Arbeit geht davon aus, dass Entscheidungen im Grunde immer dann gefällt werden, wenn gehandelt wird, da in jeder Handlung, und dabei sei auch Denken gemeint, entschieden wird, dass eine bestimmte Richtung der (individuellen sowie gesellschaftlichen) Entwicklung eingeschlagen wird und andere Richtungen als falsch oder als alternativ wahrgenommen werden.

Im Zuge der Beschäftigung mit dem Thema Wahrheit und Erkenntnis stellt sich diese Arbeit die Frage, ob es privilegierte Menschen in Entscheidungen geben sollte, die mehr Einfluss auf eine Entscheidung ausüben sollten, da angenommen werden kann, dass sie definitiv bessere Ziele vor Augen haben oder ob alle Menschen gleichwertig in Entscheidungsfindungsprozessen mitwirken sollten, da Ziele als rein relativ zu betrachten sind. Diese Arbeit kommt dabei zu der Einsicht, dass es für den Menschen unabdingbar ist einem Ziel zu folgen und somit von einem besseren Ziel auszugehen, gleichzeitig kommt diese Arbeit jedoch auch zu der Einsicht, dass von keinem universell gültigen Ziel ausgegangen werden kann.

Für eine ideale Entscheidungsfindung lässt sich daraus folgern, dass in einem Entscheidungsfindungsprozess die Beteiligten ihren Standpunkt darstellen, von dem sie zwar annehmen, dass dies hier und jetzt ihr Standpunkt ist, dieser jedoch jederzeit kritisierbar und zwar nicht nur in sich, sondern auch als Ganzes kritisierbar bleibt.

In der Behandlung des Themas Identität, wird der Frage nachgegangen warum ein Standpunkt so ist, wie er ist. Hierbei kommt diese Arbeit zu dem Schluss, dass ein Standpunkt so ist wie er ist, weil der Mensch, der ihn vertritt durch seine Geschichte geprägt ist, weil er sich in einer Gesellschaft verortet, sowie weil er danach trachtet Bedürfnisse zu befriedigen. In einer idealen Entscheidung sollte daher mit Standpunkten argumentiert werden, die auf diesen Aspekten beruhen. Da sich diese Arbeit der Herausforderung stellt, einen Standpunkt als Ganzes kritisierbar zu erachten, muss in einem Entscheidungsprozess angenommen werden, dass die Möglichkeit besteht, dass der Standpunkt meines Gegenübers nicht mit den eigenen Kategorien von der Welt erklärbar ist. Im Zuge einer empirischen Forschung wurde der Versuch unternommen diese theoretische Vorstellung in der Praxis umzusetzen. Bei der empirischen Forschung in Ghana wurde der Frage nachgegangen, was es für die Studierenden in Ghana bedeutet, eine ideale Entscheidung zu treffen?

Die Forschungsarbeit hat aufgezeigt, dass sich das Kritisieren eines Standpunktes als Ganzes nicht in der Praxis umsetzen lässt, da sich das Verständnis von dem Standpunkt des Gegenübers nie völlig von den eigenen Vorstellungen von der Welt lösen kann. In dem Verständnis des Standpunktes des Gegenübers wird sich auch die eigenen Geschichte, die eigene Verortung in der Gesellschaft und das eigene Trachten nach Bedürfnisbefriedigung immerzu widerspiegeln.

Abstract english

This thesis represents the author's positioning between the conflicting issues of objectivism and subjectivism, identity and difference as well as between theory and praxis. These topics are reviewed regarding political development, i.e. the question of how decisions should be made.

The thesis assumes that decisions are basically always taken whenever there is an action, because with every action, including the act of thinking, a certain way of (individual as well as societal) development is chosen and other ways are considered wrong or alternative.

By engaging in the matter of truth and epistemology the question comes up if there should be privileged people having more influence on a decision because it can be assumed that they have better goals, or if everybody should take part equally in processes of decision-making because goals are to be considered relative. This thesis comprehends that it is indispensable for humans to follow a goal, at the same time it recognises that there is no universally valid goal.

Therefore, in ideal decision-making it can be said that the people involved in the process represent their point of view of which they assume it is theirs in the very place and moment, but still it remains fully criticisable at any time.

Concerning the issue of identity, the question of why a position is as it is is pursued. The answer it attains to is that it is as it is because the person representing it is affected by their history, by the necessity of positioning themselves in society, as well as because they want to satisfy their needs. Hence, in an ideal decision there should be argued with positions based on these aspects.

As this thesis faces the challenge of considering a point of view fully criticisable, it has to be assumed in a decision-making process that there is the possibility of the viewpoint of the counterpart not being explicable with the own categories of the world. In the course of an empirical research, the attempt was done to transform this theoretical approach into praxis. In this research in Ghana students were asked what it meant to them to make an ideal decision. The practical research showed that criticising a viewpoint as a whole is not transferable into praxis, as the understanding of the position of the counterpart can never be completely separated from the own conceptions of the world. In this understanding the own history, the own positioning in society and the own thriving for satisfaction of needs will always be reflected.

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name Laner, Bernhard
Geboren 20.Juni.1983 in Gmunden (Österreich)

Kontakt ✉ Kainachgasse. 16a
1210 Wien/Österreich
✉ berndilaner@gmx.at

Ausbildung

seit 10.2004 **Individuelles Diplomstudium der ‚Internationalen Entwicklung‘**
an der Universität Wien

10.2003-09.2004 Zivildienst
in der Einrichtung St. Pius, Peuerbach - Caritas für Menschen mit Behinderungen

1998-2003 Höhere Technische Bundeslehranstalt für Bautechnik, Linz

1994-1998 Hauptschule Waizenkirchen

1989-1994 Grundschule Waizenkirchen

Kindergarten Waizenkirchen

Auslandsaufenthalte

11.2010 – 12.2010 **Forschungsaufenthalt** in Ghana zum Thema politische Entwicklung.

04.2008 – 08.2008 **Studium** der französischen Sprache und **Reise** durch Westafrika

02.2008- 04.2008 **Forschungsaufenthalt** in Ghana zum Thema kritisches Denken der Studierenden in Ghana. Erarbeitung und Durchführung von Interviews mit Universitäts-Personal. Beobachtungen und informelle Gespräche mit Studierenden.

11.2007-01.2008 **Reise** in Ghana

10.2007- 11.2007 **Forschungsaufenthalt** in Ghana zum Thema kritisches Denken der Studierenden in Ghana. Erarbeitung und Administration von Fragebögen. Beobachtungen und informelle Gespräche mit Studierenden.

09.2006 – 11.2006 **Reise** in Nordindien

02.2005-08.2005 **Reise** in und durch Thailand, Kambodscha, Laos und den Philippinen

gesellschaftliches Engagement/ berufliche Erfahrungen

- seit 03.2009 **Fachtutor** auf der Internationalen Entwicklung/Universität Wien in dem Proseminar Entwicklungsökonomie. **Aufgaben:** Kontrolle und Korrektur von Hausübungen, Abhalten von Referatsvorbesprechungen mit Studierenden.
- 10.2008–06.2009 Engagement im selbstorganisierten Bildungsraum „keine_uni“
- 10.2003–09.2004 **Betreuung von Menschen mit Beeinträchtigung** im Zuge des Zivildienstes in der Einrichtung St. Pius, Peuerbach - Caritas für Menschen mit Behinderungen

Sprachen und EDV-Kenntnisse

- Sprachen** Deutsch (Muttersprache)
Englisch (flüssig in Wort und Schrift)
Französisch (mäßige Kenntnisse)

Stand: 15.09.2011